

**Das äskulapische Dekameron; Ärzte, Apotheker und Medizinen in den
Novellen und Schwänken bis 1600 / [herausgegeben von Hanns Floerke].**

Contributors

Floerke, Hanns, 1875-1944.

Publication/Creation

München : Müller, 1920.

Persistent URL

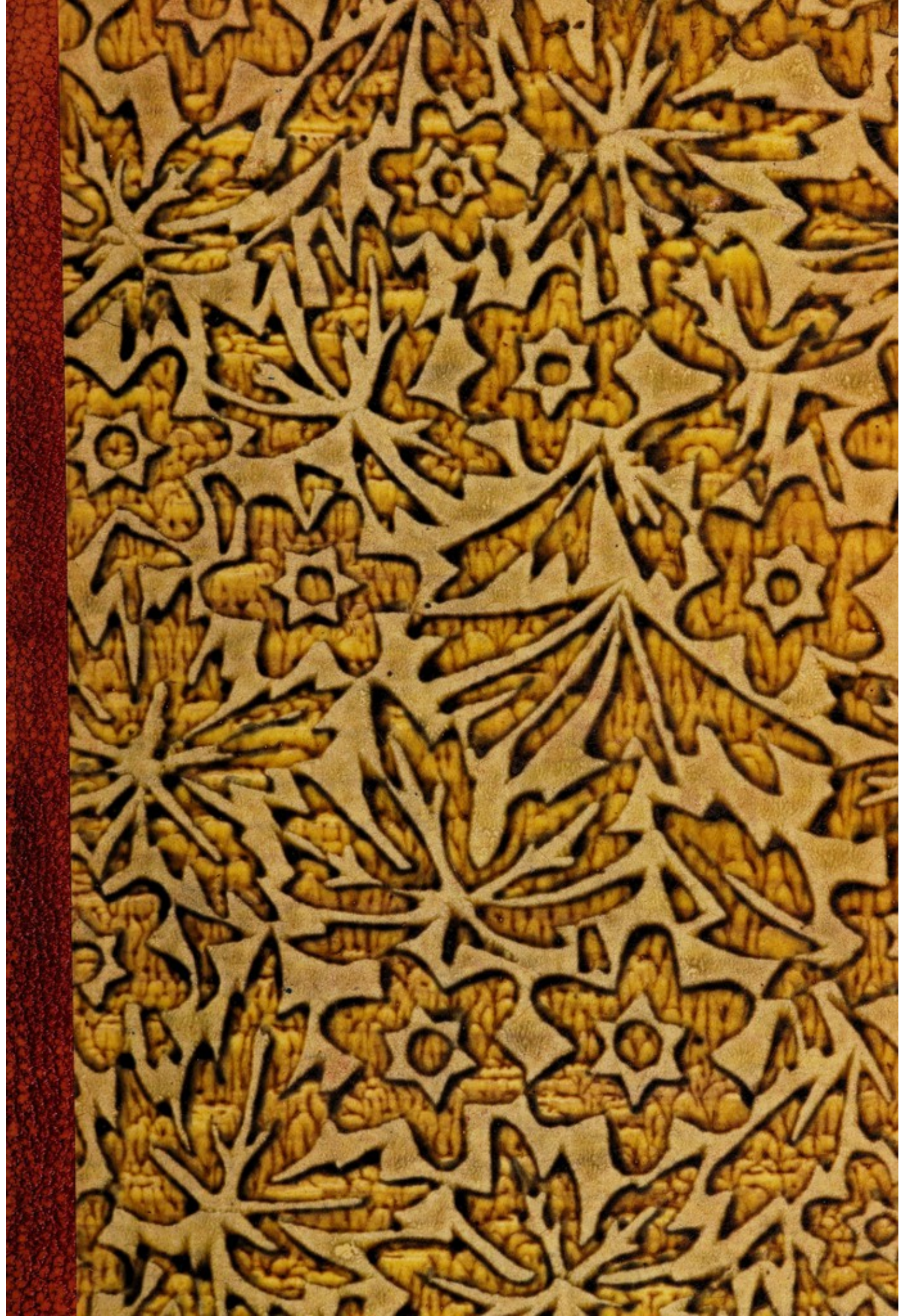
<https://wellcomecollection.org/works/jpbd8qg7>

License and attribution

Conditions of use: it is possible this item is protected by copyright and/or related rights. You are free to use this item in any way that is permitted by the copyright and related rights legislation that applies to your use. For other uses you need to obtain permission from the rights-holder(s).



Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
<https://wellcomecollection.org>



7530

22

A. xxxvii
20/f

CU(2)




22101558373

Das Askulapische Dekameron

herausgegeben von Hanns Floerke. Mit Original-
holzschnitten von Otto Wirsching und Hans Salm.

I. Band





Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Wellcome Library



Das
Äskulapische Dekameron

Ärzte
Apotheker und Medizinen
in den
Novellen und Schwänken
bis 1600

★

1920

Georg Müller Verlag · München

LITERATURE and MEDICINE



CU (2)

Einleitung

In den Jahrhunderten, die der Renaissance vor-
aufgingen, war die Bedeutung des Arztes für das
Volk gleich Null. Abgesehen von den arabischen
und jüdischen Ärzten, die sich die Kaiser, Könige,
Päpste und reichsten Barone im Mittelalter für
schweres Geld aus Kairo, Salerno oder aus Toledo,
der Stadt der Magier, verschrieben, wurde die Me-
dizin nur an den Kirchentüren und Klosterpforten
ausgeübt — durch Besprengung mit Weihwasser,
Salben mit Chrisam, Sandauflegen, Formeln und
dergleichen.

Wenn der Priester ursprünglich Arzt gewesen war
und über eine ausgebreitete Heil- und Zaubermittel-
kenntnis verfügt hatte, so war er jetzt in seiner angst-
vollen Abgewandtheit von der angeblich unreinen,
dämonischen Natur ein Prediger der Resignation,
dessen theurgische Therapie nur auf die Beseitigung
der dämonischen Einwirkung gerichtet war, die er
als einzige Krankheitsursache ansah. Wer durch sie
nicht geheilt wurde, der hatte eben den Glauben
nicht. Im übrigen war das Leben ja eine Prüfung;
jede Abkürzung desselben mußte daher willkommen
geheissen werden.

Die Zahl dieser Nichtgeheilten — man denke an die
ungeheuerere Verbreitung der Hautkrankheiten im 13.,

an die Epilepsie (Veitstanz) und die Pest im 14. Jahrhundert — war aber Legion. Woher sollte ihnen Hilfe kommen, wenn sie sich die von der Kirche gepredigte Resignation nicht zu eigen machten?

Bis an die Schwelle der Renaissance — dieser Wiedergeburt zur Natur und Abkehr von der Resignation — hatte das Volk nur einen wirklichen Arzt — keinen gelehrten, talarierten freilich, aber einen naturheilkundigen, empirischen: die weise Frau, wie ihre Anhänger, die Heze, wie ihre Feinde sie nannten. Die Kirche hatte sie durch ihre Verachtung der Natur und ihrer Hilfsmittel, durch ihre Verfolgung der Vernunft, selber geschaffen. „Von wann datiert die Heze?“ fragt Michelet¹. „Von den Zeiten der Verzweiflung, der tiefen Verzweiflung, welche die Welt der Kirche geschaffen hatte,“ antwortet er und betont: „Ich sage ohne Zögern: Die Heze ist ihr Verbrechen.“

Außerhalb der Klosterschule, in der die Logik und die freie Vernunft erstickt wurden, entstand die Schule der Natur, in welcher die Heze und der Hirte ihre Beobachtungen machten und ihre Erfahrungen sammeln. Hier begannen die schlimmen Wissenschaften, die verbotene Pharmazie der Gifte (Belladonna!) und die verabscheuungswürdige Anatomie: Der Hirte verdankte seine Rezepte der Beobachtung des Himmels, des Wetters und der Tiere. Die Heze, seine Schülerin, schleppte vom nahen Friedhof einen gestohlenen Leichnam herbei und zum erstenmal konnte man dies Wunder Gottes betrachten. Ihnen gefellte

¹ Jules Michelet: La Sorcière, Leipzig 1862, S. XIV.

sich zuweilen ein Dritter, der Chirurg und Veterinär jener lebenswürdigen Zeiten, der Senker, der Mann mit der linken Hand, der sich des schneidenden Eisens mit unfehlbarer Sicherheit zu bedienen wußte, die Knochen zerbrach und sie wieder einzurichten verstand, der tötete und bisweilen rettete, indem er nur bis zu einem gewissen Punkte henkte.

Die Erfolge dieses Kleeblatts zwangen ihre Konkurrentin zu studieren. Man wollte doch leben. Alles wäre der Heze zugefallen; man hätte für immer dem Arzte den Rücken gekehrt. Die Kirche mußte dulden und gestatten, was in ihren Augen Verbrechen war. Sie bewaffnete gegen die Heze den Arzt. So tief sie ihn haßte, begründete sie nichts desto weniger sein Monopol, zur Austilgung der Heze. Sie erklärte — im 14. Jahrhundert — wenn die Frau es wage zu heilen, ohne studiert zu haben, so sei sie Heze und des Todes schuldig. Aber wie sollte sie öffentlich studieren?

Die Kirche mußte zugeben, daß es nützliche Gifte gebe (Grillandus). Sie ließ notgedrungen öffentlich sezieren. Im Jahre 1306 öffnet und zergliedert der Italiener Mondino eine Frau, 1315 noch eine. Eine Welt ward entdeckt, wichtiger als die von Columbus ersegelte.

Als der große und mächtige Doktor der Renaissance, Paracelsus, im Jahre 1527 zu Basel die gelehrten Bücher der gesamten alten Medizin verbrannte, die griechischen, jüdischen und arabischen, die Werke der Hippokrates, Galen, Aristoteles, Maimonides, Rhasis, Dschaffar, Ebn Sina, Avicenna, Averroes, Me

suë, erklärte er, nur aus der Volksmedizin etwas gelernt zu haben, von den weisen Frauen, den Sirten und den Senfern¹.

„Wenn ich“, sagt Michelet, „die sehr schönen Werke lese, die man in unsern Tagen über die Geschichte der Wissenschaften geschrieben hat, versetzt mich ein Umstand in Erstaunen: man scheint zu glauben, daß alles von den Gelehrten gefunden worden sei, diesen Halb-Scholastikern, die jeden Augenblick durch ihren Talar, ihre Dogmen, die beklagenswerten geistigen Gewohnheiten gehemmt wurden, die ihnen die Schule gab. Und sie, die frei von diesen einhergingen, die Hexen, sollten nichts gefunden haben? Das wäre unwahrscheinlich. Paracelsus sagt das Gegenteil. In dem Wenigen, was man von ihren Rezepten weiß, steckt außerordentlich viel gesunder Menschenverstand. Noch heute betrachtet man die von ihnen so viel verwandten Solaneen als das Spezialheilmittel für die große Seuche, welche die Welt im 14. Jahrhundert bedrohte. Es hat mich überrascht, bei Coste (*Hist. du Dével. des corps*, t. II, p. 55) zu sehen, daß Paul Dubois' Ansicht über die Wirkungen des Eiswassers in einem gewissen Augenblick genau der Praxis der Hexen am Sabbat entsprach. Man sehe sich dagegen die törichtesten Rezepte der großen Doctoren jener Zeiten an, die wunderbaren Wirkungen des Maultierurins usw. (*Agrippa, De occulta philosophia*, t. II, p. 24, éd. Lugduni)².“

¹ Michelet, op. cit. S. XXf., 108; 112; 119.

² Michelet, op. cit. pag. 438f.

Es könnte Wunder nehmen, daß in allen den ernstesten und lustigen Geschichten, die im Folgenden mitgeteilt werden, nur ein einziges Mal von einer jener hilfreichen Frauen die Rede ist, die für das niedere Volk und gewiß auch für die meisten Frauen des Bürgertums, die einzigen eigentlichen Verwalter der Heilkunde waren. Dieses Schweigen erklärt sich indes unschwer aus der Scheu vor der Saga und aus der Heimlichkeit, mit der ihre Dienste in Anspruch genommen wurden. Wie leicht konnte man in den Verdacht kommen, sich einen Liebestrank haben brauen oder einen Zauber gegen eine gehasste Person bereiten lassen!

Die meisten dieser hundert und mehr Arztgeschichten sprechen nicht mit sonderlicher Hochachtung von den Jüngern des Asklepios. Es mag oft schlecht genug um ihre Wissenschaft bestellt gewesen sein. Die im 8. und 9. Jahrhundert entstandenen Rezeptsammlungen, das eine oder andere der von Paracelsus verworfenen Bücher, bildeten häufig das einzige Fundament ihrer medizinischen Kenntnisse. Dazu kam, daß es — wenigstens in Italien — offenbar sehr leicht war, sich als Arzt auszugeben, trotz der Fakultäten von Padua und Pavia, Bologna und Salerno.

*Misero me, che ciascun Pedantuzzo,
che apena sa la Janua drittamente,
di Medico portar vuol il Capuzzo!*

Flagt der venezianische Arzt und Dichter Cynthio degli Fabritii 1526. Der Ruhm der Fakultäten kam auch den Dilettanten und Pfuschern zugute und verschaffte ihnen Zulauf.

Aber nicht nur in den Novellen und Schwänken werden die Ärzte durch den Kamm gezogen. Die gründlichste Auseinandersetzung mit ihnen finden wir bei Montaigne, im 37. Kapitel des II. Buches seines *Essais* (1580), wo er übrigens betont, daß Plinius und Celsus noch weit unsanfter von ihrer Kunst sprechen als er selbst. Der in der Hauptsache kurzweilige Charakter dieser Sammlung erlaubt es nicht, diese sehr eingehenden und ernsthaften Ausführungen wiederzugeben; mehr entspricht ihr der von bezeichnenden Geschichtchen durchsetzte Exkurs seines Zeitgenossen Henri Estienne, der hier folgen möge.

Nachdem der gelehrte Moralist den Apothekern gehörig den Kummel gerieben, fährt er fort: „Ich fürchte in den Verdacht des heimlichen Einverständnisses mit den Ärzten zu geraten, wenn ich gar nichts über sie sage, nachdem ich mich so ausgiebig über die Apotheker verbreitet habe. Um also einem solchen Verdacht vorzubeugen, will ich auch von den Ärzten sprechen und mit einer Geschichte beginnen, die einmal zu Paris im Hause meines verstorbenen Vaters in sehr guter Gesellschaft von einem Doktor der Medizin erzählt wurde. Dieser Mann erfreute sich eines guten Rufes, verlor davon aber einen guten Teil bei allen denen, die seine Geschichte mit anhörten. „Ich behandelte, sagte er, einen dicken Abt und hatte meine Schuldigkeit an ihm so gut getan, daß ich ihn in wenigen Tagen wieder auf die Beine gebracht hatte. Ich machte nun die Beobachtung, daß, während er mir im bedenklichsten Stadium seiner Krankheit goldene Berge

versprach, er mich bei fortschreitender Besserung mit wenig wohlwollenden Blicken anzusehen schien und kein Wort mehr davon sprach, mich für meine Bemühungen zu entschädigen. Ich wandte daher folgendes Mittel an, um zu meinem Gelde zu kommen: ich gab ihm zu verstehen, ich besorge sehr einen Rückfall, der sich noch schlimmer gestalten würde als die Krankheit selbst und für den bereits ernsthafte Anzeichen vorlägen, er müsse daher noch eine Medizin nehmen. Diese ließ ich ihm derart bereiten, daß er ungefähr zwei Stunden nach dem Einnehmen fand, er habe die Rechnung ohne den Wirt gemacht und bedürfe meiner mehr denn zuvor. In dieser beängstigenden Lage schickte er einen Boten um den andern zu mir, doch wie er zuvor den Vergeßlichen in bezug auf meine Entschädigung gespielt hatte, so spielte ich jetzt den Verhinderten. Endlich sandte er mir einen Diener, der mir eine hübsche Summe aushändigte und mich bat, ihn doch um Gotteswillen zu besuchen, da er fürchte, nicht mit dem Leben davonzukommen. Da dieser Diener das wahre Mittel angewandt hatte, meine Verhinderung zu beseitigen, erreichte er, daß ich ihn besuchte, und nach drei Tagen brachte ich es dahin, daß er wieder munter und guter Dinge war, worauf er mich abermals reichlich belohnte.'

Dies — fährt Estienne fort — die beinahe wörtliche Erzählung eines Arztes, der nicht daran dachte, daß er dadurch seinen Ruf so stark schädigte, wie sich nachher herausstellte. Diese Schädigung war so groß, daß er sich lieber fünfzigmal auf die Zunge gebissen

hätte, als daß ihm ein Wort davon ent schlüpft wäre. Da aber seine Zuhörer den Mönchen keineswegs wohl wollten, hatte er darauf vertraut, sie würden die mala fides nicht merken, deren er sich jenem Abte gegenüber schuldig gemacht hatte und würden nur darüber lachen. Gott erlaubte jedoch nicht, daß dieses Zeugnis, das er wider sich selbst abgelegt, zu Boden falle und sorgte dafür, daß es sorgsam aufgenommen wurde. Ihr mögt euch nun eure Gedanken darüber machen, lieber Leser, in wie viele Gefahren die armen Patienten geraten, wenn sie in die Hände solcher Leute fallen. Denn wenn sie schon in Anwendung alles ihres ärztlichen Wissens und guten Glaubens fehlgreifen, wo sie das Richtige zu treffen glauben, und ihre Fehler erst merken, wenn die Patienten schon im Jenseits sind, was soll dann erst passieren, wenn sie vorsätzlich das Leben der in ihren Händen Befindlichen aufs Spiel setzen, um die Wirkung irgendwelcher paradoxer Rezepte zu erproben, die sie nächtlicherweile ausgeheckt haben, und — was noch schlimmer — wenn sie die Lust anwandelt, sich an denen zu rächen, die sie in ihrer Gewalt haben, wie der Barbier an denjenigen, denen er das Rasiermesser an die Kehle setzt? Aber ich lasse diesen Punkt auf sich beruhen, da er mehr in das Kapitel über die Morde als in die Abhandlung über die Diebstähle gehört¹. Es soll mir genügen, von denjenigen zu sprechen, welche

¹ Das 16. Kapitel des I. Buches der Introduction au Traité de la Conformité des merveilles anciennes avec les modernes ou Traité prépara-

die Friedhöfe um so buckliger machen, je dicker die Geschwüre sind, die sie an ihren Geldbörsen entstehen lassen, von denjenigen, die ihre Unwissenheit durch Dünkel und Unverschämtheit verdecken. Denn ich glaube, daß unser Jahrhundert und sein nächster Nachbar in verschiedenen Ärzten größere Beispiele von Habgier und Unwissenheit liefern werden als irgendeines der vorausgegangenen.

Was nun zunächst die Habgier anlangt — wo lesen wir da von einer, die der eines gewissen Petrus von Apona oder Petrus Apenus gleichkäme, der Professor der Medizin in Bologna, der Setten, war? So oft dieser nämlich die Stadt verließ, um einen Kranken zu besuchen, ließ er sich fünfzig Taler für den Tag bezahlen. Dabei fällt mir ein, was Philipp de Commines¹ von einem Arzte Ludwigs XI.², namens Meister Jacques Cottier erzählt. Ich will die eigenen Worte dieses Geschichtschreibers anführen, der, wie wir wissen, alle übertragt, die über die Geschichte Frankreichs geschrieben haben: „Ludwig XI.“, sagt er, „hatte einen Arzt namens Meister Jacques Cottier, dem er in fünf Monaten 54000 Taler in bar gab, das macht 10000 Taler monatlich und 4000 noch darüber; dazu das

tif à l'Apologie pour Herodote (1572), dem obiges entnommen ist, trägt die Überschrift: Des larrecins des marchans, et autres gens de divers estats.

¹ Philippe de Commines 1445—1509. Seine berühmten „Memoiren“ schrieb er 1464—1498. Sie sind 1920 im Verlage von Georg Müller in München deutsch erschienen.

² Ludwig XI. von Frankreich, geb. 1423, König 1461, gest. 1483.

Bistum Amiens für seinen Neffen und andere Ämter und Ländereien für sich und seine Freunde. Besagter Arzt war gegen ihn sehr grob und gebrauchte ihm gegenüber so beleidigende Worte, wie ein Herr sie einem Diener gegenüber nie gebrauchen würde. Und so sehr fürchtete ihn der genannte König, daß er nicht gewagt hätte, ihn fortzuschicken, und sich bei allen, mit denen er über ihn sprach, darüber beflagte. Er hätte sich aber nicht getraut zu wechseln, wie er es mit allen andern Dienern tat; denn genannter Arzt hatte vermessenenerweise zu ihm gesagt: „Ich weiß wohl, daß Ihr mich eines Tages davon-schicken werdet, wie Ihr es mit andern macht, aber — und hier schwor er einen starken Eid — Ihr würdet danach keine 8 Tage mehr leben!“ Dieses Wort erschreckte ihn sehr, so daß er für diesen Mann, der für ihn ein so großes Segfeuer auf dieser Welt war (in an-betracht des unbedingten Gehorsams, in dem er so viele wackere und große Männer zu erhalten gewußt), nur noch Schmeicheleien und Geschenke hatte.“

Diese beiden Beispiele, fährt Estienne fort, werden uns davor bewahren, über das erstaunt zu sein, was Froissart¹ von einem Arzte namens Meister Guillaume de Sarsely erzählt, der König Karl VI. heilte und ihm seinen Verstand und seine Gesundheit wiederverschaffte². Nachdem er von der schönen Kur gesprochen, die diesem Arzte ge-

¹ Jean Froissart, französischer Geschichtschreiber, geb. 1333, gest. Anfang des 15. Jahrhunderts. Seine Geschichte umfaßt die Zeit von 1326—1400.

² Karl VI. von Frankreich, der Wahnsinnige, geb. 1368,

lungen war, sagte er: „Es wurde nun für erspriesslich angesehen und beschlossen, diesen Meister Guillaume de Sarsely am Hofe zu behalten und ihm soviel zu geben, daß er zufrieden sein würde. Denn darauf zielen die Ärzte ja stets ab: große Honorare und Vorteile von den hohen Herren und Damen zu erlangen, die sie besuchen. Er wurde also ersucht und gebeten, beim Könige zu bleiben. Er entschuldigte sich jedoch angelegentlichst und sagte, er sei ein alter, schwacher und leistungsunfähiger Mann, könne die Lebensweise des Hofes nicht vertragen und möchte binnen kurzem wieder zu seiner gewohnten Diät zurückkehren. Als man sah, daß er auf seinem Sinn beharrte, wollte man ihn nicht halten und ließ ihn ziehen. Bei seiner Abreise gab man ihm aber tausend Goldkronen und eine Urkunde des Inhalts, daß ihm vier Pferde gestellt werden sollten, so oft es ihm gefalle, der Residenz des Königs einen Besuch abzustatten. Ich glaube, daß er niemals dorthin zurückkehrte. Denn als er nach der Stadt Laon gekommen war, wo er sich für gewöhnlich aufhielt, starb er als sehr reicher Mann mit einem Barvermögen von gut 30000 Francs. Er war der fräusrigste Mann, der zu seiner Zeit bekannt war und sein größtes Vergnügen war, zeit-
lebens einen großen Guldensegen zu ernten. Daheim gab er täglich nur zwei Pariser Sous¹ aus und aß und trank, indem er sich zu Gaste lud, wo er
trat 1388 die Regierung an, verfiel 1392 in Wahnsinn und starb 1422.

¹ zu 15 Hellern, d. h. den zehnten Teil eines Franc.

konnte, umsonst. Mit solchen Ruten werden alle
 Ärzte gezüchtigt." Wenn wir aber, fährt Estienne
 fort, von einem Arzte sprechen wollen, der an Sab-
 gier nicht allein alle Ärzte übertroffen hat, die es
 je gegeben, sondern vielleicht alle Sabfüchtigen, von
 denen man je hat sprechen hören, so brauchen wir
 nicht gar weit zu gehen, sondern können von einem
 reden, der erst vor ungefähr 9 oder 10 Jahren ge-
 storben ist. Er hieß Jacobus Sylvius, und ich
 begnüge mich, einen einzigen Zug seiner Sabgier an-
 zuführen, der einen hinlänglichen Begriff von ihr
 geben kann. Gott hatte diesem Manne ein sehr um-
 fassendes und tiefes medizinisches Wissen verliehen
 und ihn vor allem mit dem Vorzug ausgestattet,
 daß er seine Wissenschaft im besten Latein vom
 Katheder verkünden konnte. Kurz, dieser Arzt war
 in der Theorie so besonders gut beschlagen und hatte
 einen so hervorragenden Vortrag, daß, wenn er in
 der Praxis dasselbe geleistet hätte, man ihn einen
 zweiten Galen nennen konnte. Er hatte aber die
 Sabgier so sehr Gewalt über sich gewinnen, d. h.
 sie hatte ihn Gott so sehr vergessen lassen, daß er,
 statt ihm zu Ehren und zum Dank für die ihm zu-
 teil gewordenen großen Gnaden, einige arme Stu-
 denten gesondert und privatim zu unterrichten, es,
 wenn er auf dem Katheder stand, nicht duldete,
 daß fünf oder sechs arme Kerle unter seinen Hörern
 seiner Vorlesung gratis beiwohnten, obwohl sie
 unter zwei bis dreihundert saßen, die alle ihren
 monatlichen Teston¹ bezahlt hatten. Solches ver-

¹ Der teston hatte 10, manchmal 15 sous.

setzte ihn vielmehr in eine derartige Erregung, daß er eines Tages zu Paris im Tricquet-College (wo er seine Vorlesungen abzuhalten pflegte, bevor er Lektor des Königs ward), als er zwei arme Studenten bemerkte, von denen er wußte, daß sie nicht bezahlt hatten, ihnen befahl, den Saal zu verlassen. Und als er sah, daß sie dies nicht tun wollten, sagte er zu den andern Hörern, wenn sie die beiden nicht hinausjagten, würde er seine Vorlesung abbrechen. Ich erzähle dies nicht nach dem Hörensagen, sondern war selbst Zeuge des Vorgangs¹. Man fand dieses Vorgehen so sonderbar, daß bald darauf ein Schotte folgendes Epitaph für ihn verfaßte:

*Sylvius hic situs est, gratis qui nil dedit unquam:
Mortuus et, gratis quod legis ista, dolet.*

Sylvius ruht hier, der niemals gratis etwas gegeben:
Ach! daß du gratis dies liest, tut dem Toten
noch weh."

Estienne verbreitet sich hierauf unter Anführung antiker Beispiele über die Anmaßung der Ärzte und ihre Ausnutzung gewisser Gelegenheiten, wie sie Ronsard in seinem 46. Sonett andeutet:

*Ha! que je porte et de haine, et d'envie,
Au Médecin, qui vient soir et matin,
Sans nul propos tastonner le tetin,
Le sein, le ventre, et les flancs de m'amie.
Las! il n'est pas si soigneux de ma vie*

¹ Estienne besuchte die Vorlesungen von Sylvius.

*Comme elle pense, il est méchant et fin:
Cent fois le jour il la visite, afin
De voir son sein, qui d'aimer le convie*¹.

Sodann kommt er auf die Unwissenheit so vieler Ärzte zu sprechen und auf ihre Abhängigkeit von den Apothekern in der Kenntniss der Heilpflanzen, worauf er fortfährt: „Ich komme jetzt zu einigen andern Gepflogenheiten dieser unwissenden Ärzte. Einige von ihnen stiften die Apotheker an, ihnen die Rezepte etlicher gelehrter Ärzte aufzuheben und bei jedem anzumerken, für welche Art Krankheit es verschrieben worden ist. Dann lassen sie, ohne darauf zu achten, ob die Krankheit der von ihnen behandelten Person aus derselben Ursache hervorgegangen, ob sie von derselben Leibesbeschaffenheit und dem gleichen Alter ist und dieselbe Lebensweise hat, ja selbst ohne sich darum zu kümmern, ob sie vom gleichen Geschlecht ist, sie dieselbe Medizin schlucken. Andere bedienen sich der Rezepte der alten Ärzte, ohne die völlige Verschiedenheit des Himmelsstriches und der Lebensweise zu berücksichtigen. Wieder andere folgen im Verordnen und Verbieten gewisser Fleischspeisen ihrer persönlichen Neigung, indem derjenige, der dies oder jenes Fleisch von Natur aus liebt oder haßt, es den Kranken, die er behandelt, verordnet oder verbietet. Andre verordnen, besorgt, ihren Ruf als geübte Ärzte zu verlieren, sobald sie eine Urinprobe angesehen haben, drauf los, ohne danach zu fragen, worüber der

¹ Pierre de Ronsard (1524—1585), Amours II. (1552).

Patient flagt, wiewohl mehrere gute Ärzte zugeben, daß man sich nicht ausschließlich auf die Indizien verlassen dürfe, die der Urin gibt, sondern sich ihrer nur bedienen dürfe, indem man sie mit den andern Symptomen vergleicht. Wenn nun die Gelehrten ihrem eigenen Eingeständnis nach in der Urinfrage nicht klar sehen, wie sollen es da wohl die Unwissenden? Man darf voraussetzen, daß sie ganz und gar im Dunkeln tappen; und dennoch sind es gerade diese, die nach einem kurzen Blick auf den Urin alsbald zur Feder greifen, um etwas zu verordnen, ohne nach den Dingen zu forschen, die sie zur Erkenntnis der Krankheit führen könnten. Zum mindesten mußte ein gewisser Arzt gestehen, nicht das Geringste zu erkennen, oder seine Brille verkehrt aufgesetzt zu haben, dem man den Urin eines Mannes gebracht hatte, mit der Angabe, er stamme von einer Frau, die schwanger zu sein glaube. Er antwortete, er erkenne es gar wohl am Urin, daß sie schwanger sei und sie dürfe sich dessen vollkommen für versichert halten.

Ich überlasse ihre andern Scherze denjenigen, die mehr Muße haben, sich damit zu beschäftigen und will noch ein Wort auch über die Barbieri und Chirurgen sagen — nichts neues freilich, sondern nur das, was wir einigen von ihnen täglich vorwerfen hören, nämlich, daß sie für den zwanzigsten oder dreißigsten Verband aufheben, was sie bereits beim dritten oder vierten anwenden könnten, daß sie die Wunden offen halten und wieder zum Bluten bringen, und daß ihre abscheuliche Unwissen-

heit oft daran schuld ist, daß der Arm oder das Bein abgenommen werden muß."

Soweit Henri Estienne.

Die Zahl der Heilbeflissenen ist größer als die der Heilbedürftigen und Kranken, um so mehr als diese sich auch zu ihnen gesellen. Der Schalksnarr Bonnella hat es in einer der nachfolgenden Geschichten¹ dem Markgrafen von Ferrara bewiesen. Montaigne erhärtet es. „Die Babylonier“, sagt er, „trugen ihre Kranken auf den Marktplatz. Den Arzt machte das Volk. Jeder Vorübergehende mußte sich wohl aus Menschlichkeit nach ihrem Befinden erkundigen und jeder gab ihnen nach seiner Erfahrung einen guten Rat. Wir machen es bei uns nicht viel anders. Es müßte schlimm sein, wenn nicht jede Gevatterin Anne Liese einen guten Rat für allerlei Zufälle wüßte. Und die Wahrheit zu sagen: wenn ich doch selbst jemals Arzneien nehmen müßte, so würde ich ebensogut die von der Gevatterin Liese nehmen; weil, wenn sie nicht helfen, sie doch auch nicht schaden. Was Homer und Plato von den Ägyptern sagen, daß sie alle Ärzte wären, das gilt auch von allen Völkern. Es ist kein Mensch, der sich nicht mit irgendeinem Rezept rühmte und der es nicht gern an seinem Nachbar probierte, wenn dieser nur gläubig genug wäre“².

¹ Bonaventure des Periers, *Novelle* 4.

² Montaigne, *Essais*, II. Buch. Kap. 37. S. 392 der deutschen Ausgabe. Bd. 4. (München, 1908/11 bei Georg Müller.)

So wird der Leser im Nachstehenden neben berufsmäßigen Kurpfuschern auch gelegentlichen begegnen, das Feld aber wird er vom Arzte behauptet finden, von dem Manne, den Geoffrey Chaucer Anno 1393 also schildert:

Auch hatt' ein Doktor sich zu uns gesellt,
Ein Arzt. Gewiß sprach keiner auf der Welt
So Flug von Medizin und Chirurgie;
Er war gelahrt auch in Astronomie
Und stundenlang übt er des Patienten
Geduld mit magischen Experimenten.
Er wußte wirklich mit geschickten Händen
Des Kranken Horoskop zum Glück zu wenden.
Der Krankheit Grund sah er mit Leichtigkeit,
Ob Kälte, Hitze, Trocknis, Feuchtigkeit,
An welchem Ort erzeugt, aus welchen Stoffen.
Er war als Praktiker unübertroffen:
Hatt' er des Übels Wurzel erst erkannt,
Ward gleich die Medizin auch angewandt.
Ein Apotheker war ihm stets zu Händen,
Um Drogen und Latwergen ihm zu senden;
Sie hatten durcheinander viel gewonnen;
Die Freundschaft hatte nicht erst jüngst begonnen.
Die Alten fannt' er: Askulap voran
Und Dioskorides und Rufus dann,
Hippokrates, Galı und Gallien,
Serapion, Rasis und Arıcen,
Averrhois, Damascenus, Constantin,
Bernard und Gatisden und Gilbertin.
In der Diät liebt er nicht Überfluß,
Er gab nur solche Speise zum Genuß,

Die nahrhaft war und leicht zu digerieren.
Nicht pflegt' er viel die Bibel zu studieren,
Blutrot und blau liebt er sich anzuziehen,
Mit Tafft gefüttert und mit Levantin.
Nicht ein Verschwender war darum der Mann,
Er sparte, was er in der Pest gewann.
Gold gilt dem Arzt als ein Spezifikum,
Ausnehmend liebte er das Gold darum¹.

¹ Canterbury-Tales, Einleitung, Vers 413ff. Übersetzung von V. Herzberg, Hildburghausen 1870.

Die sieben weisen Meister

Wie Galenus getödet ward von Hippocras dem Arzte.

Es war ein weiser berühmter Arzt, der hieß Hippocras, der war zumal subtil und behende in seiner Kunst, also daß man keinen fand, der ihm gleichen mochte. Er hatte einen Neffen, Galenus, den er lieb hatte. Dieser Galenus war flug und weise und setzte sich dazu mit allem Fleiß, wie er seinem Oheim seine Künste ablernte. Da das Hippocras gewahr ward, verbarg er seine Kunst so sehr er konnte; aber Galenus übte sich von Stund an noch fleißiger, so daß er in kurzen Zeiten ein Meisterarzt war. Als das Hippocras sah, begann er ihn zu hassen.

Nun geschah es, daß der König von Ungarn nach Hippocras sandte, daß er zu ihm käme und seinen Sohn gesund machte. Hippocras aber wollte nicht kommen, sondern sandte seinen Neffen Galenus mit den Boten, denn er wußte wohl, daß er ein guter Meister war, und gab ihm deß seine Briefe. Da Galenus zu dem Könige kam, verwunderte sich dieser, daß Meister Hippocras nicht selbst gekommen sei. Aber Galenus verantwortete ihm und sprach, er wäre in großen Geschäften, also daß er nicht könnte; darum hätte er ihn gesandt, und sprach:

„Ich hoffe zu Gott, ich will euren Sohn gesund machen.“

Nun sah er des Königs Sohn und tastete seinen Puls und besah sein Wasser. Da das geschehen war, sprach er heimlich zur Königin: „Edle Frau, saget mir ins Geheim, wer ist der Vater des Kindes?“ Da sprach die Königin mit Zorne: „Wer sollte anders der Vater sein, denn mein Herr, der König?“ Sprach Galenus: „Nein, Frau, das ist nicht“. Da sprach die Königin: „Saget ihr das im Ernst, ich laß euch euer Haupt abschlagen“. „Ich sag euch fürwahr,“ sprach der Meister, „daß dieser König sein Vater nicht ist; aber ich bin nicht hergekommen, daß man mir das Haupt abschlagen solle. Solchen Lohn begehre ich von euch nicht. Seid Gott befohlen!“

Da die Königin das hörte, sprach sie: „Ach lieber Meister, mag es heimlich bei euch bleiben, und könnt ihr schweigen, so will ich euch meine Heimlichkeit offenbaren“. Da sprach der Meister: „Ich kann es wohl verschweigen, denn ich will euren Sohn gesund machen“. Sie sprach: „So ihr das tut, ihr verdient großen Dank und Lohn. Nun höret, es kam der König von Burgund mit meinem Herrn und war etliche Tage bei uns, wir spielten mancherlei Spiele und er ward mir sonderlich freundlich, also daß ich diesen Sohn von ihm gewann“. Da sprach der Meister: „Ihr sollt euch nicht fürchten, denn ich wußte es vorher wohl“. Zuhand gab er dem Sohn Kindfleisch zu essen und Wasser zu trinken, und er ward gesund. Als das der König sah, gab er ihm guten Lohn und die Königin gab ihm heim-

lich große und kostbare Kleinode; und der Meister ritt heim.

Als er zu Hippocras kam, sprach dieser: „Hast du das Kind gesund gemacht?“ Galenus antwortete: „Ich gab ihm Kindfleisch zu essen und Wasser zu trinken“. Hippocras sprach: „So ist die Königin eine Sure“. Sprach Galenus: „Meister, ihr habt es geraten“. Von Stund an gedachte Hippocras, wie er Galenus töten möchte. Zu einer Zeit rief er ihn und sprach: „Wir wollen übers Feld gehen und Heilkräuter suchen“. Da sie übers Feld gingen, sprach Hippocras: „Ich rieche ein edel Kraut, brich es ab“. Galenus tat es. Da sie weiter gingen, sprach Hippocras: „Ich sehe ein viel bessres“. Das brach Galenus auch ab. Da sie noch fürder gingen, sprach Hippocras: „Nun seh ich ein Kraut, das ist edler als ein Gold, das brich mir mit den Wurzeln aus.“ Galenus fiel auf seine Knie und begann zu graben. Da nahm Hippocras sein Schwert und durchstach ihn, daß er starb.

Nicht lange darnach ward Hippocras siech an der roten Ruhr und verlor alle seine Kraft und Macht. Und tat ihm selber, was er mochte, aber es half nicht. Da seine Schüler das sahen, kamen sie zu ihm und was sie vermochten, das taten sie ihrem Meister, es half aber nicht. Zuletzt sprach Hippocras zu seinen Schülern: „Füllet eine große Bütte mit Wasser“ und gab ihnen ein Kraut, das sollten sie auf das Wasser legen. Sie taten es. Darnach sprach er: „Nun bohret hundert Löcher in die Bütten“. Da das geschehen war, da ging fein Tropfen Wassers heraus. Da

sprach Meister Hippocras: „Nun sehe ich wohl den Zorn Gottes, daß er sich rächen will an mir. Hundert Löcher sind an der Büttlen und kein Tropfen Wassers gehet heraus, das ist von der Macht des Krautes; meinen Leibfluß aber zu hemmen vermag dasselbe Kraut nicht. Wäre es, daß mein Nefse und Schüler Galenus noch lebte, den ich leider getödet hab, der könnte mich wohl gesund machen. Darum so muß ich sterben: es ist die Rache Gottes.“ Und fehrete sich zu der Wand und war tot.



Lancelot du Lac

Hippokrates

(Der Verfasser sagt, Hippokrates sei, noch vor Erlangung seines unsterblichen Ruhmes, unter Augustus nach Rom gereist, habe bei seiner Ankunft alles in Trauer über den eben erfolgten Tod des kaiserlichen Neffen gefunden, sich sogleich zum Palast führen lassen, dem Gestorbenen eine Mixture von gewissen Kräutersäften in den Mund gefloßt und ihn dadurch wieder zum Leben erweckt. Augustus, fährt der Dichter fort, ließ hierauf aus Erkenntlichkeit zwei Statuen verfertigen, wovon eine den Prinzen, die andere den Arzt darstellte, und beide an einem Tore der Stadt aufrichten, mit einer Inschrift des Inhalts: Hippokrates hat durch seine göttliche Kunst den toten Prinzen wieder lebendig gemacht.)

Hippokrates genoß seit mehreren Monaten verdientermaßen die höchste Gunst des Kaisers und beim Volk eine Verehrung, die nahe an göttliche Anbetung grenzte, als mit einemmal eine Frau auftrat, die alle diese Huldigungen in Hohngelächter verwandelte. Sie war aus Gallien, von vornehmer Geburt und seltner Schönheit. Augustus, der sie mit Auszeichnung behandeln wollte, gab ihr Weiber

und Mädchen zur Bedienung und eines seiner Schlösser, welches mit einem Turme versehen war, zur Wohnung. Begierig, die Schönheiten der Stadt kennen zu lernen, brachte sie die ersten Tage damit zu, Rom zu durchwandern. Hier kamen ihr auch die zwei Statuen zu Gesicht. Sie fragte alsbald, wann und wem zu Ehren sie aufgerichtet worden seien. Kaum hatte sie darüber Auskunft erhalten und die Inschrift vernommen, als sie in ein lautes Gelächter ausbrach. „Wußt ich doch nicht,“ rief sie aus, „daß Rom eben jetzt einen Gott in seinen Mauern habe! Wunder aber nimmt mich's, daß man dennoch hier Menschen sterben sieht. Ei! man überlasse mir einmal diesen neuen Gott! Ich verbürg's mit meinem Kopf, ihn zum größten Toren von der Welt zu machen.“

Man ermangelte nicht, wie sich denken läßt, dem Hippokrates diese Rede zu hinterbringen. Neugier und Eitelkeit reizten den Arzt, die Bekanntschaft dieser ungewöhnlichen Frau zu suchen, die ihrer Schönheit so viel zu traute. Die Gelegenheit hierzu war leicht gefunden. Aber zum Unglück für Hippokrates ging ihr Versprechen nur zu sehr in Erfüllung. Sie war so schön, ihr Witz und ihre Anmut so bezaubernd — kurz, Hippokrates hatte sich umsonst mit allem Mißtrauen gegen sie bewaffnet; er war sterblich in sie verliebt. Bald war seine Leidenschaft so heftig, daß Ruhe, Vernunft und Gesundheit darüber verloren gingen. Er lag gefährlich darnieder. Der Kaiser besuchte ihn, nach ihm die Hofdamen, und endlich auch die schöne Fremde.

Letztere hatte leicht die Ursache seiner Krankheit erraten und einen Zeitpunkt ersehen, wo sie mit ihm allein sein konnte. Sie richtete anfangs an ihn einige freundschaftliche Fragen über sein Befinden. Hippocrates war so außer sich, daß er sich auf keine Weise beherrschen konnte — er gestand ihr frei und harmlos, daß er aus Liebe für sie stürbe. Das eben wollte sie hören. Sie äußerte einige Theilnahme und sprach dann mit anscheinender Aufrichtigkeit: „Ich würde mich ohne Zweifel vielen Vorwürfen aussetzen und gewiß mir selber noch mehr machen, wenn ich, fähig, einen Mann von Eurem Wert zu retten, ihn umkommen lassen wollte. Aber, hegte ich selbst für Euch nicht mindere Liebe als Ihr für mich empfindet — sagt selber, ist es mir, in der Lage worin ich mich befinde, durchweg von so vielen Augen beobachtet, ist es mir möglich, Euch davon Beweis zu geben? Es genüge Euch also vorderhand mein Bedauern und die Versicherung, daß ich nichts so sehr wünsche als Eure baldigste Genesung und — alle Mittel zum voraus unterschreibe, die Euch Eure Zärtlichkeit zur Erfüllung unserer Wünsche anweisen dürfte.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich schnell, wie beschämt, daß sie ihr entwischt waren. Hippocrates erhielt dadurch Hoffnung und Gesundheit wieder und war bald imstande, dem Kaiser und der schönen Gallierin seinen Hof zu machen.

„Nun?“ fragte sie ihn bei seinem ersten Besuche, „habt Ihr auf Mittel gedacht? Ist's Euch geglückt? Wie steht's mit uns?“ — Traurig antwortete Hippocrates, er habe sich Tag und Nacht den Kopf dar-

über zerbrochen, aber leider! bis jetzt ohne Erfolg.
— „Nun, so seid Ihr mir Dank schuldig; denn hab ich bei meinen Bemühungen auch nicht größeren Eifer als Ihr bewiesen, so bin ich doch glücklicher gewesen. Ihr kennt den Turm, den ich bewohne. Findet Euch gegen Mitternacht unten mit einem Korbe ein, der Euch fassen kann. Ich werde, während alles schläft, mit meiner Mühme, die für uns gewonnen ist, bei der Hand sein und ein Seil hinunterlassen. Ihr bindet den Korb an, und wir ziehen ihn herauf. Dann, denke ich, werden wir uns ungestört unterhalten können.“

Hippokrates war entzückt und so von seiner Leidenschaft verblindet, daß er in dieser groben Schlinge nur die geschickteste Kriegslist für sein Begehren sah. Er ergoß sich in Dankefagungen, empfahl sich, um seinen Korb einzukaufen, und erwartete mit höchster Ungeduld die Nacht. Kaum glaubt er alles im ersten Schlafe, so eilt er mit dem Korbe zum Fuße des Turmes, und — welche Freude! schon ist der Strick heruntergelassen. Er befestigt den Korb, setzt sich hinein, hustet und fährt in die Luft. Als er aber zu einer gewissen Höhe gekommen, befestigt man oben das Seil, läßt ihn hangen und wünscht ihm wohl zu schlafen und süß zu träumen.

Nun war damals, wie bekannt, in Rom der sonderbare Brauch, gewisse Verbrecher, die nicht ihr Leben verwirkt hatten, auf diese Art an dem Turme in einem Korbe, der Gerichtskorb genannt, einen Tag lang aufzuhängen.

Hippokrates war verzweifelt und verwünschte tau-

sendmal Liebe und Weiber. Aber er mußte die Nacht schon hangen bleiben. Das Schlimmste war, daß der Morgen seine Schmach zutage bringen mußte. Alles lief herbei. Umsonst bedeckte er sein Gesicht mit seinen Händen; Jedermann erkannte ihn, und er mußte den ganzen Tag sich die Witze und das Hohngelächter des Pöbels gefallen lassen. Die Turmwache ließ ihn ebenfalls, wo er war, weil sie glaubte, er hange da auf kaiserlichen Befehl. Zum Glück kam Augustus, bei der Rückkehr von einer Jagd, vorüber. Betreten, ohne sein Geheiß Jemand im Gerichtsforbe zu sehen, fragte er nach seinem Namen. Kaum ward ihm Hippocrates genannt, als er ihn niederzulassen befahl und voll Zorn den bösen Streich öffentlich zu rächen drohte. Sobald er aber erfuhr, warum dem Arzte so schimpflich mitgespielt worden war, konnte er nicht umhin zu lachen, vergaß alle Rache und scherzte darüber noch lange nachher mit seinen Baronen.

*

*

*

Sabliou

Der zum Arzt geschlagene Bauer.

Es war einmal ein Bauer, der sich durch Arbeit und Geiz ein nicht geringes Vermögen erworben hatte. Sein Boden war voll Korn, sein Keller voll Wein, sein Kasten voll Geld und seine Ställe voller Pferde und Ochsen. — Nicht alle, die es könnten, haben Lust zu heiraten. So war es auch mit unserem Bauer. Seine Entschuldigung, wenn seine Freunde und Nachbarn ihm hierüber Vorwürfe machten, war immer, daß ihm noch keine gute Frau vorgekommen sei. Endlich übernahmen diese es selbst, ihm eine zu suchen, mit der er in jeder Hinsicht zufrieden sein könnte.

Nun lebte in der Nachbarschaft ein alter Ritter, ein armer Mann und seit zehn Jahren Witwer. Dieser hatte eine einzige, wohlerzogene und sehr schöne Tochter. Sie war bereits, ohne daß sich jemand um sie beworben, weil es ihr an Mitteln fehlte, — ins mannbare Alter getreten. Jetzt erschienen die Freunde des Bauern, hielten für ihn bei ihrem Vater um sie an und bekamen ohne Umstände sein Jawort. Das Fräulein sträubte sich freilich nicht wenig gegen eine solche Mißheirat; aber sie mußte ihre Abneigung dem Willen ihres Vaters aufopfern.

Der Bauer war außer sich vor Freude über eine

solche vornehme Verbindung und konnte die Hochzeit nicht genug beschleunigen. Kaum aber war sie vollzogen, als ihm allerlei Bedenken kamen, deren Ende war, daß er klärlich einsah, er habe sich sehr übel vorgesehen. — Was wird sie zu Hause anfangen, während er draußen auf dem Felde arbeitet? Kochen, Buttern und Käsen hat sie nicht gelernt. — Der Pfarrer, für den alle Tage Sonntag ist, wird ihr die Zeit vertreiben; er wird sie heute, er wird sie morgen besuchen; und dann sei Gott für die Ehre des armen Mannes! — Wie ist dem vorzubeugen? — „Richtig! — Eh' ich des Morgens aufs Feld gehe, will ich sie schlagen: sie wird darüber weinen und, so lange sie weint, an keine bösen Streiche denken. Des Abends mach' ich alles wieder gut: ich bitte sie um Vergebung — o, ich weiß schon, wie ich mich zu benehmen habe, um sie wieder zu besänftigen!“ Voll von diesem guten Vorsatze verlangt er sein Frühstück, tritt, mit dem letzten Bissen im Munde, zu ihr, versetzt ihr mit seiner schweren Hand ein paar Ohrfeigen und geht, ohne ein Wort zu sagen, aufs Feld.

Umsonst fragt sich das arme Weib, womit sie eine solche Behandlung verschuldet habe. „Ach mein Vater!“ rief sie aus, „warum hast du mich einem so groben Manne preisgegeben? Hättest du denn kein Brot mehr für mich? Und warum war ich schwach genug, in diese Heirat zu willigen? — O meine Mutter, hätte der Tod mich deiner nicht beraubt, ich wäre jetzt nicht unglücklich. Was soll nun mit mir werden!“ — Sie weinte und jammerte den

ganzen Tag, wie es ihr Mann vorhergesehen hatte. Als er am Abend nach Hause kam, warf er sich ihr zu Füßen, schob sein unrechtes Verfahren dem Teufel in die Schuhe und beteuerte ihr seine Reue darüber auf eine so nachdrückliche Weise, daß sie nicht umhin konnte, ihm zu verzeihen. Man aß hierauf in bester Eintracht zu Abend und legte sich beisammen zu Bette.

Erfreut über die gute Wirkung seines Mittels, beschloß er, öfter Gebrauch davon zu machen. Gleich am andern Morgen beim Aufstehen suchte er Streit mit seiner Frau und schlug und verließ sie wie gestern. Während die gute Frau über ihr Unglück verzweifelte, kamen zwei königliche Kuriere auf weißen Pferden vor ihr Haus geritten, stiegen ab, grüßten sie im Namen des Königs und baten sie um einen Bissen zu essen. Sie setzte ihnen sogleich ihre ganze kalte Küche vor und fragte sie, als sie aufstanden, wohin denn die Reise gehen solle. — „Das weiß Gott,“ erwiderten sie, „aber wir suchen einen geschickten Arzt und werden danach, wenn es sein muß, bis nach England jagen. Fräulein Adelheid, die Tochter des Königs, ist krank. Sie aß vor acht Tagen Fische, und da blieb ihr eine Gräte im Halse stecken. Alle Mühe, sich davon zu befreien, ist bis jetzt vergeblich gewesen. Sie kann weder essen noch schlafen und leidet große Schmerzen. Der König ist darüber trostlos, und stirbt sie, so grämt er sich zu Tode.“ „O,“ erwiderte die Frau, „wenn das ist, so braucht Ihr nicht weiter zu reisen. Ich weiß den Mann, der Euch Noth ist, einen großen Physikus, in den

Wassern erfahrener als Hippokrates." — "Himmel, wär's möglich? Redet Ihr im Ernst?" — "In vollem Ernste. Aber der Arzt, den ich meine, ist ein Narr: er hat den wunderlichen Eigensinn, sein Talent nicht gebrauchen zu wollen. Ohne eine tüchtige Tracht Schläge zieht man kein Wort aus ihm." — "O! wenn's nichts weiter ist, daran soll's nicht fehlen; da ist er in guten Händen! Sagt uns nur, wo wir ihn finden können."

Die Frau bezeichnete ihnen hierauf das Feld, wo er eben pflügte und empfahl ihnen noch einmal das Mittel, wodurch er allein zu dem Erwünschten gebracht werden könne. — Sie dankten ihr, versahen sich mit Stöcken und ritten zu dem ihnen beschriebenen Felde.

Sie fanden den Bauern, grüßten ihn von seiten des Königs und baten ihn, sie zu begleiten. „Und warum das?“ — „Um die Tochter des Königs zu kurieren. Eure Geschicklichkeit ist uns bekannt, und wir haben den ausdrücklichen Auftrag, Euch aufzusuchen.“ — „Liebe Herren, kann ich dem Herrn König irgendworin dienen, mit Freuden! Was aber das Kurieren anlangt, das geht nicht; denn Gott weiß, ich verstehe nicht das geringste davon.“

„Wie ich sehe,“ flüsterte hier der eine Reiter dem andern ins Ohr, „kommen wir mit Komplimenten nicht aus, er will Schläge.“ Sie stiegen hierauf beide ab und draschen auf den Bauern los. Dieser tobte und fluchte anfänglich über ein so gewalttätiges Verfahren, zog aber gelindere Seiten auf, sobald er einsah, daß sein Zorn hier am unrichtigen Orte sei, flehte

demütig um Gnade und versprach alles zu tun, was sie von ihm verlangten. Er mußte hierauf eine Stute ausspannen, sich drauf setzen und sie nach Hause begleiten.

Die baldige Rückkehr der Kuriere gab dem verzweifelten Monarchen wieder einige Hoffnung. Er ließ sie sogleich zu sich rufen. Sie erzählten ihm ihr Erlebnis und priesen ihm den wunderlichen Mann an, den sie mitgebracht hätten. — „Ein seltsamer Arzt fürwahr,“ erwiderte der König; „indessen, da er einmal diese Laune hat, gut! Man lasse zwei Diener mit Stöcken kommen!“ Er rief hierauf den Bauer vor sich und sprach zu ihm: „Meister, hier ist meine Tochter, heile sie!“ — Der arme Teufel warf sich auf seine Knie, flehte um Gnade und schwor bei allen Heiligen im Paradiese, daß er kein Wort, auch nicht ein Buchstäbchen von der Physik verstehe.

Statt aller Antwort gab der König ein Zeichen. Sogleich traten die Diener mit Stöcken hervor und ließen einen Hagel von Prügeln auf den Rücken des Bauern niedergehen. „Gnade! Barmherzigkeit!“ schrie dieser; „ich will sie furieren, Herr König! ich will sie sogleich furieren!“

Blaß und kraftlos saß das Fräulein vor ihm auf einem Armstuhle und zeigte ihm mit dem Finger den Sitz und die Ursach des Übels. — Überzeugt, daß er hier nur die Wahl habe, sie zu heilen oder sich totprügeln zu lassen, fing er an nachzusinnen, wie sich die Operation wohl bewerkstelligen lasse. Das Übel steckt im Schlunde, sprach er bei sich. Glückte es mir, sie lachen zu machen, vielleicht spränge

die Gräte heraus. — Er beschloß den Versuch zu machen und bat den König, ein großes Feuer im Kamin anlegen und ihn mit der Prinzessin ein wenig allein zu lassen.

Sobald der Saal leer und das Feuer angezündet war, entkleidete er sich, streckte sich vor dem Feuer auf dem Boden hin und fing an, sich mit seinen schwarzen krummen Nägeln unter so drolligen Verdrehungen und Grimassen zu kratzen und zu füzeln, daß das Fräulein bei allen ihren Schmerzen nicht umhin konnte, in ein heftiges Lachen auszubrechen.

— Die Gräte flog ihr aus dem Munde; der Bauer nahm sie auf, lief an die Thür und schrie: „Herr, hier ist sie! hier ist sie!“

„Ah!“ rief der König entzückt, „du gibst mir das Leben wieder!“ und bot dem Arzte Kleider und Röcke zur Belohnung an. Der Bauer aber dankte und verlangte nichts als die Erlaubnis, wieder nach Hause zu gehen, weil seine Wirtschaft ohne ihn nicht bestehen könne. Umsonst bat ihn der König, sein Freund und Meister (Leibarzt) zu werden; er blieb dabei, er müsse nach Hause: es wäre kein Brot da, er müsse Korn zur Mühle bringen. — Als aber auf einen zweiten Wink des Königs die beiden Diener mit den Stöcken erschienen, schrie er um Gnade und versprach, nicht nur einen Tag, sondern, wenn es sein mußte, sein ganzes Leben dazubleiben. Man führte ihn hierauf in ein Nebenzimmer, wo ihm seine Lumpen abgenommen, sein Haar und sein Bart geschoren und sein vierschrötiger Körper mit einem Scharlachrocke bekleidet wurde. Er tröstete

sich indessen mit der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, sich aus dem Staube zu machen.

Auf den Ruf von seiner glücklichen Kur kamen am folgenden Tage über achtzig Kranke aufs Schloß und lagen dem König an, sich zu ihren Gunsten bei dem Wunderdoctor zu verwenden. Der Monarch ließ ihn rufen und sprach: „Meister, ich empfehle dir diese Leute. Heile sie einen nach dem andern, daß ich sie los werde“.

„Serr,“ versetzte der Bauer, „wenn Gott sich nicht ins Mittel legt, so kann ich nicht helfen; es sind ihrer zu viele.“ — „Man rufe die Diener!“ — Zitternd flehte der Bauer, seiner zu schonen und versprach alle Welt, bis auf die häßlichste Vettel, zu heilen. Er ersuchte hierauf den König von neuem, den Saal samt allen, die sich wohlbefänden, zu verlassen, ließ im Kamin ein höllisches Feuer machen und die Patienten sich herum lagern. „Freunde,“ sprach er sodann, „so viele gesund, und zwar so geschwind gesund zu machen, ist keine Kleinigkeit. Es gibt da nur ein Mittel: der Kränkste komme hervor, ich werfe ihn ins Feuer, verbrenn’ ihn zu Asche und gebe jedem ein Pulverchen davon. Das Mittel ist freilich etwas stark, aber auch sicher, und ich steh’ Euch mit meinem Kopfe dafür, daß Ihr alle gesund sein werdet.“

Die Patienten sahen einander betroffen an; aber unter dem ganzen Haufen fand sich nicht ein schwind-süchtiger, gichtischer oder geschwollener, der um die ganze Normandie hätte zugeben mögen, daß seine Krankheit von Bedeutung sei.

Der Arzt wandte sich hierauf zu dem nächsten im Kreise: „Du, Freund, scheinst blaß und schwach; du wirst wohl der Kränkste sein“. — „Ich, Herr? Wahrhaftig nicht! Mir ist ganz wohl: ich befand mich nie besser.“ — „Wie, du Narr? Du befindest dich wohl? Was willst du also hier?“ — Und unser Doktor öffnet die Thür und wirft ihn hinaus.

Der König war draußen, um den Erfolg abzuwarten. Der erste kommt. — „Bist du genesen?“ — „Ja, Herr!“ — Ein anderer folgt. — „Und du?“ — „Ich bin gesund“. Kurz, kein einziger von der ganzen Invalidengesellschaft hatte Lust, sich pulverisieren zu lassen. Alle verließen den Saal und befanden sich wohl.

Mit großer Freude ging jetzt der König zum Doktor und bezeugte ihm sein Erstaunen, wie er in so kurzer Zeit so viele Wunder habe wirken können. „Herr,“ versetzte der Bauer, „ich habe einen Zauber, der seines gleichen sucht; der tut alles.“ — Der Monarch überhäufte ihn mit Geschenken, gab ihm Geld und Pferde, versicherte ihn seiner Freundschaft und erlaubte ihm, zu seiner Frau zurückzukehren; jedoch unter der Bedingung, im Falle der Noth, ohne seine Stockschwinger zu erwarten, wieder nach Hofe zu kommen. — Der Bauer versprach es und reiste nach Hause.

Jetzt brauchte er nicht mehr zu arbeiten, schlug seine Frau nicht mehr, liebte sie und wurde von ihr geliebt. So verdankte er der List seiner Frau und den Stöcken der königlichen Diener sein Glück und seinen Ruhm als Arzt, woran er in seinem Leben nicht gedacht hatte.

Marie de France

Von dem Arzte und dem schwangeren Mädchen.

Ein Bürger wurde krank und begnügte sich damit, einige Tage das Bett zu hüten, indem er sich allein von seiner Tochter pflegen ließ. Endlich jedoch, als er das Übel schlimmer werden fühlte, ließ er einen Arzt holen. Dieser ließ ihn zur Ader und trug dem Mädchen auf, das Blut aufzubewahren, damit er bei seiner Rückkehr, wenn das Blut erkaltet sei, sehen könne, woher die Krankheit komme. Der größeren Sicherheit halber trug die Tochter die Schale mit dem Blut in ihre Kammer und setzte sie, gut zugedeckt, auf eine Bank. Im nächsten Augenblick jedoch dachte die Unbesonnene schon nicht mehr daran, und das erste, was sie tat, als sie in ihre Kammer zurückkehrte, war, daß sie die ganze Geschichte umstieß und zu Boden warf.

Wie sollte sie es nun anstellen, um nicht ausgescholten zu werden? Sie fand keinen bessern Ausweg, als sich ihrerseits von einer andern Person die Ader schlagen zu lassen und dem Arzte, wenn er wiederkommen würde, dieses Blut anstatt des väterlichen zu bringen. So machte sie es denn auch. Der Askulap roch jedoch den Braten und wollte das Fräulein

dafür bestrafen. „Dies Blut hier, sagte er zum Vater gewandt, gibt mir gute Hoffnungen für Euch; es zeigt mir an, daß Ihr bald ein Kind mehr Euer eigen nennen werdet.“

Die Verblüffung des wackeren Mannes bei diesen Worten war nicht gering, und mit um so größerem Recht, als er Witwer war. Er bat um eine Erklärung, während das Mädchen über und über rot wurde. Der Arzt setzte ihm auseinander, was das Blut ihm verriet, und die Tochter, genötigt die Wahrheit einzugestehen, gab zu, daß das Horoskop des Arztes sich drei Monate später bewahrheiten müsse.

*

*

*

Die hundert alten Novellen

I.

Wie Meister Giordano von einem falschen Schüler
betrogen wurde.

Es war einmal ein Arzt, namens Giordano, der hatte einen falschen Schüler. Nun erkrankte ein Königssohn. Der Meister ging zu ihm und sah, daß er zu furieren war. Um den Meister um sein Ansehen zu bringen, sagte der Schüler zu des Prinzen Vater: „Ich sehe, daß er gewiß sterben wird.“ Nachdem er sich eine Weile mit dem Meister gestritten hatte, ließ er den Kranken den Mund öffnen und brachte mit dem kleinen Finger Gift auf die Zunge, über deren Aussehen er mit großer Kennerschaft sprach. Der Königssohn starb. Der Meister ging fort und verlor seinen Lohn, den der Schüler gewann. Da schwor der Meister, nur noch Esel zu furieren und verlegte sich auf die Behandlung des Viehes und niedriger Tiere.

2.

Von Meister Taddeo von Bologna.

Meister Taddeo fand, als er seinen Schülern Vorlesungen über Medizin hielt, daß, wer neun Tage

hintereinander Tolläpfel esse, irrsinnig werden würde. Und er bewies es nach den Erfahrungen der Heilfunde. Ein Schüler, der dieses Kapitel hörte, nahm sich vor, sich von der Richtigkeit der Behauptung zu überzeugen. Er verschaffte sich Tolläpfel und aß sie, und nach neun Tagen erschien er vor dem Meister und sprach zu ihm: „Meister, das Kapitel von der Wirkung der Tolläpfel, das Ihr laset, ist nicht richtig. Ich habe nämlich die Probe darauf gemacht und bin nicht verrückt.“ Dabei erhob er sich aber und zeigte ihm den Hintern. „Schreibt,“ sagte der Meister zu seinen Schülern, „daß alles, was ich über den Tollapfel gesagt habe, durch Beweis erhärtet ist und benutzt den Fall zu einer neuen Erläuterung.“

3.

Wie ein Arzt aus Toulouse eine Nichte des Erzbischofs von Toulouse zum Weibe nahm.

Ein Arzt aus Toulouse erwählte sich ein Edelfräulein aus dieser Stadt, die Nichte des Erzbischofs, zur Gattin. Er führte sie heim. Nach zwei Monaten gab sie einem Mädchen das Leben. Der Arzt zeigte sich hierüber nicht erzürnt. Er tröstete seine Frau vielmehr und bewies ihr durch naturwissenschaftliche Gründe, daß das Mädchen sein rechtmäßiges Kind wohl sein könnte. Und mit diesen Worten und freundlichen Mienen bewirkte er, daß die Frau ihm nichts weis machen konnte. Während sie im Wochenbett lag, erwies er ihr viel Ehre,

danach aber sprach er folgendermaßen zu ihr: „Madonna, ich habe Euch nach bestem Vermögen gehrt, tut mir jetzt bitte die Liebe und fehrt nunmehr in das Haus Eures Vaters zurück. Eure Tochter werde ich hoch in Ehren halten.“

Die Dinge entwickelten sich so, daß es dem Erzbischof zu Ohren kam, der Arzt habe seiner Nichte den Abschied gegeben. Er ließ ihn zu sich rufen, und da er ein großer Herr war, gebrauchte er ihm gegenüber sehr große, mit Hochmut und Drohungen untermischte Worte. Nachdem er genug geredet hatte, erwiderte ihm der Arzt und sprach: „Herr, ich habe Eure Nichte zum Weibe genommen im Glauben, mit meinem Reichtum meine Familie mit allem versorgen und ernähren zu können; und es war meine Absicht, jährlich ein Kind zu bekommen und nicht mehr. Nun hat Eure Nichte angefangen, nach 2 Monaten Kinder zur Welt zu bringen. Ich bin daher, wenn es so weitergeht, nicht so wohlhabend, daß ich sie ernähren könnte, und Euch würde es keine Ehre bringen, wenn Eure Familie an den Bettelstab käme. Ich bitte Euch daher, seid so gut und gebt sie einem Manne, der reicher ist als ich, damit Euch keine Unehre erwachse.“

4.

Hippokrates trifft eine schöne Vorsichtsmaßregel, um der Gefahr der übergroßen Freude zu steuern.

Es geschieht häufig, daß das Herz einen Sprung macht und seinen Platz verläßt, und dies erfolgt

aus zwei Gründen, nämlich entweder aus Freude oder aus Furcht, und oftmals ereignet sich's, daß der Mensch alsbald dadurch stirbt, wie es um Hippokrates' willen geschah. Dieser, der von geringer Herkunft und arm war, verließ in seiner Jugend Vater und Mutter und suchte verschiedene Städte auf, um sich zu unterrichten. Der Vater und die Mutter weinten daher lange Zeit, und es dauerte wohl zwanzig Jahre, ehe sie Nachricht von ihm bekamen, währenddessen er viel Wissenschaft, Ehre und Vermögen erwarb. Dann kam ihm das Verlangen, heimzukehren und Vater und Mutter zu sehen. Und so ließ er alle seine Bücher und seinen Schatz aufladen und machte sich mit reicher Begleitung auf den Weg. Als er nun seiner Heimat nahe war, schickte er, wohl wissend, daß der Mensch vor übergroßer Freude sterben könne, einen Diener zu seinen Eltern, daß er ihnen sage, Hippokrates sei gesund und munter und im Besitze großer Reichtümer. Nur sei er gestern vom Pferde gefallen und habe sich ein Bein gebrochen. „Hüte dich aber,“ schärfte er ihm ein, „und sage weder mehr noch weniger, außer daß sie mich morgen sehen würden.“ Der Diener machte sich ungesäumt auf und fand den Vater in einem Garten arbeiten. Die Mutter aber war nicht dabei, dennoch richtete er dem Vater die Botschaft aus. Während der Diener noch berichtete, was ihm aufgetragen worden war, ging ein anderer Bauer, der dabei stand, sogleich zur Mutter und erzählte ihr den Inhalt der Botschaft, nur verschwieg er ihr, daß Hippokrates sich das Bein gebrochen habe. Als die

Mutter diese Nachricht hörte und daran dachte, daß sie gar so lange keine Kunde von ihm gehabt habe und sich vorstellte, wie er so plötzlich so reich an Wissen, Verstand und Schätzen ankam, da machte ihr das Herz vor übergroßer Freude einen solchen Satz, daß sie wenige Augenblicke darauf tot um-
sank.

Als Hippokrates eingetroffen war, und die Mutter tot fand, empfand er darob bitteren Schmerz, und als er nachforschte, auf welche Weise die Nachricht von seiner Rückkehr erzählt worden sei, fand er, daß man nicht gesagt hatte, er habe sich das Bein gebrochen. Da sagte er im Beisein aller, er habe dem Diener aufgetragen, er solle berichten, daß er sich das Bein gebrochen habe, da er fürchtete, es könnte das eintreten, was auch wirklich eingetreten sei.



Don Juan Manuel

I.

Was sich mit einem Kranken zugetragen.

Einst sprach der Graf Lucanor also zu seinem Räte Patronius: „Wisset, Patronius, bei allem Segen Gottes, der mir zuteil geworden ist, befinde ich mich doch gegenwärtig in so empfindlicher Geldnot, daß ich, obgleich es mir härter vorkommt als der Tod, zu meinem Leidwesen entweder eines meiner Ländel verkaufen oder sonst etwas nicht minder Nachteiliges vornehmen muß, um nur aus dieser peinlichen Sorge und Verlegenheit zu kommen. Denn viele, die es recht gut entbehren könnten, verlangen soeben Geld von mir, was mir in diesem Augenblick so teuer zu stehen kommt. Daher bitte ich Euch, da Gott Euch so guten Verstand verliehen, sagt mir, was ich tun soll.“

„Herr Graf Lucanor,“ erwiderte Patronius, „mir scheint, es geht Euch mit diesen Leuten, wie es einmal einem Kranken erging.“ „Und wie war das?“ fragte der Graf. „Ein Mann“, sagte Patronius, „war so krank, daß die Ärzte erklärten, er könne durchaus nicht anders gesund werden, als wenn sie

ihm eine Öffnung in der Seite machten und die Leber herausnahmen, um sie mit den erforderlichen Arzneien zu waschen und von den Krankheitsstoffen zu reinigen. Nachdem aber nun der Kranke diesen Schmerz erlitten und der Arzt soeben die Leber in der Hand hielt, bat ihn ein Danebenstehender, ihm doch ein Stück von der Leber für seine Katze zu geben."

"Und wollt Ihr, Herr Graf Lucanor, Euch in so großen Schaden setzen, um Geld aufzubringen und dahin zu geben, wo es nicht gebraucht wird, so sage ich Euch: Ihr mögt tun, wie's Euch beliebt, mit meiner Zustimmung aber werdet Ihr's nimmer tun." Des freute sich der Graf gar sehr, sah sich fürder gut vor und fuhr wohl dabei.

2.

Welchen Rat Patronius dem Grafen Lucanor erteilte, als dieser sich Ruhm erwerben wollte, wobei er das Beispiel von einem franken Philosophen entnahm.

Einmal sagte der Graf Lucanor zu seinem Räte: Patronius, eines von den Gütern der Welt, die der Mensch am eifrigsten erstreben und vor jedem Flecken hüten soll, ist der gute Name; und da ich weiß, daß mir in dieser wie in jeder andern Sache niemand besser raten kann, als Ihr, so bitte ich Euch um Eure Meinung, auf welche Weise ich meinen Ruf am besten verbreiten und bewahren könnte."

„Herr Graf Lucanor, was Ihr mir da sagt, erfreut mich sehr; damit Ihr jedoch hierin um so sicherer zum Ziele kommt, wünschte ich, ihr vernähmet, was einmal einem alten Philosophen begegnet ist.“ „Und was war das?“ fragte der Graf.

„Herr Graf,“ sagte Patronius, „in einer Stadt des Königreichs Marokko wohnte ein großer Philosoph, der litt an einer Krankheit, die ihn zuweilen nötigte, sich des überflüssigen wilden Fleisches zu entledigen, weil dies aber nicht ohne große Beschwerde und Schmerzen geschehen konnte, so zögerte er immer lange Zeit, ehe er sich dazu entschloß. Da ihm indes die Ärzte rieten, es jedesmal, wenn er das Bedürfnis fühle, ohne Verzug vorzunehmen, indem sonst der entzündete und verhärtete Eiter seiner Gesundheit sehr nachtheilig werden könnte, so befolgte er fortan die Anordnung der Ärzte und befand sich wohl dabei.“

Als er nun eines Tages durch eine Straße der Stadt ging, in welcher er wohnte und wo er viele Schüler hatte, kam ihm wieder das Bedürfnis an, sich von jenen Krankheitsstoffen zu befreien, und er trat deshalb in ein Seitengäßchen hinein. Doch sein Unstern wollte, daß eben dieses Gäßchen von öffentlichen Dirnen bewohnt war, wie sie in Städten vom Verderben ihrer Seelen und der Schande ihrer Leiber zu leben pflegen, wovon jedoch der Philosoph nicht das mindeste wußte. Das half ihm aber wenig, der Schein war einmal wider ihn, und da man ihn dort herauskommen sah, meinten die Leute, er sei um ganz anderer Dinge willen, die gar wenig zu

seinem bisherigen Wandel paßten, dort gewesen. Denn das Gerüchte der Welt ist immer schlimmer und größer, wenn irgendein tugendhafter und hochgestellter Mann etwas auch noch so unbedeutend Ungebührliches begeht, als wenn es andere betrifft, von denen man schon viel Ärgeres gewohnt ist. So wurde denn auch hier viel hin und her geschwätzt, daß ein so hochgeachteter und alter Philosoph jenen Ort betreten, der ihm an Seele, Leib und Ruf so verderblich sei. Kaum war er daher nach Hause zurückgekehrt, so kamen auch schon seine Schüler in großem Herzeleid und Kummer zu ihm und sagten, was er doch da angestellt, sich und ihnen solche Schande zu machen und seinen ganzen guten Ruf zugrunde zu richten, den er doch bisher sorgfältiger als irgendein Mensch auf Erden bewahrt habe. Bei diesen Worten fragte der Philosoph ganz erstaunt: was sie denn damit meinten und wann und wo er denn etwas Schlechtes getan hätte? Sie erwiderten aber, wie er nur so reden könne, zu seinem und ihrem Unglück gäbe es ja keinen Menschen in der ganzen Stadt, der nicht davon spräche, daß er an einem gewissen Orte gewesen, wo gewisse saubere Weiber wohnten. Da der Philosoph dies vernommen, ärgerte er sich nicht wenig, sagte ihnen jedoch, sie sollten es sich nicht sonderlich zu Herzen nehmen, denn von heute über acht Tagen wolle er ihnen darüber Auskunft geben. Darauf ging er unverweilt an seine Studien und verfaßte ein kleines, aber sehr gutes und nützliches Büchlein, worin er unter andern Dingen in Form eines Gesprächs mit zwei Schü-

lern von Glück und Unglück handelt und also sagt:
„Meine Lieben, mit Glück und Unglück begibt es sich wohl, daß man es manchmal sucht und findet, und ein andermal es findet, ohne es zu suchen. Gesucht und gefunden ist es, wenn jemandem aus seiner guten Handlung etwas Gutes, oder aus seiner Übeltat etwas Übles erwächst, sintemal er in beiden Fällen Glück oder Unglück selbst veranlaßt hat. Ungesucht gefunden dagegen ist es, wenn ein Mensch gar nichts dafür tut und ihm dennoch entweder irgendein Vorteil zufällt (wie wenn einer durch ein Dorf ginge und einen großen Schatz fände) oder umgekehrt ihm ebenfalls ohne sein Zutun etwas Schlimmes begegnete. Zum Beispiel, wenn jemand auf der Straße wäre und ein anderer würde einen Stein nach einem Vogel und träfe damit ihn an den Kopf, so wäre dies zweifelsohne ein ungesucht gefundenes Unglück, dieweil er nichts gesucht und getan hat, auf daß es ihn träfe. Hienach aber, meine Lieben, sind bei dem gesuchten und gefundenen Glück oder Unglück zwei Punkte wohl zu beobachten, nämlich erstens: daß der Mensch durch gute Werke Gutes, durch böse Werke Böses erntet, und zweitens, daß Gott einem jeden nach seinen Taten vergilt. Bei dem ungesucht gefundenen Glück oder Unglück dagegen kommt wiederum folgendes in Betrachtung: es soll der Mensch den üblen Schein, wodurch er in Unglück und schlechte Nachrede kommen könnte, nach Kräften zu vermeiden suchen, demnächst aber Gott inständigst bitten, daß ihm, wenn er sich selbst, so gut er kann,

in acht genommen, nicht irgendein Unglück wider-
fahre, wie es mir an jenem Tage widerfahren, da
ich, um etwas für meine Gesundheit dringend Noth-
tiges zu verrichten, in ein Gäßchen trat, wo un-
glücklicherweise jenes Gesindel wohnt, so daß ich,
obgleich ohne Schuld und Mafel, dennoch mit
Schimpf bestanden . . ."

*

*

*

Giovanni Boccacci

I.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf eine feine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr hatte beschämen wollen.

Vor noch nicht langer Zeit lebte in Bologna ein großer fast in der ganzen Welt bekannter Arzt, der vielleicht noch am Leben ist und Meister Alberto hieß. Obgleich dieser bereits sechzig Jahre alt war, besaß er dennoch eine solche Lebhaftigkeit des Geistes, daß, nachdem bereits alles natürliche Feuer aus seinem Körper gewichen war, er doch noch eine Liebesflamme in sich entzündete, als er an einem Fest eine wunderschöne Witwe sah, die nach einigen Donna Malgherida da Ghisolieri hieß. Da ihm diese außerordentlich gefiel, so wurde er verliebt wie ein Jüngling, so daß er nicht mehr gut schlafen zu können glaubte, wenn er nicht den Tag über das reizende Gesicht der schönen Dame gesehen hatte. Deshalb gewöhnte er sich, bald zu Fuß, bald zu Pferd, je nachdem ihn die Lust ankam, vor dem Hause dieser Dame vorüber zu gehen. Sowohl diese selbst, als andere Damen errieten bald den Grund und scherz-

ten oft untereinander darüber, wie dieser an Jahren und Verstand so alte Mann sich noch verlieben könne; wie wenn diese angenehme Leidenschaft der Liebe nur in den törichten Herzen der Jünglinge und nicht auch bei andern Eingang finden könnte.

Da nun Meister Alberto fortwährend an dem Hause der besagten Witwe vorbei kam, geschah es an einem Festtage, daß die Dame, welche mit vielen anderen Damen vor ihrem Hause saß, Meister Alberto in der Ferne auf sich zukommen sah. Daher verabredeten sie sich untereinander, sie wollten ihn empfangen und Ehre erweisen und nachher in Witzreden seine Verliebtheit durchziehen, und so taten sie. Sie erhoben sich alle, gingen ihm entgegen, luden ihn ein, führten ihn in ein köstliches Zimmer, wo die herrlichsten Weine und Backwerk aufgetragen wurden, und endlich fragten sie ihn in feinen, verständigen Reden, wie es denn möglich sei, daß er sich in diese schöne Dame verlieben könne, da er doch wisse, daß sie von vielen schönen, edlen und liebenswürdigen Jünglingen geliebt werde.

Der Meister antwortete auf diese feinen Witzreden mit heiterer Miene folgendermaßen: „Madonna, daß ich liebe, kann keinem Verständigen wunderbar vorkommen, und zumal Euch nicht, die Ihr es so sehr verdient; und obgleich alten Männern die Kräfte genommen sind, die zur Ausübung der Liebe erforderlich sind, so ist der gute Wille nicht genommen und die Erkenntnis dessen, was geliebt zu werden verdient, sondern dies verstehen sie um so besser, eine je größere Erfahrung sie der Jugend gegen-

über haben. Die Hoffnung, die mich dazu bewegt, als alter Mann Euch zu lieben, die Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet, besteht darin: ich bin schon oft dabei gewesen, wenn Damen ihr Vesperbrot verzehrten und Wolfsbohnen und Lauch aßen, und obgleich am Lauch überhaupt nichts Gutes ist, so ist doch der Kopf desselben weniger schädlich und schmackhafter als die Blätter. Aber aus Verderbtheit des Geschmacks nehmt Ihr in der Regel den Kopf in die Hand und esset die Blätter, die nicht nur gar nichts wert, sondern sogar sehr unschmackhaft sind. Und was weiß ich, Madonna, ob Ihr es nicht bei der Wahl Eurer Liebhaber ebenso macht, und wenn dies der Fall wäre, so wäre ich gerade derjenige, der von Euch gewählt würde, und die anderen ließe man laufen."

Die edle Dame schämte sich zugleich mit den andern und sprach: „Meister, sehr gut und fein habt Ihr uns unseres vermessenen Spottes wegen gezüchtigt. Eure Liebe ist mir stets teuer, wie sie es mir von einem so edlen und verständigen Manne sein muß, und Ihr könnt nach Eurem Gutdünken über mich gebieten, ohne meiner Ehrbarkeit zu nahe zu treten."

Der Meister erhob sich mit seinen Begleitern, dankte der Dame und nahm lächelnd und vergnügt von ihr Abschied. So wurde die Dame, die den, welchen sie verspotten wollte, nicht genau kannte, besiegt, während sie zu siegen glaubte; wovor Ihr Euch, wenn Ihr vernünftig seid, werdet hüten müssen.

Julie von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt Beltram von Roussillon zum Gemahl. Dieser muß sie wider seinem Willen zur Frau nehmen, geht aus Unmut darüber nach Florenz, und verliebt sich hier in eine junge Dame. Julie, als diese junge Dame vorgestellt, schläft bei ihm und erhält von ihm zwei Kinder, wodurch sie ihm teuer wird und er sie zum Weibe nimmt.

Es lebte im Königreich Frankreich ein Edelmann, mit Namen Isnard Graf von Roussillon. Dieser hatte, weil er fast immer krank war, stets einen Arzt um sich, den man Meister Gerard von Narbonne nannte. Der genannte Graf hatte nur einen einzigen Sohn, mit Namen Beltram, einen schönen anmutigen Jungen, mit welchem noch andere Kinder seines Alters erzogen wurden, unter denen sich auch eine Tochter jenes Arztes befand mit Namen Julie. Diese faßte zu jenem Beltram eine übermäßige glühende Liebe, wie sie ihrem Alter gar nicht eigen zu sein schien. Als der Graf starb und Beltram dem König überlassen blieb, mußte er nach Paris gehen, worüber das Mädchen ganz untröstlich war; und als ihr Vater bald darauf starb, wäre sie unter einem anständigen Vorwande gern nach Paris gegangen, um Beltram zu sehen; allein sie wurde, da sie sehr reich und das einzige Kind war, scharf bewacht. Schon hatte sie das Alter der Mannbarkeit erreicht, und noch hatte sie Beltram nicht vergessen,

und wies viele Männer zurück, mit denen sie sich nach dem Wunsche ihrer Verwandten vermählen sollte, ohne einen Grund für ihre Weigerung anzugeben. Nun geschah es, daß, während sie noch mehr denn je von Liebe zu Beltram brannte, von dem sie gehört hatte, daß er ein schöner junger Mann geworden sei, die Nachricht ihr zu Ohren kam, der König von Frankreich habe eine Geschwulst auf der Brust gehabt, und da diese schlecht geheilt worden sei, so sei eine Fistel zurückgeblieben, die ihm außerordentlich viel Schmerz und Beschwerde verursache, und für die man noch keinen tüchtigen Arzt aufgefunden habe, so viele es auch mit der Heilung versucht hätten; alle diese hätten vielmehr die Sache verschlimmert, worüber der König ganz in Verzweiflung sei, und nun von keinem mehr Rat und Hilfe annehmen wollte. Über diese Nachricht war die junge Dame sehr erfreut und glaubte dadurch nicht nur einen guten Grund zu erhalten, um nach Paris zu reisen, sondern wenn die Krankheit wirklich die wäre, für die sie sie der Beschreibung nach hielt, so dachte sie, es könne ihr bei dieser Gelegenheit leicht gelingen, Beltram zum Mann zu erhalten. Da sie nun von ihrem Vater vieles gelernt hatte, so bereitete sie aus verschiedenen Kräutern, die gegen das Übel, das sie sich vorstellte, gut sind, ein Pulver, stieg zu Pferde und kam nach Paris. Das erste war, daß sie sich Mühe gab, Beltram zu sehen; dann trat sie vor den König und bat sich die Gnade aus, daß er ihr sein Übel zeigen möge. Als der König die schöne, anmutige und junge Dame

sah, konnte er ihr ihren Wunsch nicht versagen und zeigte es ihr. Nachdem sie es gesehen hatte, faßte sie sogleich die sichere Hoffnung, es heilen zu können und sprach: „Gnädigster Herr, wenn es Euch gefällt, so will ich Euch, ohne alle Mühe und Beschwerden für Euch, innerhalb von acht Tagen von diesem Übel heilen.“

Der König mußte über die Worte des Mädchens innerlich lachen und dachte: „Was die Ärzte der Welt nicht gewußt und nicht gekonnt haben, wie soll das eine junge Dame können?“ Er dankte ihr daher für ihren guten Willen und antwortete: er habe sich vorgenommen, keinen Rat eines Arztes mehr anzunehmen.

Hierauf sprach die junge Dame: „Gnädigster Herr, Ihr verschmäht meine Kunst, weil ich jung und ein Frauenzimmer bin; aber ich erinnere Euch, daß ich nicht mit meiner Wissenschaft heile, sondern mit der Hilfe Gottes und der Wissenschaft Gerards von Narbonne, der mein Vater und zu seinen Lebzeiten ein berühmter Arzt war.“ Hierauf sprach der König zu sich selbst: „Vielleicht ist mir dieses Weib von Gott zugesandt; warum soll ich ihre Kunst nicht erproben, da sie doch sagt, sie könnte mich, ohne Beschwerde für mich, heilen?“ Er entschloß sich daher, eine Probe anzustellen und sprach: „Meine junge Dame, und wenn Ihr, nachdem ich Euch zu Liebe meinen Vorsatz gebrochen habe, mich doch nicht heilet, was soll ich dann tun?“

„Gnädiger Herr,“ sprach die Jungfrau, „laßt mich nur machen, und wenn ich Euch innerhalb von

acht Tagen nicht heile, so laßt mich verbrennen; wenn ich Euch aber gesund mache, was soll mir dann werden?"

Hierauf antwortete der König: „Ihr scheint noch ohne Mann zu sein; wenn Ihr Euer Versprechen haltet, will ich Euch gut und vornehm verheiraten?"

Die Jungfrau sprach darauf: „Gnädigster Herr, das gefällt mir, daß Ihr mich verheiraten wollt; aber ich will gerade den zum Mann, den ich mir auswähle; wobei ich jedoch keinen von Euren Söhnen oder aus dem königlichen Hause überhaupt wählen werde."

Der König versprach ihr dieses augenblicklich. Die Jungfrau begann nun ihre Kur, und in kurzer Zeit, noch ehe der Termin abgelaufen war, hatte sie den König gesund gemacht. Als sich der König geheilt fühlte, sprach er: „Meine junge Dame, Ihr habt einen Mann wohl verdient." — „Dann, gnädigster Herr," sprach die Jungfrau, „habe ich Beltram von Roussillon verdient, in den ich mich schon in meiner Jugend verliebte, und den ich seitdem stets aufs glühendste liebte."

Es schien nun zwar dem König nichts geringes, ihr diesen zum Manne zu geben; aber da er es einmal versprochen hatte, wollte er doch sein Versprechen halten, ließ ihn rufen und sprach zu ihm: „Beltram, Ihr seid jetzt groß und ein vollendeter Edelmann; wir wollen daher, daß Ihr zurückkehrt und die Herrschaft über Eure Grafschaft übernehmet und daß Ihr eine junge Dame mit Euch führet, die wir Euch zur Gattin ausersehen haben."

Beltram sprach: „Und wer ist diese junge Dame, gnädigster Herr?“ Hierauf antwortete der König: „Das ist dieselbe, die mir durch ihre Arznei die Gesundheit zurückgegeben hat.“ Beltram, der sie kannte und gesehen hatte, fand sie nun zwar schön; da er jedoch wußte, daß sie nicht von einem Geschlechte sei, dessen Verwandtschaft seinem Adel anstehe, sagte er ganz unwillig: „Gnädigster Herr, Ihr wollet mir also eine Arzneienmischerin zur Frau geben? Das wolle Gott nicht gefallen, daß ich je eine solche Frau nehme!“

Hierauf sprach der König: „So wollt Ihr also, daß wir unser Wort brechen sollen, das wir, um unsere Gesundheit wieder zu erlangen, der Dame verpfändeten, die zum Lohne dafür Euch zum Manne verlangte.“

„Gnädigster Herr“, sprach Beltram, „Ihr könnt mich zwingen und mir als Eurem Lebensmann geben, wen Ihr wollt; aber das versichere ich Euch, daß ich mit dieser Heirat nie zufrieden sein werde.“

„Das werdet Ihr schon sein,“ sprach der König, „denn die Dame ist schön und sehr verständig und liebt Euch sehr; daher hoffen wir, Ihr werdet mit ihr noch glücklicher sein, als mit einer Dame von noch so vornehmerm Adel.“

Beltram schwieg, und der König ließ große Anstalten zum Hochzeitsfeste treffen. Und als der bestimmte Tag kam, heiratete Beltram, so sehr sich auch sein Herz dagegen sträubte, im Angesicht des Königs die Dame, die ihn mehr als sich selbst liebte. Er hatte jedoch bereits bedacht, was zu tun sei; er

erklärte daher, daß er in seine Grafschaft zurückkehren und dort seine Ehe vollziehen wollte, und beurlaubte sich bei dem König. Er stieg zu Pferde, reiste jedoch nicht in seine Grafschaft, sondern nach Toskana, und als er erfuhr, daß die Florentiner mit den Senesern im Kriege begriffen waren, entschloß er sich, den Krieg mitzumachen. Man nahm ihn ehrenvoll und mit Freuden auf, machte ihn zum Hauptmann einer Heeresabteilung, und da er von den Florentinern gut gehalten wurde, blieb er bei ihnen und hatte gute Tage.

Die Neuvermählte, hiermit nicht zufrieden, ging, in der Hoffnung, ihn durch ihr gutes Benehmen in seine Grafschaft zurückzurufen, nach Roussillon, wo sie von allen als ihre Herrin empfangen wurde. Als sie sich überzeugte, daß durch die lange Abwesenheit des Grafen alles verwirrt und vernachlässigt worden war, brachte sie, als eine verständige Dame, alles mit größter Mühe wieder in Ordnung, worüber sich die Untertanen sehr freuten und sie darum auch sehr teuer hielten und große Liebe zu ihr faßten, so daß sie den Grafen hart tadelten, daß er mit ihr nicht zufrieden sei.

Nachdem die Dame alles in Ordnung gebracht hatte, zeigte sie es durch zwei Edelleute dem Grafen an und bat ihn, wenn an ihr die Schuld liege, daß er nicht in seine Grafschaft käme, so möchte er es ihr kundtun, dann werde sie sich, ihm zu Liebe, entfernen. Der Graf gab ihnen aber die harte Antwort: „Damit mag sie es halten, wie sie will; ich werde dann erst zu ihr zurückkehren, wenn sie diesen Ring

am Finger und ein von mir erzeugtes Kind auf den Armen tragen wird." Der Ring war ihm außerordentlich teuer, und er trennte sich nie von ihm, weil er eine gewisse Eigenschaft hatte, durch die man alles erfahren konnte.

Die Edelleute sahen aus seiner Antwort deutlich genug die Unmöglichkeit, ihn zurückzuführen; und da sie sich überzeugt hatten, daß sie nicht imstande seien, ihn durch ihre Vorstellung zu bewegen, fehrten sie zu der Dame zurück und brachten ihr seine Antwort. Diese war sehr betrübt, und nach langem Nachdenken entschloß sie sich, alles zu versuchen, ob sie nicht jene zwei Bedingungen erfüllen könnte, um dadurch ihren Mann zu sich zurückzuführen. Nachdem sie ihren Entschluß gefaßt hatte, versammelte sie einen großen Teil der edelsten und besten Männer der Grafschaft, erzählte ihnen der Reihe nach und mit beweglichen Worten, was sie dem Grafen zu Liebe schon getan hätte, zeigte ihnen den Erfolg davon und sagte ihnen am Schlusse, es sei nicht ihre Absicht, den Grafen durch ihren Aufenthalt in der Grafschaft in beständiger Verbannung zu erhalten, vielmehr beabsichtige sie, den Rest ihres Lebens der Pilgerschaft und frommen Werken zum Heil ihrer Seele zu widmen; auch bat sie dieselben, die Verwaltung der Grafschaft zu übernehmen und es dem Grafen anzuzeigen, sie habe ihm seine Besitzungen frei und im geordneten Zustande zurückgelassen und sich entfernt, in der Absicht, nie mehr nach Roussillon zurückzukehren. Während sie so sprach, vergossen die trefflichen Män-

ner reichliche Tränen und baten sie inständig, sie möchte doch ihren Entschluß ändern; aber vergebens. Nachdem sie ihre Untertanen Gott empfohlen hatte, machte sie sich mit einem Vetter und ihrer Kammerfrau in Pilgerkleidung, wohl versehen mit Gold und kostbaren Juwelen, auf den Weg, ohne daß jemand wußte, wohin sie ging, und reiste, ohne sich aufzuhalten nach Florenz. Hier kam sie zufällig in eine kleine Herberge, die von einer rechtschaffenen Witwe geführt wurde und quartierte sich dort wie eine arme Pilgerin ein, begierig, Nachrichten von ihrem Herrn zu erfahren.

Da geschah es, daß sie des andern Tages Beltram zu Pferde mit seinen Soldaten vorüberziehen sah; und ob sie ihn gleich auf der Stelle recht wohl erkannte, fragte sie gleichwohl die rechtschaffene Witwe, wer es sei. Die Wirtin gab ihr zur Antwort: „Es sei ein fremder Edelmann, mit Namen Graf Beltram, ein anmutiger, ritterlicher, in dieser Stadt sehr beliebter junger Mann, der in unsere Nachbarin, eine edle Dame, die aber sehr arm ist, außerordentlich verliebt ist. Es ist eine sehr ehrbare, junge Dame, die nur wegen ihrer Armut noch nicht geheiratet hat, sondern bei ihrer Mutter, einer klugen und rechtschaffenen Frau, lebt; und vielleicht hätte sie, wenn ihre Mutter nicht gewesen, dem Grafen schon seinen Willen getan.“

Die Gräfin überlegte diese Worte genau, und nachdem sie alles recht gefaßt, setzte sie ihren Entschluß fest; und nachdem sie das Haus und den Namen der Dame, deren Tochter von dem Grafen geliebt

wurde, erfahren hatte, ging sie eines Tages in der Stille in Pilgerkleidung dahin. Sie fand die Dame und ihre Tochter in sehr ärmlichen Umständen, grüßte sie und sagte zu der Mutter: sie möchte, wenn sie es erlaube, mit ihr sprechen. Die vornehme Dame erhob sich und erklärte sich bereit, sie zu hören; und nachdem sie in einem Zimmer allein waren und Platz genommen hatten, begann die Gräfin: „Gnädige Frau, es scheint, Ihr seid auch keine Freundin des Glückes, wie ich; allein, wenn Ihr wollet, könnet Ihr wohl mich und Euch selbst trösten.“ Die Dame versetzte: sie wünsche nichts sehnlicher, als sich auf ehrbare Weise aus der Not zu helfen. Die Gräfin fuhr fort: „Mir ist Euer Vertrauen nötig; wenn ich mich auf dieses verlasse und Ihr betrügt mich, so verderbet Ihr Eure und meine Sache.“ Die edle Dame antwortete: „Saget mir getrost alles, was Ihr wollt; von mir werdet Ihr niemals betrogen werden.“ Nun erzählte die Gräfin den ersten Anfang ihrer Liebe, wer sie sei und was ihr bis auf diesen Tag begegnet war, und erzählte dies alles auf eine Weise, daß die vornehme Dame ihren Worten glaubte, da sie schon durch andere davon gehört hatte und Mitleid mit ihr fühlte. Dann fuhr die Gräfin fort: „Ihr habt nun, außer meinen übrigen Beschwerden, auch die zwei Bedingungen gehört, die ich erfüllen muß, wenn ich meinen Mann wieder erhalten will: und hierzu kann mir auf der Welt niemand verhelfen, ausgenommen Ihr, wenn es wahr ist, was ich gehört habe, daß nämlich der Graf, mein Gemahl, in Eure Tochter sterblich verliebt ist.“

Hierauf sprach die Dame: „Ob der Graf meine Tochter liebt, weiß ich nicht; aber er tut so. Was kann jedoch ich in dieser Sache tun?“ — „Gnädige Frau,“ antwortete die Gräfin, „ich will es Euch sagen; zuerst aber will ich Euch bemerken, was die Folge davon sein soll, wenn Ihr mir dient. Ich sehe, daß Eure Tochter schön und mannbar ist; und so viel ich gesehen und gehört habe, behaltet Ihr sie nur deshalb zu Hause, weil Ihr kein Vermögen habt, um sie auszustatten. So will ich denn für den Dienst, den Ihr mir leisten werdet, von meinem Gelde Ihr ein solches Heiratsgut aussetzen, wie Ihr selbst es für angemessen achten werdet, um sie anständig zu verheiraten.“

Dieses Anerbieten gefiel der Dame, die sehr bedürftig war; dennoch aber sprach sie, weil sie einen hohen Sinn hatte, folgendermaßen: „Gnädige Frau, sagt mir nur, was ich für Euch tun kann, und wenn es schicklich für mich ist, werde ich es gerne tun, und Ihr möget dann tun, was Euch beliebt.“ Die Gräfin antwortete: „Für mich ist es notwendig, daß Ihr durch eine Person, der Ihr vertrauen könnt, meinem Gemahl, dem Grafen, sagen lasset, Eure Tochter sei bereit, ihm ganz seinen Willen zu tun, wenn sie überzeugt sein dürfe, daß er sie wirklich so liebe, wie er vorgebe, dies werde sie jedoch nicht eher glauben, als bis er ihr den Ring sende, den er an der Hand trage, und von dem sie wisse, daß er ihm sehr teuer sei. Wenn er Euch nun diesen Ring sendet, so gebet ihn mir und lasset ihm dann sagen, Eure Tochter sei bereit, ihm seinen Willen

zu tun. Hierauf lasset ihn hierher kommen, und anstatt Eurer Tochter legt Ihr in der Stille mich an seine Seite. Vielleicht schenkt mir Gott seine Gnade, daß ich schwanger werde, und wenn ich dann seinen Ring am Finger und ein Kind von ihm im Arme habe, werde ich ihn zum Manne zurück erhalten und als sein Weib bei ihm wohnen, wozu dann Ihr die Veranlassung seid."

Der Edeldame schien dies eine schwierige Sache, denn sie fürchtete, es möchte Schande für ihre Tochter daraus entstehen; da sie jedoch bedachte, daß die Dame mit allem Recht ihren Mann zurück halte, und daß sie sich also für eine gerechte Sache tätig erweise, gab sie im Vertrauen auf ihre ehrbare Neigung nicht nur das Versprechen, sondern verschaffte sich auch nach wenigen Tagen auf vorsichtige und geheime Weiseden Ring, so schwer dies auch dem Grafen fiel, sorgte auch aufs trefflichste dafür, daß die Gräfin statt ihrer Tochter zu dem Grafen zu liegen kam.

Nach dem Willen Gottes wurde die Dame von dieser ersten Umarmung, die der Graf aufs zärtlichste ausübte, mit zwei Knäbchen schwanger, wie sich bei der Geburt, als diese erfolgte, zeigte. Und nicht bloß einmal verschaffte die Edeldame der Gräfin die Umarmung ihres Gatten, sondern oft; und die Sache ging so herrlich vonstatten, daß man kein Wort davon erfuhr, und der Graf stets der Meinung war, er sei bei der Dame, die er liebe, nicht bei seiner Gattin. Des Morgens bei der Trennung gab der Graf ihr immer wertvolle Juwelen, welche die Gräfin sorgfältig aufbewahrte.

Als sie sich schwanger fühlte, wollte sie die Edeldame nicht auch mit diesem Dienst belästigen, sondern sprach: „Gnädige Frau, Gott und Euch sei es gedankt, ich habe meinen Zweck erreicht, deshalb ist es jetzt Zeit, daß ich Euch nach Eurem Wunsche beschenke und mich dann entferne.“ Die Edeldame antwortete, wenn sie ihr ein Geschenk geben wolle, so sei sie damit zufrieden, übrigens habe sie das, was sie getan habe, nicht nur in der Hoffnung auf eine Belohnung getan, sondern, weil sie es für recht gehalten habe. Die Gräfin antwortete: „Ihr sprecht ganz nach meinem Willen; und so will ich denn das, was Ihr von mir verlangen werdet, Euch nicht als Belohnung geben, sondern um ein gutes Werk zu tun, und so muß ich auch handeln.“ Hierauf genötigt, bat die Edeldame ganz verschämt um hundert Lire, um ihre Tochter zu verheiraten. Die Gräfin, die ihr ansah, wie sie sich schämte, und ihre bescheidene Forderung hörte, gab ihr 500 und so viele und schöne und wertvolle Juwelen, daß sie wohl noch soviel an Wert betrugen, worüber die Edeldame hocherfreut war und der Gräfin aufs innigste dankte, die von ihr Abschied nahm und in eine Herberge zog. Die Edeldame, um Beltram die Veranlassung, in ihr Haus zu kommen oder zu senden, zu nehmen, ging ebenfalls mit ihrer Tochter aufs Land zu Verwandten und Beltram reiste bald darauf, von seinen Untertanen aufgefordert, nach Hause, als er hörte, daß die Gräfin sich entfernt hatte.

Als die Gräfin erfuhr, daß er Florenz verlassen

habe und in seine Grafschaft zurückgekehrt sei, war sie hocherfreut; sie blieb in Florenz bis zu ihrer Entbindung, gebär zwei Knäbchen, die ihrem Vater ganz ähnlich waren, und ließ sie aufs sorgfältigste behandeln. Als es ihr Zeit schien, machte sie sich auf den Weg und kam, ohne erkannt zu werden, nach Montpellier. Hier ruhte sie mehrere Tage aus; und als sie erfuhr, wie es dem Grafen gehe und wo er sich aufhalte, und hörte, daß er am Allerheiligentage in Roussillon ein großes Fest für Ritter und Damen halte, reiste sie wie gewöhnlich als Pilgerin gekleidet, dahin.

Als sie die Damen und Ritter im Palast des Grafen versammelt glaubte, um zur Tafel zu gehen, begab sie sich, ohne ihre Kleidung zu ändern, mit ihren Knäbchen im Arme, in den Saal, ging durch Männer und Frauen hindurch, bis zu dem Grafen, warf sich vor ihm auf die Knie und sprach weinend: „Mein Herr, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich in deine Grafschaft zurückkehren zu lassen, lange gramvoll durch die Welt gereist ist. Ich bitte dich bei Gott, daß du jetzt die Bedingung mir haltest, die du mir durch die zwei Edelleute, welche ich an dich sandte, hast stellen lassen, sieh auf meinen Armen nicht einen sondern zwei Knaben von dir; siehe hier auch deinen Ring. Jetzt ist es also Zeit, daß ich von dir als Gattin aufgenommen werde, wie du versprochen hast.“

Als der Graf dies hörte, fiel er fast in Ohnmacht; er erkannte den Ring und auch die Kinder, so ähnlich waren sie ihm. Dennoch sagte er, wie Fann das

sein? Nun erzählte die Gräfin, zur großen Verwunderung des Grafen und aller Anwesenden, der Ordnung gemäß alles, was geschehen war. Als nun der Graf erkannte, daß sie die Wahrheit sprach, und ihre Standhaftigkeit und Liebe, sowie die zwei Knaben sah, legte er, um sein gegebenes Wort einzulösen und aus Willfährigkeit gegen alle seine Ritter und Damen, die ihn sämtlich baten, er möchte sie jetzt als seine rechtmäßige Gattin aufnehmen und verehren, seine übermäßige Grausamkeit ab, hieß die Gräfin sich vom Boden erheben, umarmte und küßte sie, erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder als seine Söhne an. Hierauf ließ er sie anständige Kleider anziehen und veranstaltete, zur größten Freude aller Anwesenden, wie derer, welche davon hörten, ein großes Fest, das diesen und noch mehrere Tage dauerte; ehrte sie von diesem Tage an als seine Frau und Gattin und schätzte und liebte sie ungemein.

3.

Die Frau eines Arztes legt ihren Geliebten, den sie, da er in tiefem Schläfe liegt, für tot hält, in einen Kasten, welchen zwei Wucherer heimtragen. Er erwacht und wird als Dieb gefangen genommen. Die Dienerin der Dame erzählt vor Gericht, sie selbst habe ihn in den Kasten der Wucherer gelegt, auf diese Weise entgeht er dem Galgen und die Wucherer werden zu einer Geldstrafe verurteilt, weil sie den Kasten gestohlen haben.

Vor noch nicht langer Zeit lebte in Salerno ein Arzt, der in der Chirurgie außerordentlich geschickt war und Meister Mazzeo della Montagna hieß. Dieser hatte bereits das höchste Alter erreicht, als er eine schöne und edle Jungfrau seiner Stadt zur Gattin nahm, die er mit edlen und reichen Kleidern, mit Edelsteinen und mit allem, was einer Dame gefallen kann, aufs beste versah. Freilich ward sie in sonstiger Beziehung sehr kühl behandelt, und wie Ricciardo von Chinzica, von dem wir erzählt haben, der seinigen die Feste vorrechnete, so machte dieser seiner Frau vor, wenn der Mann bei seiner Frau schlafe, so müsse er sich, ich weiß nicht mehr wie viele Tage, erholen und ähnliche Albernheiten mehr, womit sie natürlich keineswegs zufrieden sein konnte. Da sie nun eine verständige und großherzige Frau war, entschloß sie sich, um ihren Mann zu schonen, auf die Straße zu gehen und nach anderen zu schauen. Und nachdem sie viele junge Männer betrachtet hatte, hatte sich endlich einer in ihrem Herzen festgesetzt, auf den sie alle Hoffnungen baute und dem sie ihr ganzes Wesen und ihre ganze Seele widmete. Als der junge Mann dies bemerkte, gefiel es ihm sehr und er wandte ihr gleichfalls seine ganze Liebe zu. Dieser junge Mann mit Namen Ruggieri von Jeroli, war von edlem Stande, hatte aber ein schlimmes tadelnswürdiges Leben geführt, so daß weder ein Verwandter noch ein Freund ihm geblieben war, der Wohlwollen für ihn gehegt oder ihn nur hätte sehen mögen. In ganz Salerno war er durch Spitzbübereien und ähnliche Niederträchtig-

Feiten verächtigt, aber um alles dies bekümmerte sich die Dame nichts, da er ihr vor allen andern gefiel und sie wußte es auch durch ihre Dienerin so einzurichten, daß sie zusammenkamen. Nachdem sie sich eine Zeitlang miteinander vergnügt hatten, fing die Dame an, sein vergangenes Leben zu tadeln und ihn zu bitten, er möchte ihr zu Liebe dasselbe aufgeben, und um ihn dazu zu ermuntern, unterstützte sie ihn von Zeit zu Zeit mit Summen Geldes. Während sie nun auf diese Weise mit viel Vorsicht ihr Verhältniß fortsetzten, geschah es, daß dem Arzte ein Kranker unter die Hände kam, der einen Schaden am Bein hatte. Als der Meister dasselbe gesehen hatte, erklärte er den Verwandten des Kranken, wenn man nicht einen verdorbenen Knochen im Beine herausnehme, so müsse man das ganze Bein abnehmen, oder der Kranke müsse sterben. Wenn er ihm den Knochen herausnehme, könne er ihn heilen; allein, er übernehme den Kranken nur, sofern er ihm wie ein Toter überliefert werde. Und so gaben ihn ihm seine Verwandten hin. Der Arzt sah ein, daß der Kranke, ohne in tiefem Schlaf zu liegen, den Schmerz nicht aushalten und sich nicht heilen lassen werde, und da er die Operation des Abends vornehmen wollte, bereitete er sich des Morgens nach seinem eigenen Recepte einen Schlaftrunk, soviel er glaubte, daß er nötig habe, und stellte das Gläschchen in sein Zimmer ohne irgendjemand zu sagen, was es sei. Als es Abend geworden war, und der Meister zu dem Kranken gehen sollte, erhielt er eine Aufforderung von einigen sehr nahen

Freunden aus Malfi¹, er solle sich durch nichts abhalten lassen, sogleich zu ihnen zu kommen; denn es habe eine große Kauferei gegeben, bei der viele verwundet worden seien. Der Arzt verschob deshalb die Operation des Beines auf den folgenden Tag, stieg in ein Boot und fuhr nach Malfi. Da deshalb die Dame wußte, daß er diese Nacht nicht nach Hause zurückkehren werde, ließ sie, wie gewöhnlich, Ruggieri kommen und schloß ihn in ihr Zimmer ein, bis die anderen Personen, die im Hause wohnten, zu Bett gegangen waren. Als nun Ruggieri in diesem Zimmer war und auf die Dame wartete, verspürte er, sei es infolge der Anstrengung im Laufe des Tages, oder gesalzener Speisen, die er genossen, oder vielleicht aus Gewohnheit einen großen Durst, und als er das Gläschen, das der Arzt für den Kranken bestimmt hatte, an dem Fenster stehen sah und es für Wasser zum Trinken hielt, setzte er es an den Mund, trank es aus und verfiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. Die Dame kam, sobald es ihr möglich war, in das Zimmer, und als sie Ruggieri schlafend fand, rüttelte sie ihn und sagte ihm mit leiser Stimme, er müsse aufwachen. Allein dies war vergebens, er antwortete nicht und blieb bewegungslos, weshalb die Dame, etwas beunruhigt, ihn stärker schüttelte und rief: „Wach auf, du Langschläfer, wenn du hast schlafen wollen, so hättest du zu Hause bleiben und nicht hierher kommen sollen. Ruggieri, auf diese Weise gerüttelt, fiel von einer Kiste, auf der er lag,

¹ Malfi.

zur Erde nieder, ganz wie ein Toter. Dadurch etwas erschreckt, wollte ihn die Dame wieder aufheben, sie rüttelte ihn noch stärker, faßte ihn an der Nase, zupfte ihn am Bart, aber alles war vergebens; er schlief fest. Die Dame fing daher zu befürchten an, er möchte gestorben sein; dennoch begann sie noch einmal, ihn ins bloße Fleisch zu kneipen, ihn mit einem angezündeten Lichte zu brennen, alles vergebens; daher glaubte sie denn, die nichts von der Medizin verstand, obwohl ihr Mann Arzt war, er sei unfehlbar gestorben. Da sie ihn nun über alles liebte, so war sie natürlich darüber sehr betrübt, und da sie keinen Lärm zu machen wagte, begann sie, leise ihn zu beweinen und ihr Unglück zu beklagen. Nach einer Weile bedachte jedoch die Dame, man müsse, um zu verhüten, daß ihr Verlust ihr auch noch Schande bringe, unverzüglich Mittel ausfindig machen, um den Toten aus dem Hause zu bringen, und da sie sich hierin nicht zu raten wußte, rief sie in der Stille ihre Dienerin, zeigte dieser ihr Unglück und bat sie um Rat. Die Dienerin war hoch verwundert; als sie ihn jedoch ebenfalls geschüttelt und gekniffen, und ihn bewusstlos gefunden hatte, sagte sie dasselbe, was die Dame sagte, nämlich, er sei wahrhaftig tot und gab den Rat, ihn aus dem Hause zu bringen. Die Dame sprach zu ihr: „Aber wohin könnten wir ihn legen, daß nicht morgen früh, wenn man ihn sieht, der Verdacht entstünde, er sei von hier aus weggebracht worden?“

„Madonna,“ antwortete ihr die Dienerin, „ich sah

diesen Abend spät, gegenüber von der Werkstätte unseres Nachbars, des Tischlers, einen nicht allzu großen Kasten, der, wenn ihn der Meister nicht ins Haus zurückgebracht hat, uns sehr gute Dienste leisten könnte. In diesen könnten wir ihn hineinlegen, ihm zwei bis drei Messerstiche geben und ihn dort liegen lassen. Wer ihn darin findet, der kann nicht vermuten, daß er da oder dorthier komme; vielmehr, da er ein schlimmer junger Mann war, wird man glauben, er sei auf eine schlechte Tat ausgegangen und der Feind habe ihn ermordet."

Der Dame gefiel der Rat der Dienerin, außer was die Verwundung des Leichnams betraf; sie sagte nämlich, um keinen Preis könne sie dies zugeben. Die Dienerin wurde abgesandt, um zu sehen, ob der Kasten noch an seinem Fleck stehe und kehrte mit der bejahenden Antwort zurück. Nun nahm die Dienerin, die noch jung und rüstig war, mit Hilfe der Dame Ruggieri auf ihre Schultern; die Dame ging voraus, um zu sehen, ob nicht jemand um den Weg sei, und so kamen sie zu dem Kasten, legten ihn hinein, schlossen den Kasten wieder zu und ließen ihn stehen.

Wenige Tage zuvor waren zwei Jünglinge nach Hause zurückgekehrt, die auf Wucher ausliehen; diese, die sehr gern gewinnen und doch nichts ausgeben mochten, hatten, da sie Hausgerät benötigten, und tags zuvor den Kasten gesehen hatten, den Entschluß gefaßt, ihn in ihr Haus zu schaffen, wenn er bei Nacht noch an seiner Stelle stände. Sie verließen um Mitternacht ihr Haus, fanden ihn, und

ohne weitere Untersuchung trugen sie ihn, obgleich er sehr schwer schien, nach ihrem Hause, wo sie ihn neben ein Zimmer stellten, in welchem ihre Frauen schliefen, ohne ihn erst lange zurechtzuschieben. Sie ließen ihn hier stehen und gingen zu Bette.

Nachdem Ruggieri lange geschlafen hatte, hatte er den Tranke verdaut und die Wirkung desselben ging vorüber. Kurz vor Tagesanbruch wachte er auf; und obgleich der Schlaf abgebrochen war und er seiner Sinne wieder mächtig wurde, blieb ihm doch eine Betäubung im Kopfe zurück, die ihn nicht nur diese Nacht, sondern noch mehrere Tage nachher befangen hielt. Er öffnete die Augen, und da er nichts sah, tappte er mit den Händen herum. Als er sah, daß er sich in einem Kasten befand, wurde er vollends irre und sprach zu sich selbst: „Was ist denn das? wo bin ich? schlafe ich oder bin ich wach? Ich erinnere mich nur, daß ich diesen Abend in das Zimmer meiner Dame kam, und jetzt bin ich, wie es scheint, in einem Kasten. Was soll das heißen? Wäre der Mann zurückgekehrt oder etwas anderes begegnet, und die Dame hätte mich, während ich schlief, hier verborgen? das glaube ich, so wird es wohl sein.“ Er hielt sich sehr stille und horchte, ob er etwas höre. Nachdem er lange in dieser Lage geblieben war, wurde sie ihm unbequem, denn der Kasten war klein und die Seite, auf der er lag, schmerzte ihn; er wollte sich daher auf die andere wälzen, und dies machte er so ungeschickt, daß der Kasten, welcher nicht gerade stand, mit ihm umfiel; durch das Geräusch, welches dadurch entstand,

wurden die Frauen, die daneben schliefen, geweckt, aber aus Furcht schwiegen sie. Ruggieri geriet durch diesen Fall des Kastens in die größte Angst, als er jedoch durch den Fall den Kasten geöffnet sah, wollte er lieber herausgehen, als darin bleiben, und ohne zu wissen, wo er war, tappte er durch das Haus, um irgendeine Treppe oder Türe zu finden, durch die er ins Freie kommen könnte. Als die Frauen, die aufgeweckt worden waren, ihn herumtappen hörten, riefen sie: „Wer ist da?“ Da Ruggieri die Stimmen nicht erkannte, antwortete er nicht, daher riefen die Frauen ihren jungen Männern; diese aber lagen, weil sie lange gewacht hatten, in tiefem Schlafe und hörten nichts von allem. Dadurch wurden die Frauen noch ängstlicher, erhoben sich, liefen ans Fenster und riefen: „Diebe, Diebe!“ Auf diesen Ruf eilten mehrere Nachbarn von verschiedenen Seiten herzu und drangen in das Haus, und auch die jungen Männer wachten auf jenes Geschrei auf und erhoben sich. Als Ruggieri diesen Vorgang sah, kam er vor Verwunderung fast außer sich; er wußte nicht, wohin er fliehen sollte und konnte, und fiel in die Hände der Gerichtsdiener, die auf den Lärm hinzugelaufen waren. Er wurde vor den Richter geführt, und da er allgemein im Rufe eines schlechten Mannes stand, spannte man ihn unverzüglich auf die Solter, und er bekannte, er sei in das Haus der Wucherer gedrungen, um zu stehlen. Daher beschloß denn der Richter, ihn ohne weitere Umstände am nächsten Tage aufknüpfen zu lassen.

Am anderen Morgen war es bereits in ganz Sa-

lerno ruckbar geworden, daß man Ruggieri im Hause der Wucherer auf dem Diebstahl ertappt habe, und als dies die Dame und ihre Dienerin hörten, waren sie so erstaunt darüber, daß sie die Vorgänge der letzten Nacht beinahe für einen Traum hielten; und überdies war die Dame über die Gefahr, in der Ruggieri schwebte, so betrübt, daß sie fast den Verstand verlor.

Gegen Mittag kam der Arzt von Malfi nach Hause zurück und verlangte, daß man ihm sein Wasser bringe, weil er seinen Kranken operieren wollte; als er die Flasche leer fand, fing er einen großen Lärm an, daß gar nichts im Hause auf seinem Flecke bleibe. Die Dame, durch ihren Schmerz gereizt, antwortete erzürnt: „Was würdet Ihr erst von etwas Wichtigem sagen, Meister, wenn Ihr schon wegen einer ausgegossenen Wasserflasche einen solchen Lärm anfangt? Gibt es denn kein Wasser mehr in der Welt?“ Hierauf sprach der Meister: „Meinst du denn, Frau, das sei flares Wasser gewesen? das ist nicht der Fall; es war ein destilliertes Wasser und ein Schlaftrunk;“ und damit erzählte er ihr, aus welchen Gründen er es bereitet hätte. Als die Dame dies gehört hatte, sah sie plötzlich ein, daß Ruggieri es getrunken haben müsse und ihnen deshalb tot erschienen sei, und sprach: „Meister, das wußten wir nicht; bereitet Euch nun eben ein neues.“ Der Meistet, der einsah, daß nichts anderes zu tun sei, bereitete sich also ein neues.

Kurz nachher kehrte die Dienerin, welche auf Befehl der Dame weggegangen war, um zu erfahren, was

man von Ruggieri spreche, zurück und sprach: „Madonna, jedermann spricht Ubles von Ruggieri, und soviel ich merken konnte, ist weder ein Freund noch ein Verwandter da, der sich zu seiner Hilfe erhoben hätte oder erheben wollte; man glaubt ganz fest, daß der Blutrichter ihn noch heute enthaupten lassen werde. Außerdem muß ich Euch noch etwas neues sagen, ich glaube nämlich entdeckt zu haben, wie er in das Haus der Wucherer gelangte. Höret, auf welche Weise! Ihr wisset den Tischler, vor dessen Hause der Kasten stand, in den wir ihn legten; dieser war kurz vorhin mit einem, dem, wie es scheint, der Kasten gehörte, im größten Streit begriffen; denn dieser verlangte das Geld für seinen Kasten, und der Meister behauptete, er habe den Kasten nicht verkauft, sondern man habe ihn ihm des Nachts gestohlen. Hierauf antwortete der Andere: „Das ist nicht wahr; du hast ihn vielmehr an die jungen Wucherer verkauft, wie mir diese heute Nacht sagten, als ich ihn in ihrem Hause sah, wo man den Ruggieri fest nahm.“ Hierauf sprach der Tischler: „Sie lügen; ich habe ihn nie an sie verkauft; sondern sie haben ihn mir in der vorigen Nacht gestohlen; gehen wir zu ihnen;“ und so gingen sie in Eintracht nach der Wohnung der Wucherer. Auf diese Weise, seht Ihr nun wohl, muß Ruggieri dahin gekommen sein, wo man ihn gefunden hat; wie er aber dort wieder aufwachte, das weiß ich nicht zu sagen.“ Die Dame begriff nun den Hergang der Sache ganz gut und erzählte der Dienerin, was sie vom Meister gehört hatte, und bat sie, zur Rettung Ruggieris

mitzuwirken, da es nur an ihr liege, ob sie zu gleicher Zeit Ruggieri retten und ihre Ehre bewahren wolle.

Die Dienerin sprach: „Madonna, unterweist mich, ich will gerne alles tun.“ Die Dame, der nicht wenig daran gelegen war, hatte schnell überdacht, was zu tun war, und unterwies die Dienerin aufs Genaueste. Diese ging zuerst zum Arzte und sprach mit Tränen: „Mein Herr, ich muß Euch eines großen Fehlers wegen, den ich gegen Euch begangen habe, um Verzeihung bitten.“ Der Meister sprach: „Weshalb denn?“ Die Dienerin, fortwährend weinend, antwortete: „Ihr habt von dem jungen Ruggieri von Jeroli gehört; dieser fand Gefallen an mir, und theils aus Angst, theils aus Liebe mußte ich dieses Jahr seine Freundin werden: da er nun wußte, daß Ihr gestern Abend nicht zu Hause waret, schmeichelte er mir so lange, bis ich ihn in Euer Haus in mein Schlafzimmer führte. Als er nun Durst hatte, und ich nicht wußte, wohin ich in der Geschwindigkeit nach Wein oder Wasser laufen sollte, da ich nicht wollte, daß Eure Gattin, die im Saale war, mich sehe, erinnerte ich mich, daß ich in Eurem Zimmer eine Wasserflasche gesehen hatte, lief hin, gab sie ihm zum Trinken und stellte die Flasche wieder dahin, wo ich sie weggenommen hatte. Nun höre ich, daß Ihr einen großen Lärm im Hause gemacht habt und bekenne auch, daß ich einen Fehler beging; denn wer macht nicht hie und da einen Fehler? Es tut mir sehr leid, daß ich dies getan habe; gleichwohl aber kann sowohl dies als das, was daraus

folgte, Ruggieri das Leben kosten. Daher bitte ich Euch aufs dringendste, daß Ihr mir verzeihet und die Erlaubnis gebet, Ruggieri nach meinen Kräften zu Hilfe zu eilen."

Als der Arzt dies hörte, antwortete er, trotzdem, daß er noch erzürnt war, scherzend: „du hast dir selbst die Strafe auferlegt; denn während du diese Nacht einen Jüngling bei dir zu haben glaubtest, der dir den Pelz tüchtig ausschütteln werde, hattest du eine Schlafkappe. Daher gehe nur und Sorge für die Rettung deines Geliebten; hüte dich aber in Zukunft, ihn in mein Haus zu bringen; denn ich würde dich dann auch noch für diesmal bezahlen lassen."

Die Dienerin, zufrieden mit dem Gelingen des ersten Versuchs, begab sich, so schnell sie konnte, in das Gefängnis des Ruggieri und schmeichelte dem Gefängniswärter so lange, bis er ihr eine Unterredung mit Ruggieri gestattete. Nachdem sie ihn unterrichtet hatte, was er dem Blutrichter antworten müsse, wenn er frei werden wollte, brachte sie es auch dahin, vor den Blutrichter zu kommen. Dieser wollte, ehe er sie anhörte, da sie frisch und rüstig war, dem guten Kinde zuvor einen Nagel einschlagen; und um nachher besser gehört zu werden, war sie gar nicht spröde. Nach vollbrachter Arbeit sprach sie: „Mein Herr, Ihr habt Ruggieri von Jeroli als Dieb gefangen genommen, und er ist es doch nicht." Damit erzählte sie von Anfang an die ganze Geschichte bis zum Ende; wie sie, seine Freundin, ihn in die Wohnung des Arztes geführt habe,

wie sie ihm den Schlastrunk, den sie nicht gekannt, zu trinken gegeben, wie sie ihn für tot in den Kasten gelegt; dann erzählte sie, was zwischen dem Meister Tischler und dem Eigentümer des Kastens verhandelt worden war und zeigte so, auf welche Weise Ruggieri in das Haus der Wucherer gekommen sei. Der Blutrichter, der wohl sah, daß es etwas leichtes sei zu erfahren, ob dies wahr wäre, fragte zuerst den Arzt, ob das wahr sei, und fand, daß sich dies so verhalte. Hierauf ließ er den Tischler, den Eigentümer des Kastens und die Wucherer holen und fand nach manchem Hin- und Herreden, daß die Wucherer in der vorigen Nacht den Kasten gestohlen und in ihr Haus gebracht hätten. Zuletzt sandte er nach Ruggieri, und auf seine Frage, wo er Abends zuvor sich aufgehalten habe, antwortete jener: wo er sich aufgehalten habe, das wisse er nicht, er könne sich nur erinnern, daß er beider Dienerin des Meisters Mazzeo habe bleiben wollen, und in ihrem Zimmer infolge großen Durstes Wasser getrunken habe; was von dort aus mit ihm vorgegangen sei, wisse er nicht, bis er im Hause der Wucherer aufgewacht sei und sich in einem Kasten befunden habe.

Der Richter fand großes Gefallen an dieser Geschichte und ließ die Dienerin, Ruggieri, den Tischler und die Wucherer ihre Aussage mehrmals wiederholen. Als er endlich einsah, daß Ruggieri unschuldig war, verurteilte er die Wucherer, welche den Kasten gestohlen hatten, zu einer Strafe von 10 Unzen und setzte Ruggieri in Freiheit. Wie froh dieser war, kann sich jeder vorstellen; und auch seine Dame freute

sich außerordentlich, oft noch lachte und scherzte die Dame und ihre Dienerin, die ihm Messerstiche hatte versetzen wollen, mit ihm über den fröhlichen Ausgang, und sie setzten ihr vergnügtes und angenehmes Verhältniß fort.

4.

Meister Simon, der Arzt, wird unter dem Vorwande, in eine Gesellschaft aufgenommen zu werden, die auf Kaperei ausgeht, von Bruno und Buffalmacco an einen Ort geschickt, wo er von Buffalmacco in eine Mistgrube geworfen und seinem Schicksal überlassen wird.

Ich will euch nun von einem erzählen, der es förmlich darauf anlegte, daß ihm ein Possen gespielt würde, und ich glaube nicht, daß diejenigen, die ihm den Streich spielten, zu tadeln, vielmehr, daß sie zu loben sind. Und der, dem dies geschah, war ein Arzt, der, da er ein Schaf war, von Bologna ganz mit Feh bedeckt nach Florenz kam und sich dort niederließ. Wie wir es alle Tage sehen, kehren unsere Bürger als Richter, Ärzte und Notare in langen weiten Gewändern, in Scharlach und Feh oder sonstwie prunkvoll und stattlich gekleidet, aus Bologna hierher zurück, und wenn ihre Praxis sich gut anläßt, können wir sie so den ganzen Tag sehen. Unter diesen war auch ein Meister Simone von Villa, reicher an väterlichen Gütern, als an Wissenschaft, der vor noch nicht langer Zeit in Scharlach geklei-

det und mit einer großen Kapuze am Doctormantel, als Doctor der Medizin, wie er selbst sagte, nach Florenz zurückkehrte und ein Haus in der Straße bezog, die wir heute die Via del Cocomero nennen. Dieser, wie gesagt, frisch zurückgekehrte Meister Simon hatte, abgesehen von andern bemerkenswerten Gewohnheiten, auch die, denjenigen, der gerade bei ihm war, zu fragen, wer die Leute seien, die er just auf der Straße vorübergehen sah, und gleich als müsse er die Medizinen, die er den Kranken zu geben hatte, nach dem Gebahren der Menschen bereiten, richtete er seine Aufmerksamkeit darauf und merkte sich alles. Unter anderem richtete er sein besonderes Augenmerk auf zwei Maler, nämlich Bruno und Buffalmacco, die man immer zusammen sah und die seine Nachbarn waren. Und da es ihm schien, als machten diese sich weniger Sorgen als irgendwer, und lebten vergnügter als andere — was sie auch wirklich taten — fragte er mehrere Leute nach ihren Verhältnissen, und alle sagten ihm, es wären arme Teufel und Maler. Da dachte er, es könne doch wohl nicht gut möglich sein, daß sie von ihrer Armut so vergnüglich lebten, er hielt sie, nach dem, was er von ihnen gehört hatte, vielmehr für listige Vögel, die aus irgend etwas, wovon kein Mensch wußte, große Gewinne ziehen mußten. Darum erwachte in ihm der Wunsch, wenn möglich mit beiden, wenigstens aber mit einem von ihnen vertrauter zu werden, und es gelang ihm auch wirklich mit Bruno in nähere Beziehungen zu treten.

Allein Bruno hatte es schon nach ganz wenigen Malen des Zusammenseins weg, daß dieser Arzt ein dummes Vieh war, und fing an, an ihm und seinen einfältigen Reden den größten Spass von der Welt zu haben, wie andererseits der Arzt außerordentliches Gefallen an ihm fand. Nachdem er Bruno einige Male zum Essen eingeladen hatte und daher glaubte, schon etwas vertrauter mit ihm reden zu können, gestand er ihm, wie sehr er sich über ihn und Buffalmacco wundere, daß sie, obwohl sie doch arme Leute, so lustig lebten und bat ihn, ihm doch zu sagen, wie sie das anstellten. Bruno, dem diese Frage des Arztes ebenso töricht und sinnlos vorkam wie alle anderen, fing an zu lachen und dachte so zu antworten, wie seine Dummheit es verdiente — er sagte daher: „Meister, vielen Leuten würde ich es gar nicht sagen, wie wir das anfangen, Euch jedoch, der Ihr mein Freund seid und es, wie ich weiß, keinem andern widersagen werdet, sage ich es ohne Bedenken. Es ist wahr, wir, mein Kumpan und ich, leben so lustig und gut, wie es Euch vorkommt, ja noch weit besser, doch weder von unserer Kunst noch von dem Ertrage, den wir aus einigen Besitzungen ziehen, könnten wir auch nur das Wasser bezahlen, das wir verbrauchen — Ihr dürft deswegen aber nicht glauben, daß wir aufs Stehlen ausgehen, nein, sondern wir gehen auf Kaperei aus, und aus ihr ziehen wir alles, was uns Vergnügen macht oder was wir brauchen, ohne daß irgendwer Schaden davon hätte, und daher kommt unser vergnügtes Leben, das Ihr seht.“

Der Arzt verwunderte sich nicht wenig, als er dies hörte, und glaubte es ihm aufs Wort, ohne zu wissen, was es damit für eine Bewandnis habe. Darum erwachte sogleich in ihm der heiße Wunsch, zu erfahren, was das sei: auf Kaperei ausgehen. Er bat ihn daher inständig, es ihm doch zu sagen und versicherte ihm, er würde es keinem Menschen verraten. „Aber Meister!“ rief da Bruno, „was verlangt Ihr von mir?! Was Ihr wissen wollt, ist ein zu großes Geheimnis, und wenn es ein dritter erführe, würde es mich zugrunde richten und mir das Leben kosten, ja mich sogar dem Luzifer von San Gallo in den Rachen jagen. Aber so groß ist die Liebe, die ich zu Eurer Kürbisköpfigkeit aus Holzhausen hege und das Zutrauen, das ich in Euch setze, daß ich Euch keinen Wunsch abschlagen kann, und darum will ich's Euch sagen, aber unter der Bedingung, daß Ihr mir bei dem Kreuz auf dem Dummelsberge schwört, daß Ihr es, wie Ihr versprochen habt, niemals ausplaudert.“ Und der Meister versicherte, er würde es nicht tun. „Da sollt Ihr dann also,“ begann Bruno, „mein zuckersüßer Meister, wissen, daß vor noch nicht langer Zeit in dieser Stadt ein großer Meister in der Geisterbeschwörungskunst lebte, welcher den Namen Michael Scott führte, weil er aus Schottland war. Von vielen vornehmen Männern, deren heute noch wenige leben, wurden ihm große Ehrenbezeugungen zuteil, und als er Florenz verlassen wollte, ließ er auf ihre dringenden Bitten zwei seiner tüchtigsten Schüler zurück, denen er auftrug, diesen edlen Män-

nern, welche ihn so geehrt hätten, stets und in jeder Beziehung zu Gefallen zu sein. Diese dienten also den genannten Edelleuten in einigen ihrer Liebeshistorien und anderen Sächelchen sehr bereitwillig. Als ihnen dann die Stadt und die Sitten ihrer Bewohner gefielen, beschlossen sie, für immer dazubleiben und knüpften große und enge Freundschaften mit einigen an, ohne danach zu fragen, wer sie wären, ob vornehm oder nicht vornehm, ob reich oder arm — nur darauf kam es ihnen an, daß es Leute wären, welche sich für ihre Lebensart schickten. Um diesen ihren Freunden nun gefällig zu sein, gründeten sie eine Gesellschaft von etwa 25 Männern, die sich wenigstens zweimal in jedem Monat an einem von ihnen bestimmten Orte zusammenfinden sollten, wo ein jeder ihnen seinen Wunsch sagen mochte, den sie dann in derselben Nacht schnell erfüllen wollten. Da ich und Buffal-macco mit diesen beiden nun in ganz besonderer Freundschaft und Vertraulichkeit leben, wurden wir von ihnen in diese Gesellschaft aufgenommen und gehören ihr noch an. Und ich sage Euch, wenn wir uns versammeln ist es ein Wunder, die Wandbe-hänge in dem Saale, in dem wir speisen, die nach königlicher Weise besetzten Tische, die Menge der edlen und schönen Diener männlichen und weiblichen Geschlechts nach eines jeden Gefallen, der zu dieser Gesellschaft gehört, die Becken, Krüge, Flaschen, Gläser und das andere goldene und silberne Geschirr, von dem wir essen und trinken, und überdies noch die vielen und mannigfaltigen Speisen,

die jedem nach seinem Wunsch — eine jede zu ihrer Zeit — vorgesetzt werden, zu sehen. Ich könnte Euch nimmermehr schildern, wie groß und schön die Fülle der Töne aus unendlich vielen Instrumenten und wie melodienreich die Gesänge sind, die man dort zu hören bekommt, noch wieviel mehr Wachskerzen bei diesen Abendmahlzeiten brennen, noch wieviel Konfekt dort verzehrt wird und wieviel köstliche Weine dort getrunken werden. Und ich möchte nicht gerne, meine liebe Salzmerze, daß Ihr glaubt, wir wären dort in diesen Röcken und diesen Kleidern, die Ihr hier seht, nein — feiner ist so schlecht gekleidet, daß Ihr ihn nicht für einen Kaiser halten könntet, mit so kostbaren Gewändern und so schönem Schmuck sind wir angetan. Aber über alle anderen Freuden, die wir dort genießen, gehen noch die an den schönen Frauen, welche so schnell, als es nur einer haben will, dort aus der ganzen Welt zusammenkommen.

Da könntet Ihr Madame Wackelbart, die Königin der Schlaraffen, die Frau des Sultans, die Kaiserin von Osbeck, die Plapperschnut von Nirgendland, die Urschel von Faschingsstadt und Kunzelpunzel aus Sprungreich versammelt sehen. Doch was zähle ich sie Euch auf! Sämtliche Königinnen der Welt sind da, den Betthasen des Pfaffen Hans nicht ausgenommen, dem die Hörner mitten aus dem Hintern rausstehen.

Doch hört jetzt weiter! Haben sie nun getrunken und Konfekt genascht, einen oder zwei Tänze gemacht, jede mit dem, auf dessen Vorladung sie hin-

gekommen, so sucht alles seine Schlafkammer auf. Und denkt Euch nun: in diesen Schlafkammern glaubt man ein Paradies zu sehen, so schön sind sie, und nicht weniger wohlriechend sind sie als die Büchsen mit den Spezereien Eurer Apotheke, wenn Ihr den Kümme! stoßen laßt. Und dann sind Betten da, die Euch schöner vorkommen würden als das des Dogen von Venedig, und in diese legt man sich hinein. Ihr könnt Euch denken, wie tüchtig dann die Weberinnen den Zettel treten und wie fest sie den Kamm an sich heranziehen, um das Tuch recht dicht zu machen. Diejenigen aber, die es meiner Meinung nach am besten haben, sind wir beide, Buffal-macco und ich; denn Buffal-macco läßt sich meist die Königin von Frankreich kommen und ich für mich die von England, welches die beiden schönsten Frauen von der ganzen Welt sind; und wir haben es auch dahin zu bringen gewußt, daß sie für keinen andern Augen im Kopfe haben als für uns.

Ihr könnt Euch daher vorstellen, daß wir fröhlicher als andere Menschen leben und sein können, da wir die Liebe zweier solcher Königinnen besitzen, ganz abgesehen davon, daß, wenn wir tausend oder zweitausend Florinen von ihnen haben wollen, wir sie sofort bekommen.

Dies nennen wir nun gewöhnlich: auf Kaperei ausgehen, denn wie die Korsaren einem jeden sein Hab und Gut nehmen, machen wir es zwar ebenso, unterscheiden uns von ihnen jedoch darin, daß, während sie es niemals wiedergeben, wir es zurück-

erstatten, nachdem wir Gebrauch davon gemacht haben. Nun, mein wackerer Meister, habt Ihr gehört, was wir „auf Kaperei ausgehen“ nennen; und Ihr könnt leicht einsehen, wie sehr dies geheim gehalten sein will — und deshalb sage ich Euch nichts weiter darüber und bitte Euch nicht noch einmal darum.“

Der Meister, dessen Wissen vielleicht nicht weiter reichte, als die Kinder vom Grind zu kurieren, schenkte den Worten Brunos solchen Glauben, wie nur die größte Wahrheit ihn verdient hätte, und es erwachte in ihm eine so glühende Sehnsucht, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, wie sie sich nur nach dem Allerbegehrtesten entzünden konnte. Und so gab er Bruno zur Antwort, da wäre es freilich kein Wunder, wenn sie guter Dinge wären. Und nur mit großer Mühe konnte er sich zurückhalten, ihn jetzt schon zu bitten, es doch einzurichten, daß er daran teilnehme, und beschloß zu warten, bis er, nachdem er ihm noch mehr Ehre erwiesen haben würde, seine Bitte mit größerer Zuversicht vorbringen könnte. Indem er nun seinen Wunsch so zurückdrängte, setzte er den Umgang mit Bruno fort, hatte ihn oft zu Mittag und Abend bei sich zum Essen und bewies ihm die denkbar größte Liebe. Und dieser ihr Umgang war so intim und so fortgesetzt, daß es schien, als könne der Meister ohne Bruno gar nicht mehr leben. Da Bruno sich dabei recht wohl fühlte, hatte er ihm, um angesichts der ihm von dem Arzte erwiesenen Ehre nicht undankbar zu erscheinen, in einem Saale

die Fasten, über dem Eingang des Zimmers ein Agnus Dei und über der Haustür ein Uringlas gemalt, damit die seines Rates Bedürftigen ihn vor den anderen herauszufennen vermöchten. In einer kleinen Loggia aber hatte er ihm den Mäuse- und Katzenkrieg gemalt, ein Bild, das dem Arzte ganz vortrefflich schien.

Einmal, als er nicht bei ihm zu Abend gegessen hatte, sagte er zu Meister Simon: „Diese Nacht war ich in der Gesellschaft und da ich der Königin von England ein wenig überdrüssig war, ließ ich mir die Gumedra des Groß-Khans von Tarisi kommen.“ „Was ist das, Gumedra?“ fragte da der Meister, „ich verstehe diesen Namen nicht.“

„O, lieber Meister,“ antwortete Bruno darauf, „das wundert mich nicht: denn Popokrates und Affenzehn sagen kein Wort davon.“ „Du willst sagen Hippokrates und Avicenna,“ berichtigte der Arzt. „Wahrhaftig, ich weiß nicht,“ antwortete Bruno, „ich verstehe mich ebenso schlecht auf Eure Namen, wie Ihr Euch auf meine. Aber Gumedra will in der Sprache des Groß-Khans soviel sagen, wie Kaiserin in unserer. Oh, sie würde Euch als das schönste Weibsmensch erscheinen, das es gibt! Ich kann Euch versichern, sie würde Euch alle Eure Pulver und Klystiere und Pflaster aus dem Kopfe bringen.“ Und nachdem er ihm nochmals ähnliche Dinge erzählt hatte, um seine Begierde noch zu steigern, entschloß sich unser Herr Meister, als er wieder einen Abend mit ihm verbrachte, während Bruno an der Katzen- und Mäuseschlacht malte, und er

ihm das Licht dazu hielt, ihm, weil er ihn durch seine Ehrungen hinlänglich gewonnen zu haben glaubte, sein Herz zu öffnen, und sagte, als sie allein waren, zu ihm: „Bruno, Gott weiß es, es lebt kein Mensch auf der Welt, für den ich alles so gern täte wie für dich, und wenn du mir sagtest, ich solle von hier bis Peretola gehen — ich glaube fest, ich ginge hin, und darum wundere dich nicht, wenn ich dich ganz freundschaftlich und mit Zuversicht um etwas bitte. Wie du weißt, ist es noch nicht lange her, daß du mir einmal Einzelheiten über Eure lustige Gesellschaft erzähltest und da ist mir ein so lebhafter Wunsch gekommen, mit von der Partie zu sein, daß ich noch nie ein so sehnliches Verlangen gespürt habe. Und das hat seinen guten Grund, wie du sehen wirst, wenn ich einmal an der Gesellschaft teilnehme; denn du sollst mich von jetzt ab einen Narren heißen, wenn ich Euch nicht das schönste Mädchen, das du seit geraumer Zeit gesehen hast, kommen lasse. Ich habe es erst vergangenes Jahr in Tacavincigli gesehen und ihm mein Herz zugewandt. Und beim Leibe Christi, ich wollte ihr 10 Bologneser Dickgroschen geben, wenn sie mir zu Willen wäre, aber sie wollte nicht. Und darum bitte ich dich, so sehr ich kann, lehre mich, was ich zu tun habe, um dabei sein zu können, und mach und bewerkstellige auch du es, daß ich es erreiche, denn Ihr werdet an mir gewißlich einen guten und treuen Kumpan haben, der Euch Ehre macht. Du siehst vor allen Dingen, was für ein schmucker Mann ich bin und auf was für schönen

Beinen meine Gestalt steht: Ich habe ein Gesicht wie eine Rose, und überdies bin ich ein Doktor der Medizin, wie ich nicht glaube, daß Ihr einen habt, und weiß viele hübsche Geschichten und nette Liedchen, von denen ich dir eines vorsingen will." — Und alsbald begann er zu singen. Bruno hatte so große Lust, zu lachen, daß er sich kaum bezwingen konnte; dennoch aber hielt er an sich.

Nachdem das Lied dann zu Ende war und der Meister fragte: „Was hältst du davon?“ sagte Bruno: „Gegen Euch würden die Zithern aus Moorhirschalmen sicherlich nicht aufkommen können, so erstaunlich und über die Massen lieblich habt Ihr gesungen.“ Worauf der Meister: „Ich sage es ja, du hättest es nimmermehr geglaubt, wenn du mich nicht gehört hättest.“

„Ja wahrlich, Ihr habt recht!“ entgegnete Bruno.

„Ich weiß auch wohl noch andere,“ fuhr der Meister fort, „aber sehen wir jetzt davon ab. So wie du mich hier siehst, war mein Vater ein Edelmann, obgleich er auf dem Lande wohnte, und mütterlicherseits stamme ich von denen von Valechio. Und wie du wohl bemerkt hast, besitze ich die schönsten Bücher und die schönsten Kleider von allen Ärzten in Florenz. Bei Gott, ich habe Sachen, die alles in allem schon vor mehr als 10 Jahren an hundert Lire in venezianischen Sellern gekostet haben. Und darum bitte ich dich, so sehr ich kann, mach', daß ich in die Gesellschaft hineinkomme, und bei Gott! wenn du es dahin bringst, so magst du frank sein, soviel du willst — ich werde für meine Kunst keinen Seller dafür nehmen.“

Als Bruno dies hörte, sah er sich in seiner Ansicht von der abgrundigen Dummheit des Arztes wieder einmal bestärkt und sagte zu ihm: „Meister, haltet das Licht etwas mehr nach dieser Seite und laßt es Euch nicht verdriessen, bis ich diesen Mäusen die Schwänze gemalt habe, und dann will ich Euch antworten.“

Als dann die Schwänze fertig waren, tat Bruno, als verursache ihm die Bitte große Verlegenheit und sagte schliesslich: „Lieber Meister, viel ist's, was Ihr für mich tun würdet — ich zweifle nicht daran, dessen ungeachtet aber ist das, was Ihr von mir fordert, wenngleich es für die Grösse Eures Verstandes eine Kleinigkeit ist, für mich etwas sehr Grosses. Ich weiß keinen Menschen auf der Welt, für den ich es lieber täte als für Euch, wenn ich es vermöchte, theils weil ich Euch in solchem Masse liebe, wie es Euch zukommt, theils um Eurer Worte willen, in denen ein so tiefer Sinn verborgen liegt, daß sie Erzbetschwestern aus den Stiefeln herausziehen, um wieviel mehr mich von meinem Vorsatze abbringen könnten; und je mehr ich mit Euch verkehre, desto weiser kommt Ihr mir vor. Und ferner erkläre ich Euch: wenn auch nichts andres mich veranlaßte, Euch gut zu sein, so will ich Euch darum schon wohl, weil ich sehe, daß Ihr in eine so herrliche Kreatur verliebt seid, wie Ihr sagt. Soviel aber will ich Euch sagen: ich vermag in dieser Sache nicht so viel, wie Ihr meint, und daher kann ich für Euch auch nicht das tun, was geschehen müßte. Aber wenn Ihr mir auf Euer

weites und rissiges Gewissen verspricht, es geheim zu halten, so will ich Euch die Art und Weise angeben, die Ihr beobachten müßt, und dann halte ich es für ganz gewiß, daß es Euch, da Ihr so schöne Bücher habt und auch noch andere Sachen, wie Ihr mir vorhin sagtet, gelingen werde."

Hierauf ermunterte ihn der Meister, indem er rief: „Sag es nur unbesorgt! Ich sehe schon, du kennst mich doch noch nicht so recht und weißt noch nicht, wie sehr ich dicht halten kann. Nur wenig tat Messer Guasparruolo von Saliceto, als er Richter der Stadthauptmannschaft Sorlimpopoli war, was er mir nicht sogleich anvertraut hätte; denn er fand, daß ich ein trefflicher Vertrauter sei. Und willst du sehen, ob ich die Wahrheit spreche? — Ich war der erste Mensch, dem er sagte, daß er im Begriff sei, die Bergamina zu heiraten. Siehst du jetzt?"

„Oh, dann allerdings!" rief Bruno aus — „wenn er Euch darin vertraut hat, kann ich es wohl auch unbesorgt tun. Folgenden Weg also müßt Ihr einschlagen: Wir haben in unserer Gesellschaft immer einen Kapitän und zwei Räte, welche alle sechs Monate wechseln, und ohne Zweifel werden mit dem Ersten Buffalmacco Kapitän und ich Rat werden; denn so ist es beschlossen. Und wer Kapitän ist, hat einen großen Einfluß darauf, daß der, den er wünscht, aufgenommen wird. Und daher meine ich, daß Ihr Euch alle Mühe geben sollt, Freundschaft mit Buffalmacco zu schließen und ihn zu ehren. Er ist ein Mensch, der, wenn er sieht wie weise Ihr seid, Euch sogleich lieb gewinnen wird,

und wenn Ihr mit ihm, vermöge Eures Verstandes und durch die schönen Sachen, die Ihr besitzt, werdet vertrauter geworden sein, dann könnt Ihr ihn ja bitten, und er wird es Euch gewiß nicht abschlagen. Ich habe mit ihm bereits über Euch gesprochen, und er will Euch sehr wohl. Und wenn Ihr so weit seid, so laßt mich mit ihm das Weitere bewerkstelligen." „Dein Vorschlag gefällt mir sehr," entgegnete darauf der Meister, „und ist er ein Mann, der fluge Leute liebt und redet mit mir dann nur ein paar Worte, so will ich es schon dahin bringen, daß er mich immer besuchen kommt; denn ich besitze so viel Verstand, daß ich einer ganzen Stadt damit aushelfen könnte und doch immer sehr flug bleiben würde."

Nachdem dies vereinbart war, erzählte Bruno die ganze Geschichte haarklein dem Buffelmacco, und dieser konnte es kaum erwarten, zu tun, was Meister Dumbbart begehrte. Der Arzt, der über alle Maßen begierig war, auf Kaperei auszugehen, ließ nicht eher locker, als bis Buffalmacco sein Freund geworden war, und das gelang ihm leicht. Er begann damit, ihm die schönsten Abendessen und die leckersten Mittagsmahlzeiten von der Welt zu geben und gleichzeitig auch Bruno. Und sie machten es ihm gegenüber, wie jene Herren, die, wenn sie treffliche Weiber, fette Kapaunen und andere schöne Sachen wittern, sich in möglichster Nähe halten und, ohne sich lange drängen zu lassen (wobei sie aber immer sagen, bei einem andern würden sie es nicht tun), dableiben. Als der Meister den Zeitpunkt für günstig hielt,

richtete er, wie Bruno es ihm geraten hatte, seine Bitte an Buffalmacco. Dieser tat darüber höchst aufgebracht und machte Bruno einen großen Schweinehund, indem er rief: „Ich schwöre es beim Herrgott von Passignano, daß ich faum an mich halten kann, dir nicht so über den Schädel zu hauen, daß dir die Nase auf die Hacken fällt, du Verräter! Wer anders als du hat dies dem Meister verraten?“ Doch der Meister entschuldigte ihn nach Kräften, sagte und schwor, er habe es anders woher erfahren. Und nach einem großen Aufwand seiner weisen Worte, gelang es ihm endlich, ihn zu beruhigen. Und wieder zum Arzt gewandt, sagte Buffalmacco: „Lieber Meister, da merkt man's, daß Ihr in Bologna gewesen seid und die Verschwiegenheit bis in unsere Stadt mitgebracht habt, ja noch mehr: Ihr habt das A B C gewiß nicht in der Klippschule gelernt, wie das bei vielen Unverständigen der Fall ist, Ihr habt es vielmehr auf der Unversteht gelernt, weil es so lang ist, und sicherlich seid Ihr auch auf einen Sonntag getauft? Und obwohl mir Bruno gesagt hat, Ihr hättet in Bologna Medizin studiert, so will mich's doch bedünken, als hättet Ihr darauf studiert, die Menschen zu fangen, was Ihr besser als irgendein anderer, den ich je gesehen, mit Eurem Verstande und Eurem Reden versteht.“ Der über die Schmeichelei entzückte Arzt, ließ ihn nicht ausreden und sagte zu Bruno gewandt: „Wie herrlich ist es doch mit weisen Männern zu reden und umzugehen! Wer hätte wohl so bald jede Besonderheit meines Verstandes aufgefaßt, wie dieser

wackere Mann da? Du hast durchaus nicht so schnell gemerkt, was ich wert war, wie er. Aber sag doch wenigstens, was ich dir gegenüber äußerte, als du mir mittheiltest, daß Buffalmacco anflügen Männern seine Freude habe. Meinst du nicht, daß es mir gelungen ist? „Ganz vortrefflich,“ versicherte Bruno. Hierauf wandte sich der Meister zu Buffalmacco und erklärte: „Noch ganz anders würdest du gesprochen haben, wenn du mich in Bologna gesehen hättest, woselbst es keinen Hohen und keinen Niedrigen gab, keinen Doktor und keinen Studenten, der mir nicht wohl gewollt hätte, so sehr wußte ich alle durch meine Unterhaltung und durch meinen Verstand zu fesseln. Ja, ich will dir noch mehr sagen: ich sprach daselbst auch nicht ein Wort, worüber ich nicht jeden Menschen lachen gemacht hätte, so sehr gefiel es ihnen; und als ich wegging, schwammen alle in Tränen und wünschten, daß ich doch nur da bleiben möchte, ja sie gingen sogar so weit, daß sie mich, damit ich nur dort bliebe, allein vor allen Studenten, die dort waren, über Medizin lesen lassen wollten. Aber ich wollte nicht; denn ich war fest entschlossen, hierherzukommen, um die sehr großen Erbgüter zu übernehmen, die sich immer im Besitze meiner Familie befunden haben, und also tat ich.“ Da sprach Bruno zu Buffalmacco: „Was sagst du nun? Du glaubtest es mir nicht, als ich es dir sagte. Bei den Evangelien, es gibt in dieser Stadt keinen Arzt, der sich besser auf Eselsurin verstände als dieser, und sicherlich würdest du von hier bis zu den Toren von Paris nicht seinesgleichen finden. Ver-

suchs doch einmal, das nicht zu tun, was er wünscht!" „Bruno spricht die Wahrheit“, erklärte der Arzt, „aber ich werde hier nicht verstanden. Ihr seid ziemlich ungebildete Leute, aber ich wünschte, Ihr sähet mich einmal unter Doktoren, wo ich in meinem Element bin.“ „Wahrhaftig, Meister!“ rief da Buffalmacco, „Ihr wißt noch weit mehr, als ich ja gedacht hätte. Daher sage ich Euch, so Konfus wie man zu weisen Männern sprechen muß, daß ich es ohne Zweifel dahin bringen werde, daß Ihr in unserer Gesellschaft Aufnahme findet!“

Die Ehren, welche der Arzt den beiden erwies, wurden nach diesen Versprechungen immer vielfältiger, und indem sie sie genossen, banden sie ihm die größten Bären von der Welt auf und versprachen, ihm die Gräfin Klosetskä zu geben, welches das schönste Geschöpf wäre, das man unter den menschlichen Hemigloben finden könne.

Da fragte der Arzt, wer diese Gräfin sei. „Liebe Familienferze,“ antwortete ihm Buffalmacco, „das ist eine gar große Dame, gibt es doch wenig Häuser in der Welt, wo sie nicht ihre Rechte hätte, selbst die Minoritenbrüder zahlen ihr mit Paukenschall ihren Tribut. Und ich kann Euch wohl versichern, daß, wenn sie herumzieht, sie sich durch ihren Geruch zu erkennen gibt, obwohl sie sich meist verborgen hält. Doch ist es noch nicht lange her, daß sie eines Nachts hier vor der Thür vorbeikam, um sich im Arno die Füße zu waschen und ein wenig frische Luft zu schöpfen: Aber ihren dauerndsten Aufenthalt hat sie im Laterin. Indessen gehen ihre Ser-

geanten oftmal herum, und alle tragen zum Beweise ihrer Herrschaft Besen und Eimer. Von ihren Baronen sieht man überall eine Menge, als da sind der Nachtwächter am Tore, Ritter Wurst, Herr Besenstiel, der Dünnmeier und andere, die, wie ich glaube, mit Euch befreundet sind, wenn Ihr Euch augenblicklich ihrer auch nicht erinnert. Dieser so großen Dame also werden wir Euch, wenn Ihr die von Tacavincigli werdet haben fahren lassen, in die süßen Arme werfen, sofern sich unser Gedanke verwirklichen läßt."

Der Arzt, der in Bologna geboren und aufgewachsen war, verstand ihre Bezeichnungen nicht und erklärte sich daher mit der Dame zufrieden. Nicht lange nach diesem Gespräch theilten ihm die Maler mit, daß er aufgenommen werden solle. Und als der Tag kam, da sie sich in der folgenden Nacht versammeln sollten, hatte der Meister sie alle beide zum Mittagessen bei sich, und nachdem sie gegessen hatten, fragte er sie, wie er sich denn zu verhalten habe, um in die Gesellschaft hineinzukommen. Da sagte Buffalmacco: „Seht, lieber Meister, Ihr müßt nur recht beherzt sein: denn würdet Ihr es nicht sein, so könnte sich Euch ein Hindernis in den Weg stellen und könntet Ihr uns den größten Schaden zufügen, und wobei Ihr den größten Mut zeigen müßt, das sollt Ihr nun hören: Ihr müßt ein Mittel finden, daß Ihr Euch diese Nacht, wenn alles im ersten Schläfe liegt, auf einem der Grabhügel einfindet, welche unlängst bei Santa Maria Novella aufgeworfen worden sind, und zwar in einem Eurer besten Ge-

wänder, damit Ihr das erstemal stattlich vor der Gesellschaft erscheint, und auch, weil (nach dem was uns gesagt wurde: denn wir waren nicht dabei) die Gräfin die Absicht hat, da Ihr doch ein Edelmann seid, Euch auf ihre Kosten zum Ritter vom Bade zu schlagen. Dort wartet Ihr dann bis derjenige zu Euch kommt, den wir Euch senden werden. Es wird — damit Ihr von allem unterrichtet seid — ein schwarzes gehörntes, nicht sehr großes Tier erscheinen, auf dem Plage vor Euch gewaltig umherschmaufen und — springen, um Euch zu erschrecken, aber dann, wenn es sehen wird, daß Ihr Euch nicht fürchtet, wird es sich Euch ganz still nähern. Und wenn es sich Euch genähert hat, dann steigt ohne die mindeste Furcht von dem Grabe herunter und setzt Euch, ohne Gott und die Heiligen anzurufen, auf das Tier, und wenn Ihr Euch zurecht gesetzt habt, so kreuzt die Arme über der Brust, als wolltet Ihr eine ehrerbietige Verbeugung machen, ohne das Tier weiter noch zu berühren. Es wird sich alsdann ganz sanft in Bewegung setzen und Euch zu uns bringen. Solltet Ihr aber unterwegs Gott oder die Heiligen anrufen, so könnte es Euch — ich sage es Euch ausdrücklich — wohl an einen anderen Ort werfen oder stoßen, der Euch übel räche. Wenn Ihr Euch daher nicht zutraut, recht beherzt zu sein, so geht nicht hin, denn Ihr werdet Euch schaden, ohne uns irgendwie zu nützen."

"Ihr kennt mich noch nicht," erwiderte da der Arzt.

"Ihr seht mich wohl zweifelnd an, weil ich Handschuhe und lange Gewänder anhabe. Wenn Ihr

aber wüßtet, was ich seinerzeit bei Nacht in Bologna vollführt habe, wenn ich, wie so manchesmal, mit meinen Kumpanen zu den Frauenzimmern ging, so würdet Ihr staunen. Bei Gott, es war mal in einer Nacht, daß eine nicht mit uns gehen wollte (es war ein Hürlein, kaum eine Spanne hoch), da verabreichte ich ihr erst eine Menge Faustschläge, dann hob ich sie hoch und trug sie, glaube ich, einen Bolzenschuß weit, bis ich es dahin brachte, daß sie doch mit uns ging.

Ein andermal, erinnere ich mich, ging ich, ohne daß noch jemand bei mir gewesen wäre außer meinem Diener, dort kurz nach dem Ave Maria an dem Minoritenfriedhof vorbei, wo am gleichen Tage eine Frau begraben worden war, und hatte trotzdem nicht die mindeste Furcht. Macht Euch darüber also keine Sorgen: denn ich bin sehr beherzt und tapfer. Und dann sage ich Euch: um dort recht stattlich zu erscheinen, werde ich mein Scharlachgewand anziehen, in dem ich den Doktorhut erhielt, und dann will ich doch sehen, ob die Gesellschaft sich nicht freut, wenn sie meiner ansichtig wird, und ob sie mich nicht über Hals und Kopf zum Kapitän macht. Ihr werdet sehen, wie sich die Sache noch weiter entwickeln wird, wenn ich erst mal dort gewesen bin, da die Gräfin, noch ehe sie mich überhaupt gesehen hat, so in mich verliebt ist, daß sie mich zum Ritter vom Bade machen will. Ob mir dann diese Ritterschaft schlecht anstehen wird und ob ich sie schlecht werde behaupten können oder gut, das laßt nur meine Sorge sein."

„Vortrefflich gesprochen,“ erwiderte Buffalmacco, „aber seht Euch vor, daß Ihr uns keinen Pöbel spielt und etwa nicht hinkommt oder nicht zu finden seid, wenn wir nach Euch schicken — ich sage Euch das, weil es kalt ist, und Ihr Herren Ärzte Euch sehr vor der Kälte scheut.“ „Gott bewahre,“ rief der Arzt, „ich gehöre nicht zu diesen Verfrorenen; die Kälte kümmert mich nicht. Kommt es doch selten vor, wenn ich mich des Nachts erhebe, um ein Bedürfnis zu befriedigen, wie das beim Menschen zuweilen der Fall, daß ich mehr als meinen Pelz über das Wams ziehe — ich werde daher ganz bestimmt dort sein.“

Nachdem die beiden nun fortgegangen waren und es Nacht geworden, schützte unser Meister seiner Frau gegenüber allerlei Gründe vor, weshalb er ausgehen müsse, nahm heimlich, als er glaubte, daß es an der Zeit sei, sein schönes Gewand hervor und zog es an, worauf er sich auf eines der genannten Gräber begab und auf einer der Marmorplatten zusammengekauert — die Kälte war nämlich groß — das Tier zu erwarten begann.

Buffalmacco, der groß und von kräftigem Körperbau war, suchte sich eine jener Masken zu verschaffen, die man zu gewissen Spielen zu gebrauchen pflegte, welche heutzutage nicht mehr üblich sind, und zog einen schwarzen Pelz verkehrt an, so daß er wie ein Bär aussah, nur daß seine Gesichtsmaske ein Teufelsantlitz zeigte und gehörnt war. In diesem Aufzug begab er sich nach dem neuen Platze von Santa Maria Novella, während Bruno in einiger

Entfernung folgte, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde. Und nachdem er wahrgenommen hatte, daß der Herr Doktor da war, fing er an, gewaltige Sprünge zu machen, auf dem Platze herumzutoben, zu schnauben, zu heulen und zu freischen, als wenn er vom Satan besessen wäre.

Als der Meister ihn sah und hörte, richteten sich ihm alle Haare zu Berge, und er fing an am ganzen Leibe zu zittern, sintemal er furchtsamer war als ein Weib: in diesem Augenblick wäre er lieber zu Hause gewesen als hier. Allein nicht nur, weil er nun einmal hergekommen war, bezwang er seine Angst, sondern auch infolge seines Verlangens, die Wunder zu sehen, von denen ihm die beiden erzählt.

Nachdem jedoch Buffelmacco, wie gesagt, eine Zeitlang herumgetobt hatte, tat er, als würde er etwas ruhiger, näherte sich dem Grabe, auf dem der Meister saß, und stand dann still. Der Arzt, der vor Furcht am ganzen Leibe zitterte, wußte nicht, was er tun sollte, ob aufsteigen oder abwarten. Schließlich aber, da er besorgte, das Tier möchte ihm etwas Böses zufügen, wenn er nicht aufstiege, verscheuchte er mit der zweiten Furcht die erste, stieg vom Grabe herunter und setzte sich, indem er murmelte: „Gott steh mir bei!“ hinauf und zurecht und freuzte, immer noch heftig zitternd, die Arme über der Brust, wie es ihm geheißen worden war. Buffalmacco nahm nun ganz ruhig seinen Weg nach Santa Maria della Scala zu und trug ihn auf allen Vieren bis in die Nähe des Klosters der Frauen von Ripoli. Es befanden sich aber damals in jener Gegend Gruben,

in welche die Landleute, welche die Felder dort bebauten, die Leibrenten der Gräfin Klosetskaja ausleeren ließen, um ihre Äcker damit zu düngen. Als Buffalmacco in ihre Nähe gekommen war, hielt er sich möglichst am Rande einer derselben, um, nachdem er den richtigen Augenblick abgepaßt, einen der Füße des Arztes zu packen und den Unglücklichen mit einem Wuppdich hinunter zu werfen, so daß er recht eigentlich kopfüber hineinflog.

Drauf fing er wieder an laut zu knurren, herumzuspringen und zu toben: endlich aber ging er davon und an Santa Maria della Scala vorbei nach der Wiese von Ognissanti, wo er Bruno fand, der, da er das Lachen nicht mehr zurückhalten konnte, davongelaufen war. Und beide paßten mit dem größten Vergnügen von der Welt auf, was der im Teig sitzende Arzt machen würde. Sobald der Herr Medikus merkte, daß er sich an einem so abscheulichen Orte befand, bemühte er sich wieder in die Höhe zu kommen und suchte sich auf alle Art zu helfen, um herauszugelangen. Und nachdem er mehrmals wieder zurückgeplumpst war, glückte es ihm endlich, von Kopf bis zu Fuß mit Kot überzogen, traurig und unglücklich, herauszukommen, doch nicht ohne einige Quentlein hinuntergeschluckt zu haben. Seine Kappe ließ er zurück. Er strich sich nun den Teig, so gut er konnte, mit den Händen ab und kehrte, da er keinen andern Rat wußte, nach Hause zurück, wo er so lange flopste, bis ihm geöffnet wurde.

Raum aber war er also stinkend eingetreten und





hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, da erschienen auch schon Bruno und Buffalmacco, um zu horchen, wie der Meister von seiner Frau würde empfangen werden. Und als sie nun so lauschten, vernahmen sie, wie die Frau ihm die größten Schimpfworte an den Kopf warf, welche nur je einem Taugenichts zuteil wurden. „Ja, das geschieht dir recht!“ schrie sie, „zu einer andern bist du gelaufen und wolltest recht fein im Scharlachgewand vor ihr erscheinen. War ich dir etwa nicht genug? Ich könnte eine ganze Stadt befriedigen, Freundchen, wievielmehr dich! Oh, hätten sie dich doch ganz und gar erstickt, statt dich nur da hineinzuworfen, wohin du gehörtest! Sieh mal einer den ehrenwerten Arzt, hat eine Frau und schleicht nächtlicherweile zu den Frauen anderer!“ Mit solchen und vielen anderen Reden quälte die Frau den Arzt, der sich inzwischen abwaschen ließ, bis Mitternacht.

Am folgenden Morgen erschienen Bruno und Buffalmacco, welche sich den ganzen Körper, soweit ihn die Kleider bedeckten, so bemalt hatten, als sei er braun und blau geschlagen, im Hause des Arztes und fanden ihn bereits aufgestanden. Als sie aber bei ihm eintraten, drang ihnen ein mächtiger Gestank entgegen: Denn noch hatte nicht alles so gereinigt werden können, daß es dort nicht mehr gestunken hätte. Als der Arzt von ihrem Kommen hörte, ging er ihnen entgegen und sagte: „Gott schenke Euch einen guten Tag!“ Bruno und Buffalmacco antworteten hierauf, wie sie sich's vorgenommen hatten, mit zornigem Gesicht: „Den wün-

schen wir Euch nicht, vielmehr bitten wir Gott, daß er Euch soviel Unglück über den Hals schicke, daß Ihr auf die elendeste Art daran zugrunde geht: Ihr seid ja der treulosste und größte Verräter, den es gibt. Denn an Euch hat es nicht gelegen, daß man uns, die wir uns Mühe gegeben haben, Euch Ehre und Vergnügen zu verschaffen, nicht wie die Sünde totgeschlagen hat. Um Eurer Treulosigkeit willen haben wir diese Nacht soviel Prügel bekommen, daß ein Esel mit viel weniger nach Rom ginge, ganz davon zu schweigen, daß wir in Gefahr geschwebt haben, aus der Gesellschaft ausgestoßen zu werden, in welcher wir alles für Eure Aufnahme vorbereitet hatten. Und wenn Ihr uns nicht glaubt, so seht Euch einmal unsere Körper an, wie sie aussehen!"

Damit öffneten sie — es herrschte ein gewisses Zwielicht — vorne ihre Kleider und zeigten ihm ihre über und über bemalte Brust, worauf sie sie alsbald wieder zumachten. Der Arzt wollte sich entschuldigen und sein Mißgeschick erzählen, wie und wohin er abgeworfen worden, aber Bruno rief: „Ich wollte, es hätte Euch von der Brücke in den Arno geworfen. Warum dachtet Ihr auch an Gott oder die Heiligen? Seid Ihr vorher nicht gewarnt worden? „Bei Gott,“ sagte der Arzt, „ich dachte nicht daran.“ „Was?“ rief Buffalmacco, „Ihr dachtet nicht daran? Ihr habt nur zuviel daran gedacht, sagte uns doch unser Bote, Ihr hättet gezittert wie eine Rute und nicht gewußt, wo Ihr wäret. Ja, Ihr habt uns einen schönen Streich gespielt, aber

den soll uns kein Mensch wieder spielen, und Euch wollen wir dafür ehren, wie es Euch gebührt."

Nun fing der Arzt an, demütig um Verzeihung zu bitten und sie bei Gott zu beschwören, ihn doch nicht in Schande zu bringen, und gab ihnen die besten Worte von der Welt, um sie zu beruhigen. Und wenn er sie bisher geehrt und verhättschelt hatte, so ehrte und verhättschelte er sie aus Furcht, sie möchten seine Schande ausplaudern, künftighin mit Gastmählern und anderen Dingen noch viel mehr. Auf solche Art also bringt man, wie Ihr gehört habt, den Leuten, Verstand bei, wenn sie in Bologna keinen erworben haben.

5.

Meister Simon bildet dem Calandrino auf Bitten von Bruno, Buffalmacco und Nello ein, er sei schwanger; dieser gibt den Genannten Kapaunen und Geld für Medizin und wird gesund, ohne niederzukommen.

Es traf sich, daß eine Tante von Calandrino starb und ihm zweihundert Lire an Scheidemünze hinterließ. Da begann Calandrino zu erzählen, er wolle sich ein Gut kaufen und unterhandelte mit allen Maflern von Florenz, als wenn er zehntausend Goldflorinen auszugeben hätte; allein der Handel zer-
schlug sich immer wieder. Bruno und Buffalmacco, die darum wußten, hatten ihm schon mehrmals gesagt, er täte besser, das Geld mit ihnen zu verjuben, statt Grund und Boden zu kaufen, als wolle

er Lehmkugeln backen. Doch sie hatten ihn nicht mal dazu bringen können, daß er ihnen nur eine einzige Mahlzeit spendierte. Als sie sich nun eines Tages in Gegenwart eines Kameraden, eines Malers namens Nello, der zu ihnen gestoßen war, darüber beklagten, beschlossen sie alle drei, ein Mittel ausfindig zu machen, wie sie zu einem Schmaus auf Calandrinos Kosten gelangen könnten. Nachdem sie untereinander verabredet hatten, was sie tun wollten, zögerten sie nicht lange und lauerten am andern Morgen Calandrino um die Zeit, da er sein Haus zu verlassen pflegte, auf. Und er war kaum einige Schritte gegangen, da kam ihm Nello entgegen und rief: „Guten Tag, Calandrino!“ „Gott gebe dir einen guten Tag und ein gutes Jahr dazu!“ antwortete ihm Calandrino. Hierauf stand Nello einen Augenblick still und blickte ihm forschend ins Gesicht. „Was schaust du?“ fragte Calandrino. „Hast du heute Nacht nichts gespürt?“ fragte Nello dagegen, „du kommst mir ganz verändert vor.“ Sogleich ward Calandrino unruhig und rief: „O weh! wieso? Was glaubst du denn, daß ich habe?“ „Um, ich weiß auch nicht, aber du kommst mir gänzlich verändert vor; indessen ich kann mich täuschen“ — womit er ihn gehen ließ. Und Calandrino setzte sehr beunruhigt, obwohl er nicht das Geringste verspürte, seinen Weg fort.

Buffalmacco, der nicht weit entfernt stand, ging, als er sah, daß er sich von Nello getrennt hatte, auf ihn zu, grüßte ihn und fragte ihn dann, ob er denn nichts merke. „Daß ich nicht wüßte,“ ant-

wortete Calandrino, „indessen hat mir Nello soeben gesagt, ich schiene ihm nicht mehr derselbe. Sollte ich wirklich etwas haben?“ „Ja, freilich hast du etwas und keine Kleinigkeit, du siehst ja aus, als ob du dem Tode nahe seist,“ erwiderte Buffal-macco. Da glaubte Calandrino wirklich schon, er hätte das Fieber. Und siehe, da kam Bruno hinzu und rief, bevor er noch irgend etwas anderes sagte: „Calandrino, wie siehst du aus, du gleichst ja einer Leiche! Was fehlt dir?“

Da Calandrino jeden von den dreien dasselbe sagen hörte, war er selbst fest davon überzeugt, er sei krank und fragte die beiden ganz bestürzt: „Was soll ich tun?“ Worauf Bruno: „Ich meine, du fährtest nach Hause zurück, gingst zu Bett, ließe dich gut zudecken und schicktest deinen Urin zu Meister Simon, der ja mit uns befreundet ist, wie du weißt. Er wird dir sofort sagen, was du zu tun hast — wir wollen mit dir kommen, und wenn irgend etwas nötig ist, so werden wir es tun.“ Und nachdem nun noch Nello zu ihnen gestoßen war, fährten sie mit Calandrino in sein Haus zurück. Sobald er ganz abgemattet in das Zimmer getreten war, sagte er zu seiner Frau: „Komm und deck mich recht gut zu: denn ich fühle mich sehr schlecht.“

Nachdem er ins Bett gesteckt worden war, schickte er sein Uringlas durch eine junge Magd zu Meister Simon, der damals einen Laden am Mercato Vecchio mit einer Melone als Aushängeschild hatte. Bruno aber sagte zu seinem Kumpan: „Bleibt hier bei ihm, — ich will selbst zum Arzt gehen, um zu

hören, was er sagt, und ihn, wenn nötig, selbst herbringen.“ „Ach ja, geh hin, Freund,“ sagte Calandrino, „und laß mich dann wissen, was er von meinem Zustand hält; denn ich weiß gar nicht, was das ist, was ich in mir fühle.“ Bruno ging also zu Meister Simon und hatte ihn, bevor die Magd eingetroffen war, schon von der Sache unterrichtet. Als daher die Magd erschien, sagte der Meister nach Prüfung des Urins zu ihr: „Geh und richte Calandrino aus, er solle sich ordentlich warm halten, ich würde ungesäumt kommen und ihm sagen, was ihm fehlt und was er zu tun hat“.

Die Magd tat, wie ihr geheißen, und es dauerte nicht lange, da erschien der Meister mit Bruno. Der Doktor setzte sich neben den Kranken, fühlte ihm den Puls und sagte nach einer Weile in Gegenwart der Frau: „Schau, Calandrino, ich rede als Freund zu dir, dir fehlt nichts anderes, als daß du schwanger bist.“ Als Calandrino dies vernahm, fing er an zu jammern und rief: „Weh mir, Tessa, das hab' ich dir zu verdanken, da du immer nur oben liegen willst! Ich habe es dir wohl gesagt.“ Die Frau, die ein sehr ehrbares Weib war, wurde, als sie ihren Mann so reden hörte, vor Scham über und über rot, schlug die Augen nieder und ging, ohne ein Wort zu antworten, zur Kammer hinaus. Calandrino aber fuhr fort zu wehklagen und rief: „Oh, ich Unglücklicher! Was soll ich nur machen? Wie soll ich das Kind zur Welt bringen? Wie soll's denn raus kommen? Ich sehe schon, die Tollheit meines Weibes, die wird mich noch umbringen —

Gott betrübe sie in dem Maße, wie ich fröhlich sein will! — Aber wäre ich so gesund, wie ich krank bin, ich würde aufstehen und sie windelweich prügeln, wiewohl es mir ganz recht geschieht; denn ich hätte sie nicht auf mich hinaufsteigen lassen dürfen. Aber soviel ist gewiß: Komme ich davon, so mag sie eher vor Verlangen sterben, als daß ich sie wieder hinauflasse!"

Bruno, Buffelmacco und Nello hätten vor Lachen bersten mögen, als sie Calandrino also sprechen hörten; Meister Pavian aber lachte so unbändig, daß man ihm alle Zähne hätte ausziehen können. Endlich indessen empfahl sich Calandrino der Sorge des Arztes und bat ihn, er möge ihm in dieser Not raten und helfen. „Sei unbesorgt Calandrino," antwortete Meister Simon; „denn Gottlob haben wir deinen Zustand so früh erkannt, daß ich dich mit geringer Mühe und in wenigen Tagen von deiner Last befreien werde, aber du mußt auch etwas daran wenden."

Worauf Calandrino: „Ach Gott, lieber Meister! gewiß, hier habe ich 200 Lire, wofür ich ein Gut kaufen wollte, sind sie alle nötig, so nehmt sie alle, wenn ich nur kein Kind kriegen muß, ich weiß ja gar nicht, wie ich das anstellen soll; denn ich höre die Weiber, obgleich sie eine gute und große Öffnung für diesen Zweck haben, wenn sie in den Wehen liegen, schon so gewaltig schreien, ich hingegen würde bei solchen Schmerzen eher sterben, als daß ich niederfäme." Da beruhigte ihn der Arzt: „Mach dir keine Sorgen! Ich werde dir ein wohl destilliertes Trank-

lein bereiten, das sehr gut ist und sehr angenehm schmeckt, das wird innerhalb dreier Tage alles auflösen, und du wirst davon gesünder werden als ein Fisch. Aber sieh zu, daß du künftig Flüger bist, und verfalle nicht wieder auf solche Narrheiten. Nun braucht es zu diesem Tranke drei Paar gute große Kapaunen und für die andern Ingredienzien, die erforderlich sind, gib einem von deinen Freunden fünf Lire Kleingeld, damit er sie kaufe. Laß mir alles in meinen Laden bringen, und dann werde ich dir mit Gottes Hilfe morgen von diesem destillierten Tranke schicken, von dem du jedesmal einen tüchtigen Becher voll trinken mußt." „Lieber Meister," sagte darauf Calandrino, „ich baue auf Euch," und nachdem er Bruno fünf Lire und Geld für drei Paar Kapaunen gegeben hatte, bat er ihn, er möchte ihm zu Liebe die Mühe auf sich nehmen, alles zu besorgen. Der Arzt ging fort, ließ ihm etwas Punsch bereiten und schickte ihn ihm. Bruno kaufte die Kapaunen und was zu einem leckeren Schmause sonst noch nötig war, und verzehrte sie zusammen mit dem Arzte und seinen Gefährten.

Calandrino aber trank drei Morgen von dem Punsch, worauf ihn der Arzt mit seinen Freunden besuchte, ihm den Puls fühlte und sagte: „Calandrino, nun bist du ganz gesund und kannst jetzt unbesorgt deinen Geschäften nachgehen; denn du brauchst nicht mehr zu Hause zu bleiben." Calandrino stand vergnügt auf, ging an seine Beschäftigung und lobte, wo immer er mit jemand ins Gespräch kam, die treffliche Kur, die Meister Simon

mit ihm vorgenommen hatte, indem er ihn in drei Tagen ohne Schmerzen entschwängerte. Und Bruno, Buffalmacco und Nello freuten sich, daß sie Calandrinos Geiz auf so scharfsinnige Art einen Streich zu spielen gewußt hatten, obgleich Monna Tessa, die die Sache durchschaut hatte, mit ihrem Gatten darüber murrte.

6.

Ghino di Tacco nimmt den Abt von Cligny gefangen, heilt ihn von einem Magenübel und läßt ihn dann frei. Dieser kehrt an den Hof nach Rom zurück und söhnt jenen mit dem Papst Bonifacius wieder aus, der ihn zum Hospitaliter-Ritter macht.

Ghino di Tacco, ein Mann, den seine Grausamkeit und Raubsucht berüchtigt genug gemacht haben, war aus Siena vertrieben worden und wiegelte nun als Feind des Grafen von Santa Fiore, Radicofani gegen die römische Kirche auf, setzte sich hier fest und ließ von seinem Raubgesindel jeden, der durch die umliegende Gegend reiste, aufgreifen und berauben.

Damals war Bonifaz VIII. Papst in Rom und an dessen Hof begab sich der Abt von Cligny, den man für einen der reichsten Prälaten von der Welt hielt. Dort verdarb er sich den Magen so, daß ihm von den Ärzten geraten wurde, die Bäder von Siena zu besuchen, wo er ohne Fehl genesen würde. Dies erlaubte ihm der Papst, und ohne sich viel um den

Auf des Ghino zu bekümmern, machte er sich nun mit einem prunkvollen, reich mit Saumrossen, Pferden und Dienerschaft ausgestatteten Gefolge auf den Weg.

Ghino di Tacco hörte von seiner bevorstehenden Ankunft, spannte seine Netze aus und schloß, ohne ein einziges Troßbüblein entwischen zu lassen, den Abt mit seiner ganzen Begleitung und ihren Sachen an einer engen Stelle des Weges ein.

Dies gethan, schickte er einen der Seinigen, und zwar den Verschmitztesten, mit ausreichender Begleitung zu dem Abte, dem er gar freundlich sagen ließ, daß es ihm gefallen möge, in seinem, Ghinos, Schlosse abzustiegen.

Als der Abt dies vernahm, antwortete er höchst zornig, daß er dies nicht wolle, weil er mit Ghino nichts zu schaffen habe, sondern daß er weiterreisen würde und den sehen wolle, der ihm dies verwehren würde.

Hierauf entgegnete ihm der Abgesandte mit demüthigem Tone: „Herr, Ihr seid an einen Ort geraten, wo man, Gottes Allmacht ausgenommen, nichts auf der Welt mehr für uns fürchtet und wo die Exkommunikationen und Interdikte alle längst exkommuniziert sind, und darum gefalle es Euch, zu Eurem eigenen Besten hierin Ghinos Wunsch zu gewähren.“

Während dieses Gesprächs war bereits der ganze Ort von Raubgesindel umzingelt, weshalb sich denn der Abt mit den Seinigen gefangen sah und, obwohl heftig erzürnt, nun mit dem Abgesandten, seiner

ganzen Gesellschaft und allem Reisesgerät den Weg nach dem Schlosse einschlug. Hier abgestiegen, wurde er, wie Ghino befohlen hatte, ganz allein in ein kleines, ziemlich dunkles und unbequemes Gemach des Schlosses gebracht, während jeder andere nach seinem Range in dem Schlosse sehr behaglich untergebracht und die Kasse nebst dem Gerät in Sicherheit gebracht wurden, ohne daß irgend etwas angerührt worden wäre.

Hierauf begab sich Ghino, den der Abt nicht persönlich kannte, zu diesem und sagte: „Herr, Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, daß es Euch gefalle, ihm zu sagen, woher Ihr kommt, wohin Ihr Euch begeben wollt, und welches der Zweck Eurer Reise ist.“

Der Abt, der als ein verständiger Mann den Hochmut schon abgelegt hatte, eröffnete ihm, wohin er ginge und zu welchem Zwecke.

Als Ghino dies vernommen, schied er und beschloß bei sich, den Abt ohne Bad zu heilen, und während er in der Kammer beständig ein großes Feuer unterhalten und das Gemach wohl bewachen ließ, kehrte er bis zum folgenden Morgen nicht wieder zu ihm zurück. Dann aber brachte er ihm auf einem blendend weißen Tuche zwei Schnitten geröstetes Brot und einen großen Becher weißen Wein von Corniglia, welcher dem Abt selbst gehörte, und sagte zu diesem: „Herr, als Ghino jünger war, studierte er Medizin, und er behauptet, gelernt zu haben, daß gegen das Magenübel keine andre Arznei so gut sei als die, welche er Euch bereiten wird und zu der die Dinge,

die ich Euch hier bringe, der Anfang sind und darum nehmt und stärkt Euch."

Der Abt, welcher mehr Hunger als Lust zum Wortgefecht hatte, tat dies, wiewohl mit Unwillen, aß das Brot und trank den Wein; dann sprach er vielerlei stolze Dinge, fragte nach vielen, gab mancherlei Ratschläge und verlangte insbesondere, den Ghino zu sehen.

Als Ghino diese Reden hörte, ließ er einige davon als nichtig auf sich beruhen, antwortete auf andere sehr höflich und versicherte, daß Ghino, sobald er nur könne, ihn besuchen werde; danach schied er von ihm. Und nicht eher als am folgenden Tage kehrte er mit ebensoviel geröstetem Brot und ebensoviel Wein zurück. So hielt er ihn nun mehrere Tage, bis er endlich bemerkte, daß der Abt trockene Bohnen, die er absichtlich und heimlich mitgebracht und zurückgelassen, verzehrt hatte, worauf er ihn denn in Ghinos Namen fragte, wie es ihn dünke, daß es mit seinem Magen gehe.

Hierauf entgegnete der Abt: „Ich würde mich völlig wohl befinden, wenn ich nur aus seinen Händen wäre; davon abgesehen aber habe ich keinen lebhafteren Wunsch, als nur zu essen, so gut haben seine Mittel mich hergestellt."

Ghino, der unterdessen mit des Abtes eigenen Geräthen und von dessen eigener Dienerschaft ein schönes Gemach hatte einrichten und ein großes Festmahl bereiten lassen, zu dem außer vielen Männern aus dem Schloß auch die ganze Dienerschaft des Abtes geladen war, ging den folgenden Tag zu ihm und

sagte: „Herr, da Ihr Euch nun wieder wohl fühlt, so ist es auch Zeit, das Krankenzimmer zu verlassen.“ Dann nahm er ihn bei der Hand, führte ihn in das bereitete Gemach und ließ ihn hier unter seinen Angehörigen, um inzwischen danach zu sehen, daß das Gastmahl recht glänzend würde.

Der Abt erfreute sich eine Weile mit den Seinigen und erzählte ihnen, wie seine bisherige Lebensweise beschaffen gewesen sei, wogegen sie ihm versicherten, daß sie von Ghino auf das herrlichste bewirtet worden seien. Als jedoch die Essensstunde gekommen war, wurden der Abt und die übrigen der Ordnung nach mit herrlichen Speisen und trefflichen Weinen bedient, immer noch, ohne daß sich Ghino dem Abte zu erkennen gab.

Nachdem dieser indessen noch mehrere Tage auf diese Art hier verweilt hatte, trat Ghino, der zuvor in einem Saale sämtliche Sachen des Abtes hatte zusammenbringen und auf dem Hofe alle seine Kasse bis zum elendesten Klepper hatte aufstellen lassen, zu dem Abt und fragte ihn, wie er sich befinde und ob er sich fräftig genug zum Reiten fühle.

Der Abt erwiderte ihm, daß er stark genug sei und sich im Magen ganz hergestellt fühle, so daß er sich völlig wohl befinden würde, wenn er nur aus Ghinos Händen wäre.

Jetzt führte Ghino den Abt in den Saal, wo sein Gerät und seine ganze Dienerschaft vereinigt waren, und indem er ihn an ein Fenster treten ließ, von wo er alle seine Kasse auf dem Hofe übersehen konnte, sprach er: „Mein Herr Abt, Ihr müßt wissen, daß

Ghino di Tacco, der ich selbst bin, nur dadurch, daß er als ein Edelmann aus seiner Heimat verbannt und arm ist und dabei zahlreiche und mächtige Feinde hat, nicht aber durch Bösartigkeit dahin gebracht worden ist, ein Straßenräuber und Feind des römischen Hofes zu werden, um sein Leben und seinen Adel verteidigen zu können. Doch weil Ihr mir ein ehrenwerter Herr scheint, denke ich, der ich Euch von einem Magenübel geheilt habe, Euch nicht zu behandeln, wie ich einen andern behandeln würde, von dem ich, wenn er, wie Ihr, in meine Hände gefallen wäre, mir den Teil seiner Sachen nehmen würde, der mir anstünde. Statt dessen denke ich, daß Ihr, mein Bedürfnis berücksichtigend, mir den Teil Eurer Sachen zubilligen werdet, den Ihr selber bestimmt. Sie alle ohne Ausnahme stehen hier vor Euern Augen und Eure Kasse könnt Ihr von diesem Fenster im Hofe übersehen, und nun nehmt einen Teil oder das Ganze, wie es Euch gefällt, und von Stund an sei das Gehen oder das Bleiben in Euer Belieben gestellt."

Nicht wenig verwunderte sich der Abt, von einem Straßenräuber so hochherzige Worte zu hören, und diese gefielen ihm so sehr, daß Zorn und Unwille nicht nur augenblicklich verflogen, sondern in Wohlwollen sich verwandelten und daß er, von Herzen Ghinos Freund geworden, ihn zu umarmen eilte und ausrief: „Bei Gott schwöre ich, daß ich, um die Freundschaft eines Mannes wie du zu gewinnen, gern ein viel größeres Unrecht ertrüge, als das ist, das du mir, wie ich bis jetzt glaubte, angetan hast."

Verwünscht sei das Schicksal, das dich zu einem so verdammenswerten Gewerbe zwingt!"

Hierauf ließ er von seinen vielen Sachen und ebenfalls von seinen Rossen für sich nur die wenigsten und notwendigsten auswählen, überwies alle übrigen dem Ghino und kehrte nach Rom zurück.

Der Papst hatte die Gefangennahme des Abtes bereits erfahren, und obwohl sie ihn sehr geschmerzt hatte, so fragte er ihn doch, als er ihn sah, wie ihm die Bäder bekommen wären.

Lächelnd entgegnete der Abt hierauf: „Heiliger Vater, ich fand, bevor ich jene Bäder erreichte, einen trefflichen Arzt, der mich auf das vollständigste hergestellt hat.“ Und nun erzählte er ihm die Geschichte, worüber der Papst herzlich lachte. Der Abt aber setzte das Gespräch fort und erbat sich vom Papste eine Gnade, die dem Adel seiner Gesinnung entsprach.

Dieser glaubte, daß er etwas anderes erbitten würde und erbot sich bereitwillig zu tun, was er verlangen würde.

Nun sagte der Abt: „Heiliger Vater, was ich von Euch zu erbitten gedenke, ist, daß Ihr dem Ghino di Tacco, meinem Arzte, Eure Gnade wieder zuwendet; denn unter den tapferen und achtbaren Männern, die ich kennen gelernt habe, ist er gewiß einer der ausgezeichnetsten, und das Uble, das er tut, erachte ich mehr für die Schuld des Geschickes als für die seine. Ändert Ihr dieses aber dadurch, daß Ihr ihm verleiht, wovon er seinem Range gemäß leben kann, so zweifle ich keineswegs, daß Ihr in kurzem ebenso über ihn denken werdet wie ich.“

Als der Papst dies vernahm, sagte er als ein Mann von großer Seele, er wolle es gerne tun, wenn Ghino dessen so würdig sei, wie der Abt sage; dieser möge ihn also unter sicherem Geleit nach Rom kommen lassen.

Vertrauensvoll erschien Ghino nun auf den Wunsch des Abtes am Hofe und nicht lange war er in der Nähe des Papstes, als dieser ihn als einen wackeren Ritter erkannte, sich mit ihm ausöhnte und ihm eines der Groß-Priorate des Hospitalordens, zu dessen Ritter er ihn erhoben hatte, verlieh. Und diese Würde behielt er als ein Freund und Diener der heiligen Kirche und des Abtes von Cligny, so lange er lebte.



Ser Giovanni Siorentino

Die Vergiftung

In der Romagna lebte vorzeiten ein sehr reicher Edelmann, der einen durch Kenntnisse und jeden anderen Vorzug geschmückten Sohn besaß. Als dessen Mutter gestorben war, hatte der Vater eine andere Frau heimgeführt und mit ihr einen zweiten Sohn gezeugt, der bereits zwölf Jahre alt war, als der ältere Sohn zweiundzwanzig zählte. Die Stiefmutter nun, mehr mit Reizen als mit guten Sitten geschmückt, ließ sich von der Schönheit ihres Stiefsohnes so sehr blenden, daß sie sich heftig in ihn verliebte. Dieses Weib hüllte zwar ihre Liebe in tiefes Schweigen, solange im Beginne noch ihre Kräfte der Leidenschaft gewachsen waren; als aber die fluchwürdige Glut ihr Mark und Leben durchdrang, sah sie sich genötigt, der Liebe nachzugeben, sie stellte sich körperlich leidend, um die Wunde des Herzens zu verdecken, und tat, als wäre sie von einem schleichenden Fieber befallen. Am Ende nun ließ sie, getrieben von ihren feurigen Wünschen, durch eine Dienerin ihren Stiefsohn rufen. Dieser, welcher an alles andere dachte, nur nicht an so etwas, trat in ihr Gemach und fragte sie mit freundlicher Miene

nach der Ursache ihrer Krankheit. Diese Worte kamen der Frau eben recht; sie ward etwas fühner, bedeckte aus Scham ihr Gesicht mit einem Bettuche und begann, indem sie ihre Worte mit einer reichen Menge von Tränen begleitete, also zu sprechen: „Die Ursache und der Anfang meines jetzigen Übels und meines so heftigen Schmerzes, aber auch meine Arznei und Heilung, das bist du selber. Diese deine glänzenden Augen sind durch meine Augen bis in die Kammern meines Herzens gedrungen und haben in meinem armen Busen ein solches Feuer entzündet, daß ich es nicht mehr ertragen kann. Habe daher Erbarmen mit einem Weibe, das um deinetwillen umkommt! Laß dich nicht zurückschrecken durch die Verwandtschaftsbande mit deinem Vater; denn du kannst ja derjenige werden, der ihm seine arme Gattin erhält, die ohne deinen Beistand ihr Leben nicht mehr fristen kann, die in dir sein Bild wiedererkennt und in deinen Zügen und mit Recht ihren Gatten liebt. Da wir beide hier allein sind, haben wir alle Sicherheit und alle Bequemlichkeit, welche du verlangst. Was geschieht, ohne daß es jemand erfährt, ist fast ebenso gut, als wenn es nicht geschähe. Dem wohlgesitteten Jüngling schwindelte es vor Entsetzen, als er dieses empörende Ansinnen vernahm; aber obgleich er diese greuliche Sünde höchlichst verabscheute, so daß er ihr gerne aus den Augen gegangen wäre, ohne ihr weiter zu antworten, schien es ihm doch nach reiflicher Überlegung nicht geraten, sie mit einer plötzlichen abschlägigen Antwort aufzubringen; vielmehr dachte er, es wäre

passender, sie durch einen Aufschub hinauszuhalten, um zu versuchen, ihr einen so unreinen und seltsamen Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Darum antwortete er ihr, sie solle nur sorgen, gesund zu werden, und guten Muts sein; er verspreche ihr, ihre Liebe auf das beste zu belohnen. Mit diesen Worten beschwichtigte er sie für den Augenblick.

Da nun der Jüngling bei sich erwog, daß bei so einer außerordentlichen Noth auch eine ungewöhnliche Abhilfe nötig sei, so erachtete er es für angemessen, die ganze Sache einem verständigen Greise anzuvertrauen, bei welchem er seine Kindheit nützlich zugebracht hatte, und der ihn noch jetzt durch die Sährnisse der Jugend leitete. Der Meister wußte wohl, was ein rasendes Weib vermag, und glaubte daher, man müsse mit schnellen Schritten dem drohenden Sturme des grausamen Schicksals entfliehen.

Doch ehe noch die fluge Überlegung ins Werk gesetzt werden konnte, wußte das ungeduldige junge Weib, der ein einziger Tag in Erwartung auf die Erfüllung ihres schändlichen Verlangens so lang währte wie ein Jahr, es dahin zu bringen, daß sie ihrem Manne die Ansicht beibrachte, es wäre gut, wenn er auf eine ihrer Besitzungen ginge, da sie gehört habe, es gehe dort nicht zu, wie es solle. Auf diese Art brachte sie ihn auf mehrere Tage aus dem Hause.

Als der Gatte fort war, belästigte sie stündlich den Jüngling mit ihrer Mahnung, sein Versprechen zu erfüllen, dieser aber ergriff bald diese, bald jene Entschuldigung und legte es darauf an, ihre Lust so

lange mit Worten zu befriedigen, bis er sich durch eine von ihm beabsichtigte lange Reise aus ihrem Bereiche entfernen könnte. Die Frau, welche die starke Hoffnung mehr als gewöhnlich ungeduldig gemacht und die an den schwachen Entschuldigungen gemerkt hatte, daß er, je mehr er versprach, um so mehr sich von der Erfüllung entfernte, wurde unwillig und verwandelte plötzlich die verbrecherische Liebe in einen noch weit ruchloseren Haß. Sie betriete sich mit einem ihrer Sklaven, dem sie großes Vertrauen schenkte, welchen Weg sie einschlagen müsse, um sich an ihm zu rächen, der ihr seine Zusage nicht halten wollte; und sie beschloßen endlich, dem armen Jüngling durch Gift das Leben zu nehmen.

Der bübische Sklave zögerte nicht, diesen grausamen Vorschlag zur Ausführung zu bringen; sondern ging alsbald aus dem Hause und kehrte erst abends spät mit einem Tranke in einem Becher zurück; er vermischte ihn in dem Schlafzimmer der Frau mit Wein und stellte ihn in einen Schrank, wo sich die Esswaren befanden, mit der Absicht, ihn am folgenden Morgen beim Frühstück dem unglücklichen jungen Manne vorzusetzen.

Das Schicksal aber wollte es anders, und der Sohn jenes bösen Weibes, welcher, wie gesagt, zwölf Jahre alt war, kam am Morgen aus der Schule zurück, verzehrte einen kleinen Imbiß und fühlte darauf Durst. Da ihm nun jenes Glas mit dem giftigen Getränk in die Hände fiel, das aus Fahrlässigkeit in dem Schrank unverschlossen stehengeblieben war,

trank er es ganz aus und fiel bald darauf wie tot zu Boden.

Als das Gesinde diesen Fall bemerkte, machte man Lärm, die Frau lief herzu und kam gleich auf den Gedanken, der Knabe sei vergiftet. Die Mutter ging mit dem Diener, der das Getränk gekauft hatte, zur Seite, sie besprachen sich heimlich miteinander und beschloßen, die Schuld des Verbrechens auf den älteren Sohn zu schieben. Infolgedessen erklärte der Diener öffentlich, er wisse gewiß, daß der ältere Sohn es sei, der die Untat begangen habe, denn er habe ihm vor wenigen Tagen erst fünfzig Taler versprochen, wenn er ihn umbringen wolle; da er sich hierzu nicht herbeigelassen habe, so habe jener ihm mit dem Tode gedroht, wofern er irgend jemand davon sage. Die Frau ließ alsald Häfcher kommen und kraft der von dem Knecht gemachten Aussage ihren Stieffsohn in das Gefängnis bringen. Darauf sandte sie einen Boten an ihren Gatten, um ihn von dem Vorfall in Kenntniss zu setzen. Ihr Gemahl kam sogleich herbei, und sie ließ ihm von dem Diener das Zeugnis wiederholen, das er schon früher abgelegt hatte. Sodann fügte sie selbst hinzu, sein Sohn habe dies getan, weil sie seinem wollüstigen Begehren nicht habe Folge geben wollen, und er habe sie überdies auch mit dem Tode bedroht.

Der unglückliche Vater jammerte laut, als er sah, wie man den jüngsten Sohn zu Grabe trug, während der andere als Brudermörder der Todesstrafe verfallen war; und getäuscht von dem heuchlerischen Klagegeschrei seiner Frau, entflammte sich sein Zorn

immer mehr gegen seinen Sohn. Kaum war die Leichenfeier zu Ende, als der beklagenswerte Vater vom Grabe hinwegeilte und, so wie er war, mit verweintem Gesicht nach dem Rathause ging, woselbst er mit Tränen und inständigen Bitten auf den Tod seines nunmehr einzigen Sohnes drang, den er einen Blutschänder nannte, weil er das Bett seines Vaters habe beflecken wollen, Brudermörder, weil er seinen Bruder umgebracht, und Totschläger, weil er seiner Stiefmutter das Leben zu nehmen angedroht.

Er hatte mit diesen Klagen die Gemüther des Volkes so sehr zur Entrüstung aufgeregt, daß alle riefen, man müsse ihn, ohne viel Zeit mit Anklage und Verteidigung zu verlieren, für diese Sünde öffentlich durch Steinigung bestrafen. Die Richter sagten jedoch, sie wollten nach altem Brauche den Spruch erst nach sorgfältigem Verhöre fällen, und wollten nicht zugeben, daß ein grausames Beispiel aufgestellt und aus Erbitterung, statt auf gerechte Beweise hin, ein Mensch getödet werde. Es wurde daher förmlich und gesetzmäßig der Angeklagte vor Gericht beschieden und der Anklageprozeß begonnen. Der Vater sagte, sein älterer Sohn habe den jüngeren vergiftet, und es liege dafür ein sicherer Beweis vor, da er wenige Tage zuvor versucht habe, ihn durch einen Diener umbringen zu lassen, welchem er fünfzig Taler versprochen habe.

Als der Jüngling befragt wurde, leugnete er alles. Nachdem Anklage und Verteidigung stattgefunden hatten, wollten die Richter doch die Sache nicht auf

Vermutungen und Verdachtsgründe hin abmachen, sondern verlangten sichere Beweise und bestimmte Wahrheit. Darum beschlossen sie, der Knecht solle ihnen vorgeführt werden, und so wurde dann dieser Galgenvogel herbeigebracht, trat mit dreister Stirne vor die Richter und machte dieselbe Aussage, die er schon dem Vater gemacht, ja er fügte hinzu, er wolle die Wahrheit seiner Worte mit dem Jüngling auf der Folter bekräftigen. Da war nun kein Richter dem Jüngling so günstig gestimmt, der nicht geurteilt hätte, man müsse erst den Jüngling auf die Folter spannen und alsdann, wenn derselbe beim Leugnen beharre, auch den Knecht.

Da erhob sich ein in jener Stadt sehr angesehener, rechtschaffener Arzt und sprach also: „Ich schmeichle mir, sagen zu können, daß ich bis daher unter Euch für einen redlichen Mann gegolten habe, und kann nicht zugeben, daß dieser unschuldige Jüngling ungerechterweise von Euch gefoltert und getödet werde. Aber was hilft das, wenn ich allein mich der Behauptung eines anderen widersetze? Und doch bin ich der, für den Ihr mich haltet, und der andere ist ein niederträchtiger Schurke, der nicht einen, sondern tausend Galgen verdient. Ich weiß, daß mein Gewissen mich nicht betrügt, und darum hört den wahren Tatbestand der Sache: dieser Schurke kam zu mir und wollte ein plötzlich wirkendes Gift von mir kaufen, wofür er mir eine Summe von fünfzig Goldducaten anbot, indem er vorgab, desselben für einen Kranken zu bedürfen, welcher Tag und Nacht von einer unheilbaren Wassersucht und tausend

anderen Schmerzen gepeinigt werde und sehnlich wünsche, durch die Arznei des Todes über so große Qual hinwegzukommen. Da ich sah, wie verlegen der Spitzbube um Worte war, mit welchen er seine listigen Vorwände glaubhaft machen wollte, schöpfte ich Verdacht, er möchte irgendeinen bösen Anschlag im Sinne haben, und war im Begriff, ihm die Türe zu weisen. Gleich darauf aber fiel mir ein, wenn ich es ihm abschläge, so würde er zu einem anderen gehen, der vielleicht minder vorsichtig sei als ich und ihm in seinem Begehren willfahre; ich hielt es daher für geraten, ihm einen Trank zu reichen, und gab ihm auch einen, aber von einer Beschaffenheit, die ihr später hören werdet. Da ich überzeugt war, daß man der Sache mit der Zeit nachspüren werde, wollte ich den Preis, den er mir anbot, nicht sogleich nehmen, sondern sagte zu ihm: „Ich fürchte, einige von diesen Dufaten möchten falsch oder zu leicht sein; tu sie daher wieder in das Säckchen und siegele es mit deinem Ring! Ein andermal bei gelegenerer Zeit wollen wir alsdann zusammen nach der Bank gehen und sie untersuchen.“ Er ließ sich überlisten, und ich brachte ihn dahin, daß er den Sack mit seinem Siegel schloß. Ich habe ihn soeben durch meinen Diener holen lassen und will es euch zeigen. Er mag es sehen und soll sein Siegel anerkennen und darauf erklären, auf welche Art er diesen braven Jüngling beschuldigen will, seinem Bruder Gift gegeben zu haben, wenn er doch selber es gekauft hat.“

Während dieser wackere Mann so sprach, war der

elende Sklave blaß geworden wie eine Leiche; er zitterte, und einzelne Tropfen kalten Schweißes traten ihm auf die Stirne; er trat bald vorwärts, bald zurück, drehte den Kopf bald so, bald anders und fing an, mit fleinlautem Munde unpassendes Zeug hervorzustammeln, so daß ihn vernünftigerweise niemand für unschuldig hätte erklären können. Nichtsdestoweniger bekämpfte der vermessene Schurke seine Furcht mit seiner Frechheit, verscheuchte sie und ward so mutig, daß ihm seine alte Verschlagenheit wiederkam, und er mit seiner vorigen Geistesgegenwart den Arzt der Lüge zieh und alle seine Aussagen leugnete. Der unbescholtene Greis aber besann sich, um nicht in seinen letzten Jahren seinen unbefleckten Ruf zu besudeln, auf Mittel, die Wahrheit in der Sache ans Licht zu bringen. Er forderte daher einen Diener der Gerechtigkeit auf, dem Sklaven seinen Ring vom Finger zu ziehen, und als man ihn mit dem Siegel des Säckchens verglich, ergab sich die Übereinstimmung beider. Die Richter erklärten es daher als einen hinreichenden Beweis, um ihn auf die Folter zu bringen. Man gab ihm mehrere Male das Folterseil zu kosten, aber noch immer beharrte er auf seinem Leugnen. Darauf sagte der Arzt zu den Richtern: „So wisset denn, als mich dieser Verruchte, wie ich bereits erzählt habe, bewegen wollte, ihm Gift auszuhändigen, hielt ich es aber für einen rechtschaffenen Arzt unziemlich, den Tod eines Menschen zu veranlassen, derweil ich überzeugt bin, daß die Seilkunde den Menschen vom Himmel geoffenbart worden ist zum

Wohle und nicht zum Schaden des Menschengeschlechts, und ich fürchtete, wie ich euch gleichfalls gesagt habe, er möchte zu einem anderen gehen, welcher aus Geldgier ihm das gegeben hätte, was er verlangte; so habe ich ihm denn kein Gift gegeben, sondern einen Alraunwurzeltrank, welcher so tief in Schlaf senkt, daß, solange seine Kraft dauert, der, der ihn zu sich genommen hat, wie tot aussieht. Wenn nun jener Knabe den von mir gemischten Trank genommen hat, so lebt er, ruht und schlummert. Sobald die Kraft der Natur den dichten Nebel dieses Schlummers verjagt haben wird, wird auch unsere Sonne so schön wie zuvor ihm leuchten. Ist er aber wirklich tot, so sucht die Ursache anderswo."

Nachdem der Arzt diese Worte gesprochen hatte, schien es allen das wichtigste, ohne Verzug nach dem Begräbnisort des Knaben zu gehen, um sich über den Fall Aufklärung zu verschaffen. Man brachte daher den Diener sowie den älteren Sohn in das Gefängnis, und alle gingen nach der Gruft. Dort angelangt, ließ es sich der Vater nicht nehmen, mit eigenen Händen den Stein über dem Grabe wegzuwälzen. Und die Hilfe durfte auch nicht länger ausbleiben, denn die Natur hatte schon von selbst die düstere Schlaftrunkenheit verjagt, und der Knabe war aus dem Reich Plutos zurückgekehrt. Der Vater umarmte ihn mit der Zärtlichkeit, die ihr Euch vorstellen könnt, und da es ihm in der Freude dieses Augenblicks an Worten gebrach, die fähig gewesen wären, sie auszudrücken, hob er ihn schweigend aus

der Gruft und stellte ihn so in Trauerkleider gehüllt, dem Oberrichter vor.

Als der Diener den Knaben am Leben sah, dachte er, weil kein Tod erfolgt sei, werde er Verzeihung erlangen, und um zugleich der weiteren Folterung zu entgehen, bekannte er alles. Man ergriff deshalb die Frau, führte sie vor das Gericht, und nach kurzer Folterung bekannte sie auch alles. Das Urtheil fiel dahin aus, daß der Diener, weil er das Verbrechen verübt, wenn auch der Tod nicht daraus erfolgt sei, gehangen werde. Der Frau aber wurde auf die Bitten ihres Gatten und ihres Sohnes zwar das Leben geschenkt, doch wurde sie auf immer aus der Stadt verbannt. Dem Arzte wurde einstimmig das Geld, das er von dem Knechte als Zahlung für den Schlaftrunk erhalten hatte, gelassen. Der Vater aber, der in Gefahr gewesen war, seine beiden Söhne zu verlieren, vertauschte sie auf diese Weise gegen ein grundböses Weib und gewann sie wieder lebendig und schuldlos.

*

*

*

Franco Sacchetti

I.

Der Wamschneider Bartolino aus Florenz, der sich mit Meister Tommaso del Garbo und Meister Dino da Olena im Bade von Petriuolo befindet, lehrt sie, einen Furz zur Ader zu lassen.

Der diesen Schwanz zum besten gab, war der Wamschneider Bartolino, der sich mit Meister Tommaso del Garbo und Meister Dino da Olena im Bade Petriuolo befand und sich mit ihnen über viele scherzhafte Dinge unterhielt; denn obwohl es gelehrte Herren waren, waren sie doch nicht minder zum Spassen aufgelegt, wie Bartolino. Abgesehen von anderen Dingen, mit denen dieser jene beiden Ärzte unterhielt, fragte er sie, ob sie wüßten, wie man einen Furz zur Ader lassen könne. Als die beiden wackeren Männer die Frage vernahmen, brachen sie in ein derartiges Gelächter aus, daß sie faum zu antworten vermochten. Endlich aber verneinten sie und erklärten, sie würden es jedoch gerne lernen. Da fragte Bartolino: „Was wollt Ihr dafür geben?“ Worauf Meister Tommaso: „Ich verpflichte mich, dich jedesmal, wenn du dich schlecht befindest, um-

sonst zu behandeln." Und Meister Dino sagte: „Er verpflichte sich, wenn er ein Wams brauche, es bei keinem anderen machen zu lassen, als bei ihm." Darauf sagte Bartolino: „Ich bins zufrieden. Nun gebt acht, ich werde es Euch gleich zeigen!" Und im selben Augenblick ließ er im Wasser des Bades einen Blästerling fahren, der alsbald gurgelnd auf die Oberfläche stieg und eine Blase bildete. Und als Bartolino die Blase sah, sagte er: „Jetzt müßtet Ihr die Lanzette zur Hand haben und hineinstecken." Alle, die sich im Bade befanden, erstickten fast vor Lachen, namentlich die Ärzte.

Ich, Schreiber dieses weiß nicht, was wertvoller war, ob das, was jene Ärzte dem Bartolino versprachen, oder das, was Bartolino sie lehrte. Wie dem auch sei, Bartolino beschämte ihre Kunst, von der viele nicht mehr wissen, als was Bartolino die beiden Ärzte lehrte, wenn nicht noch weniger.

2.

Der Arzt Meister Dino da Olena ist eines Abends, zur Zeit da Dino di Geri Cigliamochi Gonfalonier der Justiz war, mit den Prioren von Florenz zu Nacht, und bringt es dahin, daß jener nicht ist und ihn darauf in die Verbannung schicken will.

Dino di Geri Cigliamochi, Bürger von Florenz, war ein Kaufmann, der sich lange in Flandern und England aufgehalten hatte. Er war sehr lang und mager, hatte einen übergroßen Adamsapfel und

empfang einen großen Ekkel beim Anhören oder Sehen von widerwärtigen Dingen, weshalb er sich, wenn das Gespräch solche Dinge auch nur streifte, etwas furios anstellte. Als er Gonfalonier der Justiz war, ließ er Meister Dino zum Abendessen einladen, und besagter Meister Dino war ein noch viel nährlicherer Kauz als der Gonfalonier. Sie saßen also bei Tisch: „Der Gerichtsherr am Kopfende der Tafel, ihm zur Seite Meister Dino und dann der Prior Ghino di Bernardo d'Anselmo, der vielleicht das, was ich nun erzählen will, mit Meister Dino ausgeheckt hatte. Als das Essen begann, wurde ein Kalbsbauch aufgetragen, und als man anfing, ihn zu zerlegen, sagte Meister Dino zu Dino: „Würdet Ihr von einer Schüssel essen, in der Kot einige Monate gelegen hat?“ Dino sah ihn groß an, geriet außer Fassung und rief: „Schlechte Erziehung ist ein Unglück! Fort damit! Fort!“

Worauf Meister Dino: „Was ist denn das, was auf den Tisch gekommen ist? das ist doch noch schlimmer.“ Der Ekkel würgte Dino die Kehle und er fragte: „Was willst du damit sagen?“ „Ich meine damit,“ erwiderte Meister Dino, „das, was als erstes Gericht auf den Tisch gekommen ist: So seid doch offen — ist dieser Bauch denn nicht das Gefäß, in dem die Exkremente dieses Tieres seit seiner Geburt enthalten gewesen sind? Und Ihr, als der Herr, der Ihr seid, nährt Euch von einem so unsauberen Gericht!“ Da rief Dino: „Ein Unglück ist's, wahrlich ein Unglück! — Fort damit!“ sagte er zu den Dienern, „und beim Schöpfer! Ihr sollt mir hier

nicht wieder essen." Bis zu diesem Punkt aß Dino weder vom Kalbsbauch noch sonst etwas. Als dies Gericht abgetragen war, kamen gesottene Rebhühner und Meister Dino sagte: „Diese Rebhuhnbrühe stinkt," und er fragte den Einkäufer, „wo hast du sie gekauft?" „Bei Francesco, dem Geflügelhändler," erwiderte dieser. Worauf Meister Dino: „Dieser Tage sind eine Menge angekommen und einer meiner Nachbarn hat, im Glauben, sie seien gut, davon gekauft und hat sie dann alle voller Würmer gefunden, und diese werden auch dazu gehören." Da wiederholte Dino: „Zum Henker! Ein Unglück ist eine derart schlechte Erziehung!" und damit gab er seine Schüssel dem Diener und sagte: „Weg damit!" Worauf Meister Dino: „Ich muß trotzdem essen, wenn ich leben will, laß sie stehen!" Und Dino machte ein böses Gesicht und aß nicht mehr und sah aus wie der Volto santo. Als dies Gericht abgetragen war, erschienen Sardellen in Tunke. Da sagte Meister Dino: „Gonfalonier, ich erinnere mich, daß, als meine Kinder klein waren, ihnen die Würmer aus dem Leib kamen." Da sprang Dino auf und rief: „Schlechte Erziehung ist ein Unglück, bei der Madonna von Paris, Ihr habt mich durch Eure so ekelhafte Art, zu reden, nicht zum Essen kommen lassen, aber durch mich werdet Ihr nicht wieder in diese Wirtschaft kommen!" Meister Dino lachte und bat ihn, er möchte an den Tisch zurückkehren, aber er ließ sich durch nichts dazu bewegen, verließ vielmehr das Zimmer mit den Worten: „Unser Herr lasse Euch diesen Tag zum

Unglück ausschlagen, einen Taugenichts habe ich mir in dieses Haus eingeladen. Er hält sich für einen großen Meister in der Musik, aber die Sprache, die er führt, ist vielmehr die von Schelmen, welche die Gärten ausplündern, als die von Leuten, die durch gute Beispiele wirken und lehren sollen, wie er es tun müßte, den man leider einen Greis von schlechter Lebensart nennen muß."

Ghino di Bernardo und die anderen Signoren, die an der Sache das größte Vergnügen hatten, erhoben sich von der Tafel, gingen Dino nach und fanden ihn aufs höchste verstimmt und gänzlich abgeneigt, den Meister Dino zu sehen, doch erreichten sie, daß er sich ein wenig besänftigte und Meister Dino ging ihm so lange um den Bart, bis er sich wieder mit ihm ausöhnte. Aber die Freude dauerte nicht lange; denn als nach einer Weile Meister Dino fortgehen wollte, sagte Ghino di Bernardo: „Meister, nehmt Abschied von Dino und macht Eure Reverenz!“ Und Meister Dino machte Miene, Dinos Hand zu ergreifen, indem er sagte: „Messer Gonfalonier, habt die Güte mich zu beurlauben.“ Dieser reichte ihm die Hand und Meister Dino ergriff sie, worauf er sich plötzlich umdrehte, die Hosen herunterließ und gleichzeitig den Hintern und das Haupt entblößte.

„Nun ist's genug," schrie Dino, der anfang in Hitze zu geraten. „Pacßt ihn! Pacßt ihn!“ Da riefen Ghino und die anderen: „Schreit nicht, Dino! Wir wollen in den Audienzsaal gehen und dort tun, was geschehen muß.“ Worauf Meister Dino: „Ihr Herren, ich empfehle mich Eurer Gunst, damit es mir nicht an den

Kragen gehe, weil ich die schuldige Reverenz gemacht habe," und mit diesen Worten stieg er die Treppe hinunter und verschwand. Dino, der in höchster Wut war, ging am gleichen Abend in den Audienzsaal, berief die Kollegen zusammen und sammelte die Stimmen für einen Antrag, dem Prefutor einen schriftlichen Befehl zu senden und Meister Dino zu verbannen. Aber er mochte noch so oft abstimmen lassen, sein Antrag ging nicht durch. Als Dino dies sah, rief er mit aufgeblähtem Halse die Gerichtsdiener, damit sie die Fackeln anzündeten, denn er wolle nach Hause gehen. Die Kollegen wollten sich ausschütten vor Lachen und riefen: „Hoh Dino! Diesen Abend nicht!" Aber Dino, mit dem sein Zorn durchging, ging sofort heim. Am andern Morgen wurde nach ihm geschickt, aber er war auf keine Weise dazu zu bewegen, diesen Tag in den Palast zurückzukehren. Unterdessen hatte einer der Signoren im kleinen Audienzsaal an die Mauer das Bildnis Dinos mit einem großen Adamsapfel und langen Halse gezeichnet, und es glich ihm aufs Haar. Auf die Nacht, seit der Dino nicht mehr in den Palast hatte zurückkehren wollen, war der Abend gefolgt, und da sandten die Signoren Ser Piero von den Riformagioni zu ihm und ließen ihn bitten, zurückzukehren, damit die Angelegenheiten des Gemeinwesens des Leiters nicht entbehrten und ferner, um Vorkehrungen zu treffen, daß Meister Dino für das begangene Vergehen bestraft würde. Nach langem Hin und Her ließ sich Dino bereden und kehrte am folgenden Morgen in den Palast zurück. Und als

er gegen Morgen in den kleineren Audienzsaal kam, zusammen mit Ghino di Bernardo, und den Kopf sah, der auf die Mauer gezeichnet war, und ihn genauer betrachtete, begann er zu schnauben. Ghino aber sagte: „Geht, laßt doch diese Dinge ruhen, regt Euch nicht mehr darüber auf!“ Worauf Dino: „Wie, zum Teufel fannst du das zu mir sagen, wo man mich zu allem übrigen noch auf diese Mauer gemalt hat! Und wenn du mir nicht glaubst, schau hin!“ Ghino, der beinahe platzte, so groß war sein Drang zu lachen, sagte: „Ei der tausend! Ihr regt Euch über diesen Kopf auf, und sagt, er solle Euch darstellen? Er wurde schon vor längerer Zeit gemalt und soll König Karl I. darstellen, der mager und lang war und eine Buckelnase hatte. Aber verzeiht mir, Dino, ich habe viele Bürger sagen hören, daß Euer Gesicht dem König Karls I. aufs Haar gleiche.“ Dino schenkte diesen Worten Glauben und tröstete sich außerdem, da er sich mit König Karl I. vergleichen hörte. Und nach einer Weile kam er auf Meister Dino zurück, begab sich in die Ratsversammlung, ließ über den schriftlichen Befehl und die Verbannung abstimmen, drang aber nicht durch, worüber er in Verzweiflung geriet.

Schließlich sagte Ghino: „Da dieser Antrag nicht durchdringt, so gebt Auftrag, daß zwei von uns nach Meister Dino schicken, um ihm den Standpunkt klar zu machen und große Furcht einzulösen. Und die Versammlung beschloß in diesem Sinne, und Ghino und ein anderer waren es, die nach Meister Dino schickten. Und als er erschienen war, begann

Ghino zu lachen und sagte schließlich zu ihm: Dino habe ihn durchaus unschädlich machen wollen, alle andern Sachen habe er ihm zwar verziehen, aber das Herunterlassen der Hosen nicht. Da entgegnete Meister Dino: „Es gibt auf der Erde ein großes Land, und dort herrscht als erster ein König, der sehr viele Fürsten unter sich hat. Er heißt König von Sara. Wenn jemand einem seiner Fürsten seine Reverenz macht, zieht er seine Kappe ab, bezeigt man hingegen dem Großkönig seine Ehrfurcht, zieht man zu gleicher Zeit die Mütze ab und die Hosen herunter. Und bedenkend, daß der Gonfalonier der Justiz der größte Herr nicht nur dieser Provinz, sondern ganz Italiens ist, tat ich, als ich ihm meine Ehrerbietung bezeigen wollte, das gleiche, was in jenem Lande üblich ist.“ Als die beiden Signore diese Rechtfertigung hörten, lachten sie noch viel mehr und kehrten zu Dino und den anderen zurück, wo sie erklärten, daß sie ihm einen ernstlichen Verweis erteilt und ihm einen großen Schweinehund gemacht hätten, er hätte sich jedoch mit dem Brauch in jenem fernen Lande entschuldigt, und wenn die Sachen so lägen, sei seine Verfehlung nicht so arg. Und sie baten Dino, er möge sich weiter keine Gedanken darüber machen, und die Versammlung, sie möge ihnen die Ordnung der Angelegenheit überlassen. Um es kurz zu machen: Allmählich vergaß Dino den ihm von Meister Dino angetanen Schimpf, doch nicht so weit, daß er nicht einige Jahre lang kein Wort mit ihm gesprochen hätte. Meister Dino aber hatte seinen Spass daran und sagte: „Wenn

er nicht mit mir spricht, gehe ich auch nicht zu ihm, um ihn zu behandeln, wenn er krank ist." Und so blieb das Verhältniß eine ganze Zeit, bis Meister Tommaso del Garbo, der ihnen eines Abends beim Essen einen Kalbsbauch und Rebhühner vorsetzte, sie Frieden schließen ließ.

Unter Signoren, Beamten und in Gesellschaften muß immer einer sein, dessen Art und Weise für die andern zu einer Quelle des Vergnügens wird. Dieser Dino war einer von denen; nicht so sehr wegen eines Gebrechens, sondern als Mann von guten Sitten zeigte er sich schmutzigen Dingen gegenüber spröde und wollte sie nicht hören; und daher machte es Meister Dino Vergnügen, ihn zu reizen, und ließ er die Signoren daran teilnehmen. Und darum kann der Gott danken, der einen so starken Magen besitzt, daß er alles verdaut.

3.

Nachdem Salvestro Brunelleschi einmal ins Bad gereist war, um seine Frau zu befriedigen und Kinder zu zeugen, will seine Frau das nächste Jahr wieder dorthin zurückkehren. Salvestro erklärt ihr, er taue nicht mehr dazu, sie möge es mit einem anderen versuchen, und die Frau geht ohne ihn.

Salvestro Brunelleschi hatte eine sehr spaßhafte Frau aus Friaul, aber kein einziges Kind, und eines Tages sagte seine Frau, die ein viel größeres Verlangen nach Kindern hatte als er, zu ihm: „Sal-

vestro, ich habe gehört, daß, wenn wir nach Petriuolo ins Bad gehen, ich schwanger werden und wir Kinder bekommen würden." Da entgegnete Salvestro: „Liebe Frau, dazu bedarf es eines andern Wassers, als des Badewassers." Die Frau aber bestand auf ihrem Willen, mit ihm ins Bad zu gehen, und Salvestro mußte sich fügen. Und nachdem sie die Purgiermittel genommen und erfahren hatte, was zu tun war, d. h. entweder Salvestro umzubringen oder Kinder zu bekommen, machten sie sich eines Morgens auf, und als sie an den Brunnen von San Pietro in Gattolino kamen, trafen sie einen Pfarrer aus der Familie der Macchi, der seinen Klepper trinken ließ und ein sehr lustiger Bruder war. Dieser fragte Salvestro, wohin die Reise gehe. Und Salvestro antwortete: „Wir gehen ins Bad, wiewohl ich richtiger sagen mußte: ich gehe zur Schlachtbank."

„Soviel ist sicher, daß Ihr nicht ohne mich gehen dürft," sagte da der Pfarrer, „Ihr werdet sehen, wie ich Euch aufmuntern werde." „Nun gut, ich bin einverstanden," erwiderte Salvestro, und damit setzten sie ihren Weg fort. Und dieser Pfarrer ließ es sich nicht nehmen, sie freizuhalten, und kaufte die besten Leckerbissen, die aufzutreiben waren, so daß sie herrlich und in Freuden lebten."

Und als sie in Petriuolo waren und gebadet hatten, sagte die Frau, nachdem sie heimgekehrt waren, zu Salvestro: „Du weißt doch, was der Arzt gesagt hat," und damit schmiegte sie sich an den neugeborenen Ehemann, und Salvestro blieb nichts anderes übrig,

als die Ehe zu besiegeln. Und so oft wiederholte er diese Arbeit, daß er nicht allein die Ehe vollzog, sondern sich sogar beinahe ganz aufrieb, so daß er, als sie nach Florenz zurückgekehrt waren, in eine schwere Krankheit verfiel, die ihn beinahe an den Rand des Grabes brachte. Und während ihm diese Krankheit arg zusetzte, sagte er zu seiner Frau: „Unsere Bemühungen haben ja einen trefflichen Erfolg gehabt, um ein Kind zu erzielen, hast du deinen Gatten verlieren wollen.“

Er gesundete aber doch wieder, seine Gattin wurde jedoch nicht schwanger, und ein Jahr ging hin. Da wurde ihr von anderen Frauen gesagt, daß die Bäder fortgesetzt werden müßten, wenn man Kinder erzielen wolle, und so kam sie eines schönen Tages zu Salvestro und erklärte ihm, sie wolle wieder ins Bad reisen; denn man habe ihr gesagt, einmal sei feinmal, man müsse damit fortfahren und häufig hingehen. Als Salvestro diese Rede seiner Frau angehört hatte und daran dachte, welche Folgen dies das erstemal für ihn gehabt hatte, sagte er: „Liebe Frau, du weißt, daß wir vor einem Jahr dort gewesen sind und ich meine ganze Kraft und allen meinen Witz angespannt habe, damit dein Appetit auf Kinder gestillt werde, und du weißt, daß ich infolgedessen an den Rand des Grabes gekommen bin; ich taue nicht mehr zu diesem Geschäft — wenn du allein hingehen willst, geh' und versuch's mit anderen — ich für meine Person eigne mich nicht dazu.“

Da fing die Frau an zu lachen, Salvestro aber sagte:

„Du lachst?! Ich sage dir, geh', mir ist's recht, und nimm mit, wen du magst und versuch dein Glück, mit wem du Lust hast; denn ich habe das meine bis hart an den Tod versucht und sehe, daß ich in diesem Punkte nichts taue.“

Es gelang ihr nicht, Salvestro mitzubekommen, und so begab sie sich ohne ihn ins Bad und nahm einen Verwandten mit. Aber was sie auch anfangen mochte — sie wurde doch nicht schwanger. Und kurze Zeit darauf starb sie, und Salvestro blieb zurück und ging nicht ins Bad, damit er sich nicht, um Kinder zu erzielen, ins Grab zu bringe.

Und er tat sehr flug daran; denn von sechs Malen hat der Mensch fünf den Willen, Kinder zu bekommen, und diese sind später seine Feinde und wünschen den Tod des Vaters, um frei zu sein.

4.

Meister Gabbadeo von Prato wird überredet, nach Florenz zu gehen, um sich, da Meister Dino gestorben, dort niederzulassen. Dort angekommen, passiert es ihm, daß während er zu Pferde sitzend, eine Urinprobe prüft, der Gaul scheut, und ohne daß er es hindern kann, zur Porta al Prato rennt, während er das Uringlas fest umflammert hält.

Meister Dino del Garbo war damals der berühmteste Arzt, nicht allein von Florenz, sondern von ganz Italien. Als er am Ende seiner Tage angelangt und aus diesem Leben geschieden war, eilten viele

Ärzte ringsum auf die Nachricht von seinem Tode nach Florenz, darunter solche, die nicht nur keine Ahnung von der Medizin hatten, sondern nicht einmal bei einer Walkmühle den Puls gefunden hätten. Unter andern lebte damals in Prato ein alter und in jener Wissenschaft recht unbewandter Arzt, der stets eine sehr hohe Nütze trug mit einem auf der Seite herabhängendem kurzen Tuchstreifen, der so breit war, daß ein halber Scheffel Korn hineingegangen wäre und mit zwei auf die Brust herabfallenden Kapuzenrändern, die aussahen, wie zwei geräucherte Schweinliefen. Als dieser in Prato weilte und mit seinem Handwerk wenig verdiente, sagte ein Freund zu ihm: „Meister Gabbadeo, Ihr müßt wissen, daß in Florenz der Meister Dino gestorben ist, während dessen Lebzeiten keiner Euresgleichen dort einen Pfennig verdienen konnte. Jetzt aber eilt, wie ich gehört habe, alles dorthin, und ich glaube, daß Euresgleichen dort alle Güter der Welt gewinnen könnte. Bleibt Ihr hier, so werdet Ihr nie auf einen grünen Zweig kommen, und Eure Kunst wird nicht bekannt werden.“

Auf diese Worte seines Freundes entgegnete Meister Gabbadeo: „Ich sehe klar, daß du es gut mit mir meinst und meine Ehre im Auge hast, aber ich könnte die Kosten nicht auf mich nehmen; denn ich müßte einen Gaul und einen Diener halten und ferner meine Kleider und meine Fehfutter erneuern, die für dieses Kastell noch leidlich anständig sind.“

Und dieser Schmuck — ich spreche nicht von seinen wollenen Kleidern, sondern von den Fehaufschlägen

und dem Fehfutter — war so abgeschabt, daß kein Kürschner von der Welt hätte erkennen können, von was für Tieren dieser Pelz stammte. Der Freund, der trotzdem wünschte, daß er nach Florenz ginge, um sich dort eine Praxis zu gründen, sagte: „Hier darf nicht gezaudert werden, hier heißt es einen Entschluß fassen, bevor sich die anderen vor Euch in die Wolle setzen; denn Ihr wißt ja: bei Eurer Kunst ist es so, daß, wenn eine Familie anfängt, sich von einem Arzt behandeln zu lassen, sie ihm fast immer treu bleibt, und die Kosten werden nicht so groß sein, wie Ihr meint; denn die Ausgabe für das Pferd, das Ihr Euch halten müßt, werdet Ihr, wenn Ihr ein Füllen nehmt, für das Ihr 8—10 Florinen anlegen müßt, in weniger als Jahresfrist zweifach hereinhaben. Euresgleichen reitet die Pferde ja schnell zu, da ihr den ganzen Tag bald hierhin, bald dorthin müßt, und dadurch werden sie die besten und sichersten Gäule, die überhaupt zugeritten werden.“

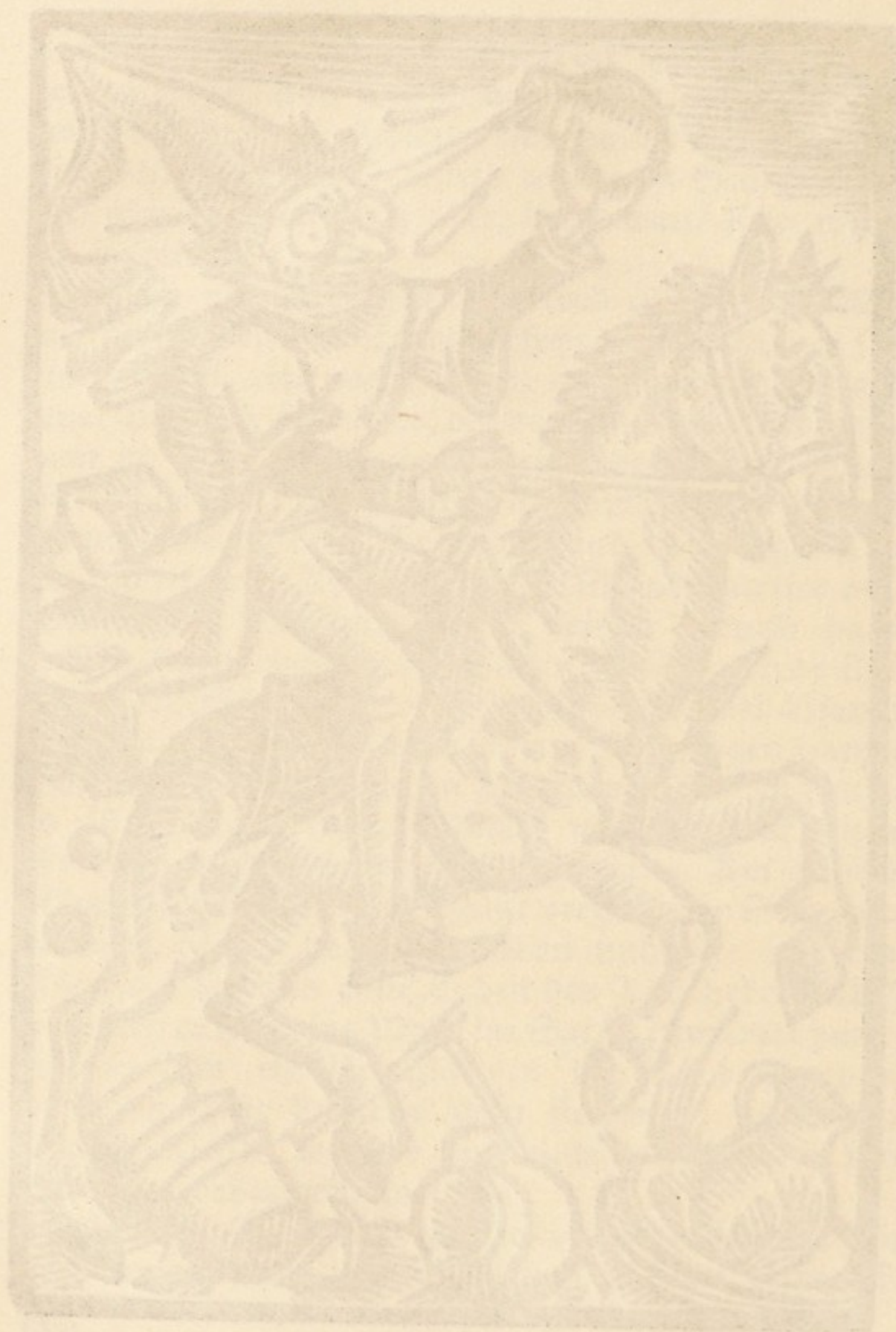
Da sagte der Arzt, ohne weiter zuzuhören, zu seinem Freunde: „Nun gut, ich will mich darüber mit meiner Frau beraten, und wenn sie mir dazu rät, werde ich mich sofort entschließen.“ Und er eilte hocherfreut zu seiner Frau und erzählte ihr sehr vergnügt von dem Rat, den ihm sein Freund gegeben. Und sie, die nichts lieber wünschte, als daß ihr Mann aus der großen Armut herauskäme, sagte: „Lieber Mann, der dir dies riet, will dir nicht übel, zögere nicht, sondern entschliefse dich so schnell wie möglich. Ich will dir einen Pelzsaum, den ich an

meinem himmelblauen Oberrock habe, auf den deinen setzen, und wenn das nicht reicht, opfere ich auch die Armelausschläge, und damit werde ich dir die Schöße deines Mantels wieder in Stand setzen, den abgehaarten Pelz aber, der darauf sitzt, werde ich beseitigen."

Kurz, so wurde es gemacht. Und als seine Kleider auf diese Weise in Stand gesetzt waren, ließ er sich einen Gaul, ritt nach Florenz und kam in das Haus eines prateser Freundes, der dort wohnte. Und nachdem er ihm die Sache auseinandergesetzt, führte dieser den nach Möglichkeit ausgestaffierten Arzt nach Santa Maria della Tromba, und dort begann er im Laden eines Apothekers sein Standquartier aufzuschlagen. Und nachdem er seinen Freund hatte wissen lassen, daß er ein Füllen wolle, wurde ihm eines zugeführt, das von Ormannozzo del Bianco Deti stammte, der sich zu seinem Vergnügen immer damit beschäftigte, Füllen zuzureiten. Und er kaufte es für 10 Florinen, zahlbar nach Ablauf eines Monats, und schickte es in sein Haus. Am andern Morgen ließ er sich einen ganz vergoldeten Schwanzriemen, bestieg besagtes Füllen und ritt auf den Mercato Vecchio zum Laden des Apothekers. Und nachdem er hier eine Weile im Sattel gewartet hatte, wurde ihm ein Uringlas in die Hand gegeben, das von einer franken Frau stammte, die in der Via Porcicoda wohnte und angefangen hatte, sich von ihm behandeln zu lassen.

Als Meister Gabbadeo das Uringlas aus dem Kasten genommen hatte und auf seinem Füllen aufmerk-





sam den Urin beschaute, kam ein Lastträger mit einem Schwein auf dem Kopfe des Weges. Als das Füllen besagtes Schwein sah, fing es an zu schnauben und geriet in solche Furcht, daß es ausriß. Der Arzt bemühte sich, ohne das Uringlas loszulassen, das Tier zum Stehen zu bringen, und der Apotheker und die umstehenden Leute schrien: „Aufhalten! Aufhalten!“ Doch das gelang nicht, und das Füllen sauste ab, so schnell es konnte. Trotzdem ließ der Arzt das Glas nicht los, aber der hin und hergeschüttelte Urin spritzte ihm auf die Mütze und ins Gesicht und auf das Gewand und einige Tropfen sogar in den Mund, ohne daß er jedoch das Glas fallen ließ. Das Pferd rannte mit dem uringlasbewaffneten Arzt bereits durch die Straße der Eisentrödler und an einem Eisentrödlerladen vorbei, vor dem eine Menge Reibeisen, Schaumlöffel, Pfannen und Kesselfetten aufgehängt waren, und fuhr in diese Geräte hinein, so daß sie alle herunterfielen. Dabei versing sich die Spitze der Mütze in eine Kesselfette, und die Kopfbedeckung blieb samt allem aufgesetztem Feh — und sie war wohl damit versehen — daran hängen. Und der seiner Mütze beraubte Arzt sauste auf seinem Pferd, das infolge des Lärms des auf die Straße gefallenen Eisenwerks noch viel schneller rannte, an der Casa Tornacinci vorbei und nach der Porta al Prato hinunter, immer mit dem Uringlas in der Hand und ohne das Tier zum Stehen bringen zu können. Kurz, es hätte ihn nach Prato zurückgebracht, wenn die Zollwächter, die ihn ankommen sahen, nicht das Tor

geschlossen hätten, und es dort zum Stehen gekommen wäre.

Und als die Zollwächter diesen Arzt ohne Kopfbedeckung und mit dem Uringlas in der Hand sahen, fragten sie: „Was bedeutet das?“ Meister Gabbadeo vermochte kaum zu sprechen, doch als er wieder zu Atem gekommen war, erzählte er den Zöllnern, wie es ihm gegangen. Und er hielt es für besser, bis zum Abend in ihrem Häuschen zu verweilen, und nachdem er sich dann eine Kappe geliehen hatte, kehrte er später zu Fuß zurück und ließ das Füllen am Zügel ins Haus seines Freundes führen. Als er dort angekommen war und sein prateser Freund ihn erblickte, fragte er ihn: „Oh, was hat das zu bedeuten? seid Ihr gestürzt?“ Der Arzt verneinte und erzählte das Vorgefallene. Da sagte der Freund: „Ihr wart schlecht beraten, ein Füllen zu kaufen, denn Euresgleichen hat keine Zeit, widerspenstige Pferde zu zähmen und es ist ein Wunder zu nennen, daß es Euch nicht ums Leben gebracht hat.“ Da entgegnete der Arzt: „Du hast recht, ich schenkte einem Freund Glauben, der mir sagte, ich würde, wenn ich ein Füllen kaufte, das Geld bald doppelt hereinhaben.“ Worauf der Freund: „Wer Euch das riet, war nicht Euer Freund; denn für Eure Jahre passen keine Füllen.“ „Das Unglück ist nun einmal geschehen,“ sagte Meister Gabbadeo, „und ich muß jetzt darauf sinnen, wie ich wieder in Ordnung komme: „Meine Kappe ist an einer Kesselfette in der Straße der Alteisenhändler hängen geblieben, schau doch bitte nach, ob ich sie wiederbekommen kann.“

Der Freund versprach es zu tun und ging am andern Morgen zu den Eisentrödlern und fragte: „Wo ist die Kapuze, die hangen blieb, als jenes Pferd durchging?“ Man sagte ihm, sie sei beim Sternenbogen geblieben. Er ging hin, fand den Schmied, der sie hatte, erzählte ihm das Mißgeschick und bat um die Mütze. Da sagte der Schmied: „Ich weiß nicht, wer das war, mir schien's ein Verrückter; er hat mir die Pfannen und was ich sonst noch außen aufgehängt hatte, zerbrochen“ — und er zeigte ihm den angerichteten Schaden und verlangte Entschädigung. Daher einigte sich der Freund mit ihm, daß der Arzt ihm von dem ersten Gelde, das er verdienen würde, einen Florin geben solle, worauf er die Mütze wiederbekam, die keine 30 Soldi wert war. Und er brachte sie Meister Gabbadeo und berichtete ihm, unter welcher Bedingung er sie zurück erhalten hatte. Der Arzt setzte die noch nicht ganz von Urin trockene Kopfbedeckung auf und sprach und bat am gleichen Tage Ormannozzo, sein Füllen zurückzunehmen, er wolle auch 2 Florinen daran verlieren. Und so vereinigten sie sich. Darauf kaufte er einen alten Klepper für 8 Florinen, der ihn recht schlecht trug, und nachdem er sich in einem Häuschen eingerichtet hatte, das er auf dem Campo Corbolino mietete, machte er seinen Weg, so gut er konnte. Und dank dem Mangel an Ärzten konnte er binnen kurzem den Klepper bezahlen und dem Schmied seinen Florin schicken. Und in wenigen Jahren erübrigte er mit geringem Wissen auf seinem alten Klepper durch Untersuchung des Wassers in

den Uringläsern — ohne es sich jedoch auf den Leib zu gießen — gut 600 Florinen und starb dann. Und auf der Bahre hatte er das Buch auf seiner Brust liegen, als sei er Hippokrates oder Galenos gewesen.

5.

Messer Dolcibene spielt den Arzt und richtet im Landgebiet von Ferrara einem Mädchen eine verstauchte und ausgerenkte Hand ein, indem er sich drauffallen läßt.

Nichts ist so süß wie das Gute, was man wohl bedenken möge. Und da mich nach dem einen wie dem andern gelüstet, will ich wieder zu jenem Namen zurückkehren, der beides einschließt, das heißt zu Messer Dolcibene, von dem oben in mehreren Novellen erzählt wurde. Und weil ich berichtet habe, wie der wackere Arzt Meister Gabbadeo in der vorausgegangenen Geschichte mit jener Wissenschaft und jener Erfahrung, die ihm die Natur verliehen hatte, auf seinem Süllen nach allen Regeln der Kunst das Uringlas seiner Patientin untersuchen wollte, und durch besagtes Süllen beinahe in Lebensgefahr gekommen wäre, will ich in der nun folgenden zeigen, wie Dolcibene, ohne einen Dunst von Philosophie und Medizin zu haben, als es ihm begegnete, daß er weder in einer Herberge noch in einem Privathaus unterkommen konnte, ein eigenartiges, wunderschönes und vor ihm noch von keinem Arzte ausgeführtes Experiment machte.

Als, um nun zu unserer Geschichte zu kommen, Messer Dolcibene, der ehemals von Kaiser Karl von Böhmen zum König der Gaukler Italiens gemacht worden war, hörte, daß der Kaiser zum zweitenmal nach Italien käme und bereits in der Lombardei eingetroffen sei, brach er mit einigen Pferden von Florenz auf, um dem Kaiser in die Lombardei entgegenzureiten und ihn aufzusuchen. Und als er eines Abends spät in Ferrara ankam, fand er, daß der Kaiser schon da war und wegen der großen Menge Leute, die er mit sich hatte, alle Zimmer und Herbergen in Ferrara und einige Miglien im Umkreis belegt waren. Daher mußte Messer Dolcibene ohne eine Unterkunft gefunden zu haben, in den Palast gehen, wo der Kaiser sich aufhielt. Und als er in der Straße abgestiegen war und die Pferde seinen Dienern übergeben hatte, erschien er vor dem Kaiser, machte ihm seine Reverenz und sagte: „Habt gute Hoffnung, gnädiger Herr, daß es Euch gelingen werde, die ganze Welt zu besiegen, da Ihr den Papst und mich zum Freunde habt: Ihr kämpft mit dem Schwert, der Papst mit dem Bullensiegel und ich mit den Worten, und diesen dreien wird niemand widerstehen können.“

Nachdem der Kaiser ihm entsprechend geantwortet hatte, sagte Messer Dolcibene: „Geheiligte Krone, ich habe noch keine Unterkunft, ich will mich auf die Suche machen, ob ich nicht einen Unterschlupf finde und dann zu Eurer Majestät zurückkehren.“ Und damit empfahl er sich, stieg zu Pferde und fragte von Haus zu Haus, ob er samt den fünf Pferden,

die er hatte, unterkommen könne. Und kurz, da er in Ferrara keine Herberge fand, verließ er die Stadt, schlug die Richtung nach Francolino ein und legte, indem er von Haus zu Haus fragte, ob er unterkommen könne, einige Miglien zurück. Endlich kam er an ein Haus diesseits von Pontelagoscuro und sah dort eine Frau sehr niedergeschlagen vor der Thür sitzen. „Wie ist Euer Name, Madonna?“ fragte er. „Warum fragt Ihr?“ antwortete sie, „ich heiße Donna Margotta“. Da fragte Messer Dolcibene weiter: „Oh, und Euer Gatte, wie heißt er?“ „Er heißt Salisin,“ antwortete sie. Und er fuhr fort: „Madonna, könntet Ihr mich und diese Pferde heut nacht beherbergen, ich will Euch bezahlen, was Ihr selbst verlangt.“ Da antwortete die Frau: „Herr, ich habe so viel Sorge, daß mir das Herz zerspringt.“ „Was habt Ihr denn?“ fragte Dolcibene. Und sie antwortete: ihre vierzehnjährige Tochter, ihr einziges Kind, sei durch eine am Boden liegende Seige zu Fall gekommen, habe sich eine Hand und den Arm verstaucht und ausgerenkt, und weine und jammere in einem fort. „Madonna Margotta,“ sagte darauf Messer Dolcibene, „ich werde der Engel des Herrn sein, herbeigesandt um Euret und Eurer Tochter willen; denn ich bin in punkto Einrenken der beste Arzt von Italien und der Tarviser Mark. Ich werde Euch das Mädchen wieder herstellen, und wenn es alle Knochen im Leibe nicht nur verrenkt, sondern sogar gebrochen hätte.“

Als die Frau Messer Dolcibenes Worte hörte und er ihr die Wahrheit zu sprechen schien, nahm sie

ihn freundlich auf, und nachdem die Pferde versorgt und einige Sühner abgefragelt worden waren, richtete sie alles so gut her, daß er vielleicht ebenso gut aufgehoben war wie der Kaiser. Unterdessen kehrte Salisino, der fischen gegangen war und zwei junge Störe mitgebracht hatte, heim, und Donna Margotta ging ihm entgegen und erzählte ihm jammernd von dem Fall ihres Töchterchens und dann wieder fröhlich von dem Glück, das ihr in Gestalt eines so hervorragenden Arztes ins Haus gekommen war. Der Gatte begrüßte Messer Dolcibene ehrerbietig, hieß ihn willkommen und ließ die jungen Störe kochen, worauf er das Töchterchen seiner Sorge empfahl.

Messer Dolcibene ließ sich daher zur Inaugenscheinnahme an das Bett des Mädchens führen, das für eine Ferrareserin recht schön war, und nachdem er die Hand angesehen, die sie sich durch das Daraufliegen gleichsam wie einen Haken gegen die Innenseite des Armes zu umgeknickt hatte, fragte er nach vielen (für seine Kur wünschenswerten) Gegenständen. Da sich dort jedoch nichts dergleichen vorfand, er aber trotzdem eine schöne Kur machen wollte, bereitete er eine Art Mehlbrei, wie man ihn Pferden auflegt, und nachdem er Leinwand in Streifen gerissen und Binden hergestellt hatte, bestrich er Hand und Arm des Mädchens mit dem Brei, damit sie recht geschmeidig würden, und als dies geschehen war, ließ er sie eine Stunde still liegen und ging seine Pferde versorgen, den Wein kochen und die Hennen und jungen Störe studieren.

Und nach einer gewissen Zeit kehrte er zu seinem Meisterwerk zurück und wickelte das Mädchen auf. Als es infolge der Schmerzen laut schrie, baten ihn der Vater und die Mutter, besorgend, es möchte infolge des Krampfes sterben, er möchte um Gotteswillen nicht hart mit den Händen zugreifen. Da sagte Messer Dolcibene: „Ich werde nichts mit den Händen daran machen, so wahr ich lebe!“ Und er ließ sich eine große Menge Werg und zwei Holzteller bringen, und nachdem er den Arm mit der umgeknickten Hand nach oben auf einen dieser Teller gelegt und viel Werg darunter und darauf gepackt hatte, legte er den andern Teller drauf, so daß sich die Hand gleichsam in einer Presse wieder einrenken lassen mußte. Nachdem er dies angeordnet und getan hatte, verneigte er sich mit über der Brust gekreuzten Armen und sagte: „Besorgt nicht, daß ich meine Hände gebrauche,“ damit drehte er sich um, und indem er hinzufügte: „Saltet den Arm gut fest, wie ich ihn hergerichtet habe,“ ließ er sich derart mit dem Sintern drauffallen, daß er ein krummgebogenes Brecheisen grade gemacht haben würde. Und sofort drehte er sich wieder um, ergriff den Arm, legte den mit Brei bestrichenen und verbundenen zwischen Schienen und umwickelte ihn mit einer Binde, worauf er das Gesicht des Mädchens, das infolge des großen Schmerzes aus Leibeskräften schrie, mit Wasser besprengte. Eine Stunde darauf jedoch wurde es ruhig, und Arm und Hand waren gerade und beide in ihrer richtigen Lage. Und er wandte sich zu Salisino und Madonna Margotta und fragte: „Nun, wie scheint

Euch die Sache geglückt?" „Sehr gut, Meister!" sagten sie, „Gott schenke Euch ein schönes und langes Leben!" Da rühmte sich Messer Dolcibene und sagte: „Nun könnt Ihr Euch vorstellen, was ich mit der Hand erreichen würde, da ich mit dem Sintern ein so schwieriges Experiment zuwege gebracht habe." Hierauf ging man höchst vergnügt zum Abendessen, und er wurde glänzend bewirtet und brauchte keinen Seller dafür zu zahlen. Und als er sich am andern Morgen in aller Frühe erhoben und Abschied genommen hatte und zu Pferde gestiegen war, fand er am Sattelbogen ein Paar großer frisch geschlachteter Kapaunen hängen, und man versprach ihm, ihn aufs beste zu regalieren, wenn er je wieder in die Gegend käme. Und nachdem er mit dieser Neuigkeit nach Ferrara gekommen war, erheiterte er mehrere Tage lang den Hof des Kaisers und erklärte allen Kriegsleuten, sie könnten sich ruhig ihre Knochen ausrenken, er würde sie sofort mit dem Sintern wieder einrichten, und zwar besser, als dies irgendein anderer mit der Hand vermöchte. Und diese Drehung brachte ihm mehr ein, als ein hochberühmter Arzt bekommen haben würde, wenn er einen sehr hohen Herrn von einer ähnlichen Verletzung wieder hergestellt hätte.

Alessandro di Ser Lamberto läßt einem seiner Freunde von Ciarpa, einem Schmied in Pian di Mugnone, auf eigenartige Weise einen Zahn ausziehen.

Da die Menschen nun einmal so beschaffen sind und nicht die Tugenden in Anwendung bringen wollen, um den Geist auf den richtigen Weg zu bringen, werde ich nun fortfahren und von einigen körperlichen Leiden sprechen, von denen Leute niederen Standes befallen, und die von Ärzten seltsamer Art geheilt werden. Es lebte und lebt in Florenz ein spaßhafter Bürger namens Alessandro di Ser Lamberto, der viele Instrumente zu spielen verstand und ein Sänger war. Dazu befaßte er sich mit vielen drolligen Käuzen; denn er pflegte gerne mit solchen Umgang. Einmal begegnete es ihm, daß einer seiner Freunde ihm vorjammerte, es schmerze ihn ein Zahn und bereite ihm gar oft solche Qual, daß er der Verzweiflung nahe sei. Da sagte Alessandro, dem ein Spaßvogel namens Ciarpa, Schmied in Pian di Mugnone, einfiel, zu ihm: „Warum läßt du ihn dir nicht ausziehen?“ „Ich würde es gerne tun,“ antwortete jener, „aber ich habe zu große Angst vor dem Eisen.“ Worauf Alessandro: „Ich werde dich zu einem Freund von mir bringen, der auf dem Lande in meiner Nachbarschaft wohnt, und der dich nicht einmal mit der Hand berühren wird, geschweige denn mit einem Eisen.“ „Ach, lieber Alessandro,“ antwortete jener, „ich bitte dich darum — wenn du es tust, werde ich stets dein Sklave sein.“ Da sagte

Alessandro: „Komm morgen zu mir aufs Land hinaus, dann wollen wir zu ihm gehen; es ist nämlich ein Schmied in Pian di Mugnone, namens Ciarpa.“

Und so geschah's; denn nachdem sie beide am andern Morgen auf Alessandros Besizung gekommen waren, gingen sie alsbald zu besagtem Ciarpa, den sie in der Werkstatt beim Schmieden eines Pfluges beschäftigt fanden. Als sie bei ihm eingetreten waren, begann Alessandro, der mit Ciarpa trefflich zu schwatzen verstand, von dem Zahndefekt seines Freundes zu erzählen: der Zahn bewege sich und er wolle ihn sich gerne ausziehen lassen, wolle jedoch nicht, daß dies mit Eisen oder mit der Hand geschehe, wenn es möglich sei. „Laß ihn mich sehen,“ sagte Ciarpa, und als er ihn mit den Fingern berührte, schrie jener laut auf. Der Schmied fühlte, daß er sich bewegte und sagte daher: „Laß mich nur machen, ich werde ihn dir ausziehen, ohne ein Eisen oder eine Hand daran zu bringen.“ „Sei's denn in Gottesnamen!“ antwortete der Patient. Ciarpa verließ seine Werkstatt nicht, sondern schickte einen Lehrling einen eingewachsenen Bindfaden holen, von der Sorte, die zum Nähen der Schuhe verwandt wird, und als er damit wiedergekommen war, sagte er zu dem Patienten: „Nimm diesen Bindfaden doppelt, mach oben selbst eine Schlinge dran und lege sie ganz sacht über den Zahn.“ Und dieser tat unter großen Schmerzen, wie ihm geheißen. Als dies geschehen war, sagte der Schmied: „Gib mir das andre Ende in die Hand.“ Und als er es

hatte, band er es an einen Nagel, der im Ambosblock der Werkstatt saß, fest und sagte: „Zieh die Schlinge so an, daß sie den Zahn festhält,“ und der Patient zog sie an. Als auch dies geschehen, sagte Ciarpa: „Nun halt dich ruhig; denn ich muß ein Gebet sprechen, worauf der Zahn sofort herausgehen wird.“ Und er bewegte die Lippen, als ob er spreche, was ihn aber nicht hinderte, auf den Pflug zu passen, den er im Feuer hatte. Und nachdem er sich so lange Zeit genommen, bis er ihn hochglühend sah, zog er ihn schnell heraus und fuhr mit einem satanischen Gesicht und mit den Worten: „Will der Zahn raus oder nicht? Auf mit dem Mund!“ auf ihn los, als wolle er ihm den Pflug ins Gesicht stoßen. Von jäher Furcht gepackt sprang der Patient, der den Zahn in der Schlinge hatte, augenblicklich zurück, um zu fliehen, so daß der Zahn am Ambosblock hängen blieb. Und als er ganz entgeistert nachfühlte, ob er den Zahn noch im Munde habe und ihn nicht mehr fand, erklärte er schließlich, daß er noch nie ein so schönes und merkwürdiges Experiment gesehen, auch keinerlei Unbehagen verspürt habe, außer infolge der Angst vor dem Pfluge, und daß er nicht gemerkt habe, daß der Zahn herausgegangen sei.

Alessandro lachte und sagte zu seinem Freunde gewandt: „Hättest du je gedacht, daß der da ein so trefflicher Zahnzieher sei?“ Der Freund, der noch kaum wieder zu sich gekommen war, erwiderte: „Ich hatte Furcht vor ein paar Zangen, und er hat mir den Zahn mit einem Pfluge ausgezogen, aber sei ihm, wie ihm wolle: ich bin einen großen Schmerz los.“

Und um den Schmied zu belohnen, gab er ihm am kommenden Sonntag ein gutes Mittagessen, an dem auch Alessandro teilnahm.

Dies war ein eigenartiges und schönes Experiment; denn durch Erweckung höchster Furcht machte ihn der Schmied nicht nur die kleinere Furcht vergessen, sondern bewirkte sogar, daß er sich, ohne irgendwelchen Schmerz zu fühlen, geheilt fand. Nichts bringt so sehr auf den Trab wie die Furcht. Und ich, Schreiber dieses, erlebte einmal einen Beweis dafür an einem Gichtischen, der sehr lange Zeit keinen Schritt gegangen, sondern immer getragen worden war. Als dieser eines Tages in der Mitte einer Straße auf einem Wägelchen saß, ging ein edles Pferd, das er besaß, durch und drohte ihn umzurennen und zu verletzen; da packte der an Händen und Füßen Gelähmte und infolge der Gicht gänzlich Kontrakte sofort das Wägelchen mit den Händen und wich mit einigen Sprüngen samt dem Wägelchen zur Seite, und das durchgehende Pferd schoß vorbei.

Ein anderer Gichtfranker, der nicht ganz Kontrakt war, aber stark unter der Gicht litt, lag in einer Stadt der Lombardei, wo er als Gesandter weilte, im Bett, als dort der Aufruhr losbrach. Alles Volk war in Waffen, und es erscholl der Ruf: „Tödet den Gesandten!“ Als der Gichtische, der kaum ohne große Schmerzen im Bett zu liegen vermochte, dies hörte, schoß er wie der Blitz heraus, rannte die Treppe der Herberge hinunter und floh eine Strecke Weges bis zur Minoritenkirche. Und er glich nicht

einem Gichtbrüchigen, sondern eher einem Kennpferd oder einem Windhund. So rettete er sein Leben und noch mehr; denn er spürte lange Zeit keine Gichtschmerzen, während er vorher jeden Tag darunter gelitten hatte.

7.

Messer Tommaso di Neri schickt einen seiner Wollarbeiter zu Meister Tommaso, damit er ihn von einem Leiden heile. Er soll dem Meister seinen Urin bringen und schleppt ein volles Nachtgeschirr und einen halben Krug herbei, usw.

Die eben erzählte Novelle ruft mir eine andere schöne Kur ins Gedächtnis, die Meister Tommaso del Garbo verordnete. Vor nicht langer Zeit lebte ein Ladendiener der Wollbranche, der ein sehr starker Trinker war und bei Messer Tommaso di Neri di Lippo in Kondition stand. Messer Tommaso hatte an ihm oftmals großen Spaß und behandelte ihn wie einen guten Freund. Dieser Ladendiener hatte sich nun besagtem Messer Tommaso gegenüber mehrfach über starke Kopfschmerzen beklagt, die er häufig verspüre, und sagte eines Tages zu ihm, er möchte deswegen gerne mit einem erfahrenen Arzte Rücksprache nehmen. Da sagte Tommaso: „Geh Montag früh — das ist ja ein Festtag — in meinem Namen zu Meister Tommaso, bringe ihm deinen Urin und setze ihm auseinander, wo dir's fehlt und paß auf das, was er dir sagt. Dies war an einem Samstag

nach der None, und Messer Tommaso hatte ihm den Montag genannt, damit er sich den Sonntag über ausruhe und dann am Montag die Urinprobe hintrage. Und wie er ihm gesagt, so dachte der Ladendiener zu tun. Am Sonntag aber, wo er die goldene Mitte halten sollte, fing er schon morgens mit seinen Kumpanen das Trinken an und schwor, vor Abend nicht aufzuhören. Es kam die Nacht, und als er sich gegen Morgen erhob, um zu pinkeln, reichte ihm die Frau das Uringlas hin, und er machte es so voll, daß es überlief, worauf er seiner Frau sagte, sie solle sofort einen Krug holen, und diesen machte er noch gut halbvoll. Als es Tag geworden war, brachte er nicht eine Urinprobe, sondern eine Sintflut von Urin zum Arzte, nämlich das Uringlas und den Krug. Und als er im Laden des Apothekers Pietro in der Via del Garbo, der sich unten im Hause des genannten Meisters Tommaso befand, erschien, hängte er das Uringlas auf, während er den Krug unterm Mantel behielt¹. . . setzte sich dorthin und wartete, bis der Meister erschien, um wie üblich das Wasser der Kranken oder jener, die sich purgieren wollten, zu untersuchen.

Und nachdem der Arzt eine ganze Anzahl Proben geprüft hatte, kam er zu der unseres Freundes. Dieser trat sofort an ihn heran und erklärte, er sei ein treuer Diener Messer Tommasos di Neri, der ihn zu ihm schicke, damit er ihm mit Rat und Tat in seinem Leiden helfe. „Wo ist dein Wasser?“ fragte Meister Tommaso. Und der Ladendiener griff zu

¹ Lücke im Text.

dem Harnglas, das sich in seiner Nähe befand. Als der Meister die Hände in den Kasten steckte, um das Gefäß herauszuziehen, tauchte er mit den Fingern in den Urin; denn es war bis zum Rande voll. Er zog es heraus, wunderte sich und sagte: „Seitenstechen hast du scheint's nicht,“ und als er sah, daß der Biedere eine Bewegung nach seinem Krüge hin machte, den er unterm Mantel hatte, fragte er: „was hast du dort?“ „Das ist der Rest des Wassers, das ich abschlug,“ lautete die Antwort. Als der Meister dies sah, fragte er: „Was hast du gestern gemacht?“ Und jener antwortete, er habe mit seinen Kumpanen gekneipt. Da sagte der Arzt: „Geh und mach drei Tage hintereinander, was du gestern gemacht hast und sei ohne Sorge; denn wenn du irgendein Leiden hast, wird es durch den Urin fortgeschwemmt werden.“

Der Ladendiener nahm seine Gefäße und machte sich damit auf den Heimweg, doch als er auf der Piazza di Santo Martino war, leerte er sie in eine Schleuse der Wollfabrikanten aus, so daß es ein Bächlein von mehr denn 20 Ellen Länge gab, worauf er nach Hause ging und das ausführte, was Meister Tommaso ihm verordnet hatte. Messer Tommaso di Neri fragte ihn am gleichen Tage, was Meister Tommaso zu ihm gesagt habe. Und er antwortete: „Er trug mir etwas auf, was sehr leicht auszuführen ist, worauf ich geheilt sein würde.“ „O, das ist ja erfreulich!“ rief da Messer Tommaso.

Als der Meister zufällig am Dienstag dem Messer

Tommaso begegnete, fragte er ihn: „Messer Tommaso, bin ich Orseillefabrikant?“ „Wie?“ fragte dieser zurück. Und der Arzt erzählte, daß sein Handlungsdiener in seinem Namen zu ihm gekommen sei und ihm eine erstaunliche übermäßige Urinprobe in Gestalt eines vollen Uringlases und eines halben Kruges gebracht habe. Messer Tommaso fiel beinahe vom Stengel, als er die Geschichte von der Sonntagskneiperei und von dem Heilmittel Meister Tommasos hörte. „Ei, da hol ihn doch gleich der Henker!“ rief er, „fein Wunder, daß er heute nicht im Laden erschienen ist, er wird in den Kneipen Luern Rat befolgen,“ und damit ging er lachend weiter. Und Messer Tommaso hielt alles, was er gehört, seinem Ladendiener vor und tadelte ihn nicht wenig, aber doch nicht so, daß dieser die Verhaltensmaßregeln des Arztes nicht weiter befolgt hätte. Und er versicherte, das Mittel helfe ihm gut. Und wenn er zuerst ein Trinker war, wurde er nun ein Säufer, und Messer Tommaso zuckte dazu die Achseln. Und doch war das Trinken die Ursache der Kopfschmerzen, und es gibt viele, die so viel trinken, daß ihnen nicht nur der Kopf schmerzt, sondern daß sie paralytisch und wassersüchtig werden und an dem Übel des Tropfens leiden, das man vielmehr das Übel des Schoppens nennen könnte, und so weit hat dieses Laster um sich gegriffen, daß alle jungen Leute sich dadurch verderben, da sie schon morgens immer häufiger Malvasia und andere Weine zu trinken pflegen und sich dann in Ausschweifungen stürzen, und so wird der Körper ruiniert und geschwächt.

Meister Gabbadeo bewirkt durch eine schöne Kur, daß einem Bauern eine Bohne aus dem Ohr herausgeht, die ihm beim Bohnendreschen auf der Tenne hereingeflogen war.

Ich bleibe auch in dieser Geschichte noch bei der Medizin und kehre zum Meister Gabbadeo zurück, von dem weiter oben in einer schönen Novelle erzählt wurde. In der Umgebung von Prato lebte ein Bauer von starker Konstitution, genannt Gliederstark. Als dieser einmal im Monat Juli Bohnen drasch, flog ihm eine Bohne ins Ohr, und er versuchte sie mit seinen dicken Fingern herauszubekommen, aber je mehr er sich bemühte, sie zu entfernen, desto tiefer trieb er sie hinein, bis ihm schließlich nichts weiter übrig blieb, als seine Zuflucht zu Meister Gabbadeo zu nehmen. Als dieser sich den Fall angesehen hatte, sagte er: „Hier heißt es einen Entschluß fassen — es wird wehtun, aber es darf dich nicht kümmern.“

„Tut, was Euch gefällt,“ versetzte der Bauer, „wenn sie nur rausgeht.“ Darauf tat der Meister, der groß und stark war, um einen günstigen Augenblick zu erhaschen, als schaute er sich das eine Ohr und dann das andere an, worauf er plötzlich ausholte und dem Bauern auf die andere Seite, dort wo sich die Bohne nicht befand, einen gewaltigen Faustschlag versetzte, so daß er mit der Bohnenseite auf die Erde fiel, und die Bohne theils durch den Schlag, theils durch den Fall auf den Boden, aus dem Ohr

herausprang. Nachdem der Bauer diesen Puff weg hatte, jammerte er über den Saustschlag und den Fall, ohne mehr an die Bohne zu denken.

Da sagte Meister Gabbadeo: „Laß mich das Ohr sehen!“ Jener zeigte es ihm stöhnend und er sah, daß die Bohne heraus war. Der Bauer beflagte sich über einen großen Stoß, den er bekommen zu haben meinte, aber Meister Gabbadeo sagte: „Du Tor, weißt du denn nicht, daß, wenn dir etwas in die Scheide deines Messers kommt, du sie umdrehst und so lange fopfst, bis es draußen ist. So mußte ich es auch mit dir machen. Ich mußte dir den Stoß auf die andere Seite geben, damit jenes Ohr, in dem die Bohne steck, auf die Erde stieße, und auf diese Weise ist die Bohne herausgegangen. Andere Ärzte hätten dir einen Monat lang Pflaster aufgelegt und deine ganze Ernte wäre dabei flöten gegangen. Geh und bemühe dich, etwas zu verdienen, und wenn es dir gelungen ist, so bringe mir ein paar Kapaunen.“

Der Bauer tröstete sich, denn er hatte befürchtet, der Arzt würde sich zu dem Saustschlag, den er ihm verabreicht, noch obendrein teuer bezahlen lassen und sagte: „Ich habe keine Kapaunen, aber ich werde Euch, wenn Ihr sie mögt, ein paar junge Gänse bringen.“ „Bring sie mir nur und geh mit Gottes Segen. Und sollte es geschehen, daß in deinem Dorfe irgend jemand etwas fehlt, so erzähle ihm die schöne Kur, die ich an dir ausgeführt habe und schicke ihn zu mir.“

Der Bauer erklärte, er wollte es tun und ging ziem-

lich schmerzerfüllt davon, hatte er doch, um eine Bohne loszuwerden, einen derartigen Schlag bekommen, daß er mehrere Tage lang nicht dreschen konnte. Und als er seinen Schmerz los war, brachte er dem Meister Gabbadeo die jungen Gänse. Dieser gelangte durch die schöne Kur auf dem Lande zu großem Ruf; denn sie stellte etwas ganz Neues und noch nie in Anwendung Gebrachtes dar.

Und unser Gliederstark war stets sein bester Freund, und das Sprichwort sagt mit Recht: Hauden Bauern und er wird dein Freund sein!

9.

Der Possenreißer Bonnella kommt nach Boncastaldo und betrügt als Arzt verkleidet einige Kropfbehastete und dazu den Podestà von Bologna, worauf er sich mit vollem Beutel aus dem Staube macht und die Opfer mit dem Schaden und dem Spott sitzen läßt.

Unter allen Possenreißern, die es je gegeben hat, finde ich keinen, der so mannigfaltige Listen und außergewöhnliche Mittel, nicht um Geld zu verdienen, sondern um die Leute zu plündern, in Anwendung gebracht hätte, wie Bonnella. Dieser hielt sich die längste Zeit seines Lebens bei dem Markgrafen von Ferrara auf und kam hie und da nach Florenz. Und als er wieder einmal dorthin ging und eines Morgens, nachdem er durch Bologna gekommen war, in Boncastaldo in der Herberge Scaricalasino zum Mittagessen eintraf, entdeckte er im

Saale und im Erdgeschoss einige Bauern mit Kröpfen. Kaum hatte er dies gesehen, so instruierte er auf seinem Zimmer sofort seinen Diener, ließ ihn einen Arzttalar, den er im Koffer hatte, hervorholen und zog ihn an. Und als er an die Wirtstafel gekommen war und sich zum Essen niedergesetzt hatte, näherte sich sein Diener einem Kropfbehasteten Landmanne, der sich im Saale befand und sagte zu ihm: „Lieber Mann, jener tüchtige Arzt, der dort an der Tafel sitzt, ist ein großer Meister im Heilen dieser Kröpfe, und es gibt keinen noch so großen, den er nicht schon geheilt hätte, wenn er gewollt.“ Da rief der Landmann: „Ei, lieber Bruder, es gibt deren in dieser Gebirgsgegend sehr viele, bring doch bitte, wenn er gespeist hat, in Erfahrung, ob er nicht einige, die für Alpenbewohner recht wohlhabend sind, davon kurieren will.“ Der Bauer predigte wahrscheinlich nicht tauben Ohren, denn, als Doktor Gonnella gegessen hatte, nahm ihn der Diener beiseite, zog ihn in die Kammer und erstattete ihm Bericht, worauf der Arzt den Landmann rufen ließ und zu ihm sagte: „Mein Diener theilte mir das und das mit, aber um deinen Kropf allein zu heilen, kann ich mir die vielen Umstände nicht machen; denn es würde mir allzu unbequem sein, deswegen nach Bologna zurückzukehren und die mancherlei dazu erforderlichen Sachen zu besorgen. Aber wenn du dich getraust, acht oder zehn Leute zusammenzubringen, so geh ungesäumt und bring sie hierher. Aber wähle solche, die 4 oder 5 Florinen pro Person ausgeben können.“

Der Bauer erklärte, es sofort tun zu wollen, machte sich auf und brauchte nicht weit zu gehen, da hatte er auch schon acht oder mehr zusammengebracht. Diese kamen sogleich zu Meister Bonnella und nachdem sie eine gute Weile mit ihm gesprochen hatten, sagte der Arzt: „Es tut mir leid, daß ich an keinem Orte bin, wo sich die nötigen Sachen nicht beschaffen lassen. Aber da dem nun einmal so ist, werde ich nach Bologna zurückkehren und zu dem Zweck ist es erforderlich, daß jeder von Euch zwei Florinen zahle, worauf ich Euch vorschreiben werde, was Ihr zu tun habt, bis ich zurückkehre. Meinen Diener werde ich während meiner Abwesenheit hier lassen. Wenn Ihr einverstanden seid, sagt's und ich werde die nötigen Anstalten treffen.“ Da antworteten alle: „Ja, bei Gott und das Geld ist sofort zur Stelle.“ Worauf der Arzt: „Habt Ihr kein geeignetes Haus, wo Ihr Euch alle in einem Saal aufhalten könnt, und jeder sich ein gesondertes Feuer machen kann?“ „Ja, gewiß,“ antworteten sie. „Dann verschaffe sich jeder einen Wassereimer oder einen großen Kessel aus Kupfer, oder ein entsprechendes irdenes Gefäß, bringe darin Zirneichenkohle und Kastanienholz in Glut, worauf jeder ein hohles Rohr nehme, und damit in die Kohlen und ins Feuer blase. Dieses Blasen, unterstützt durch eine Einreibung des Kropfes, die ich Euch machen werde, wird die Materie Eures Gebrechens stark vermindern. Mein Diener wird diese Herberge nicht eher verlassen, als bis ich wieder zurück bin.“

Wie gesagt, so getan. Der Arzt bekam zwei Florinen

pro Kopf und installierte die Leute, bevor er fortging, in einem Hause, einen jeden vor ein Feuer mit einem Blasrohr versehen, salbte ihnen die Kröpfe und befahl ihnen, nicht eher das Haus zu verlassen, als bis er wieder da sei. Und die Bauern erklärten danach zu handeln. Meister Gonnella aber zog ab und ging nach Bologna.

Er hatte ausgeforscht, daß dort ein junger Podestà amtierte, der sehr ehrgeizig war. Zu diesem ging er und sprach: „Herr Podestà, ich glaube, daß Ihr, um Ehre einzuheimsen, vor keiner Ausgabe zurückscheuen würdet. Wenn Ihr mir, der ich ein armer Mann bin, 50 Florinen geben wollt, so habe ich für Euch etwas, was Euch die größte Ehre eintragen wird, die Euch je geworden ist.“ Das eifrige Stadthaupt erklärte sich einverstanden und bat Gonnella ihm zu sagen, worum es sich handle. „Ich will es Euch sagen,“ erwiderte Gonnella, „in einem Hause befindet sich eine Bande, die falsches Geld macht. Gebt Eurem Häscheranführer eine ausreichende Anzahl Leute mit, und ich werde ihn an Ort und Stelle führen, allerdings so, daß ich, wenn ich sie hingeführt habe, meiner Wege gehe; denn es sind Leute aus guter Familie, deren Feindschaft ich nicht auf mich laden möchte.“

Dem Podestà gefiel die Sache, und nachdem er dem Anführer der Häscher eine genügende Anzahl Leute zugeteilt und ihn informiert hatte, daß er einen weiten Weg vor sich habe, gab er Gonnella 50 Florinen und schickte die Häscher mit ihm während der Nacht aus, und sie gingen, bis sie an das Haus kamen,

wo die Kröpfe präpariert wurden. Und als Bonnella seinen Diener gefunden hatte, der sich bereit gehalten, sagte er: „Hier sitzt die Bande, Gott behüt Euch, ich will nicht, daß es scheine, ich hätte ihnen dieses eingebracht.“

„Beh nur!“ sagte der Anführer, worauf er an die Thür schlug und rief: „Aufgemacht!“ „Seid Ihr der Meister?“ antworteten sie drinnen. „Was, Meister? Öffnet!“ „Seid Ihr der Meister?“ „Welcher Meister?“ Und sie brachen die Thür auf und drangen ein und fanden die ganze Gesellschaft ohne Blasebälge ins Feuer blasen. Die Häsher packten zu und ergriffen sie alle miteinander, bevor sie noch: „Gott steh mir bei“ sagen konnten — und wenn sie auch etwas hätten sagen wollen, man hätte nicht auf sie gehört. Ihre Kröpfe waren noch einmal so groß geworden, wie es solchen Leuten oft passiert, wenn sie Furcht haben, oder in plötzlichen Zorn geraten. Kurz, sie wurden mit Ungestüm nach Bologna geschleppt. Und als sie vor dem Podestà standen, und dieser sah, daß sie alle mit Kröpfen behaftet waren, wunderte er sich und sagte bei sich selbst: „Das ist doch sehr merkwürdig.“ Und bevor er sie auf die Folter spannen ließ, sonderte er sie voneinander und verhörte sie einzeln und fragte sie, was für Geld sie machten. Sie erzählten alles der Wahrheit gemäß, und überdies trafen der Wirt und andere aus Scaricalasino ein und berichteten ordnungsgemäß, wie sich die Sache verhielt. Und die Aussagen jedes einzelnen und die der Angekommenen stimmten darin überein, daß ein Kropfarzt dort eingetroffen sei, der

Ihnen Heilung verheißen und sie zurechtgesetzt und ihnen befohlen habe, ins Feuer zu blasen — just so, wie man sie fand. Und dann habe er gesagt, er müsse nach Bologna, um allerlei Notwendiges zu beschaffen, sie sollten ihn in jenem Hause erwarten und inzwischen auf die angegebene Weise ins Feuer blasen.

Als der Anführer der Häfcher dies hörte, zog er den Podestà bei Seite und sagte: „Das muß seine Richtigkeit haben;“ denn als ich an die Thür des Hauses kam, in dem sie saßen, und flogte und rief, sie sollten aufmachen, fragten sie: „Seid Ihr der Meister?“ „und dann sind sie, wie Ihr seht, alle mit Kröpfen behaftet; das stimmt sehr gut zusammen; denn es ist ausgeschlossen, daß sich unter acht Falschmünzern kein einziger befände, der keinen Kropf hätte. Aber soll ich Euch etwas sagen? Dieser Arzt muß eher ein Dünnermacher von Börsen als von Kröpfen sein und so hat er die Börsen dieser armen Teufel erleichtert und die Eure dazu; führt die Sache zu einem guten Ende — Christus selbst konnte sich nicht vor Verrat schützen — und schickt die Leute zu ihren Familien und bemüht Euch, in Erfahrung zu bringen, wer dieser schlechte Mensch ist, der sie und Euch zum Besten gehalten hat, und wenn es Euch irgend gelingt, so gebt ihm, oder laßt ihm geben, was er verdient.“

Die Gesellschaft wurde in Freiheit gesetzt und kehrte vollzählig nach Scaricalasino zurück. Der Podestà aber konnte lange suchen, um herauszubringen, wer der Betrüger gewesen war — Erfolg hatte er nicht.

Ich will nicht, daß jemand glaube, Bonnella sei damals nach Florenz gegangen, er kehrte vielmehr um und suchte eine andere Stadt auf. Und bald war er Edelmann, bald Arzt, bald Richter, bald Hofnarr und bald Tauschhändler, je nachdem er am besten auf seine Rechnung zu kommen dachte, so daß man seine Spur nicht zu verfolgen vermochte, zumal er bei solchen Unternehmungen stets auf der Hut war.

Als die froppige Gesellschaft wieder in Scaricalasino war, erwartete sie trotz des Vorgefallenen mehrere Tage den Arzt, im Glauben, er würde zurückkommen. Und als er nicht wiederkam, betrachteten sie gegenseitig ihre Kröpfe und sagten voll Verwunderung ungefähr: „Sie sind alle kleiner geworden“ oder „der eine ist mehr abgeschwollen als der andere.“ Dann gaben sie schließlich das Warten auf, aber als rohe Bergbewohner kamen sie nie hinter den Zusammenhang der Sache und meinten, irgendein Ubelwollender habe, damit sie ihre Kröpfe nicht loswürden, jene Gäscher herbeigeführt. Und indem sie bald das bald jenes dachten, wurden sie, wenn sie erst einfältig gewesen waren, nun ganz dumm und verbaast. Und was noch besser war: es hatte den Anschein, als ob ihre Kröpfe, von anderem abgesehen, dadurch größer wurden.

Denn wer dumm und froppig geboren wird, bleibt beides sein Leben lang.

Giovanni Sercambi

I.

Von maßlosem Geize.

In der Stadt Florenz lebte ein reicher Mann namens Messer Bertoldo Adimari, der aber so knausrig und filzig war, daß er nicht nur niemand bei sich zum Essen zurückbehalten wollte, sondern seine eigene Familie hungrig zu Bette gehen ließ, so sehr beherrschte ihn der Geiz; ja er wollte sogar, daß man ohne Licht zu Abend esse, und wenn wirklich Licht gemacht werden mußte, ließ er eine Ölfunzel anzünden, und wenn man zu Bett gegangen war, wurde die Funzel ausgelöscht, damit das Öl nicht verbraucht werde. Dieser Messer Bertoldo hatte einen Diener, der Kospo genannt wurde. Dem gab er einen halben Florin im Monat und die Kost. So standen die Dinge, als besagter Messer Bertoldo infolge des erbärmlichen Lebens, das er führte, und auch weil er alt war, erkrankte. Und er ertrug diese Krankheit lange Zeit, weil er aus Geiz keinen Arzt zu Räte ziehen wollte, bis das Übel sich so sehr verschlimmerte, daß er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Als seine Frau und andere Verwandte Messer Bertoldo krank sahen, sagten sie, sie wollten, daß Meister

Tommaso del Garbo ihn besuchen komme. Messer Bertoldo wollte es wohl auch, wegen der Kosten sagte er jedoch: „ich brauche ihn nicht“. Da die Verwandten wohl merkten, daß Messer Bertoldo das mehr aus Geiz als aus andern Gründen sage, beschlossen sie, der Meister solle ihn dennoch besuchen. Und so besuchte ihn Meister Tommaso, erkannte die Krankheit und sagte: „Wenn er nicht ein wenig purgiert und dann mit guten Speisen gestärkt wird, ist er des Todes.“

Die Frau und die Verwandten baten ihn, alles Nötige im Laden zu bestellen; sie würden es bezahlen; ihm selbst würde sie das gebührende Honorar geben, ohne jedoch Messer Bertoldo etwas davon wissen zu lassen; denn er wäre lieber gestorben, als daß er Geld ausgegeben hätte.

Nach Verordnung eines Sirups, den der Diener Kospo abends holte und einiger einfacher Klistiere, die nach dem Einnehmen des Sirups verabreicht werden sollten, ging der Arzt fort. Als der zweite Abend gekommen war, ging Kospo wieder den Sirup holen. Der Apotheker, der viel zu tun hatte, konnte den Sirup nicht vor dem Läuten der großen Glocke fertigstellen. Als Kospo die große Glocke hörte, sagte er: „Wie soll ich nun ohne Licht heimkommen?“ Worauf der Apotheker: „Wenn du eine Kerze willst, so werden wir sie dir auf die Rechnung schreiben; denn Messer Bertoldo hat uns sagen lassen, daß ihm außer dem Sirup und der Medizin nichts auf die Rechnung gesetzt werden dürfe, und daß er anderes nicht zahlen würde.“ Da gab Kospo zur

Antwort: „Ich habe nicht soviel Gehalt, daß ich dies haben möchte; aber Ihr habt mich zu lange aufgehalten und Ihr könnt mir nicht dafür bürgen, daß ich nicht verhaftet werde.“

Der Apotheker gab ihm ein Lichtstümpfchen und Rospo begab sich nach Hause, entschlossen, den Sirup später abzuholen.

Messer Bertoldo hatte, als der Tag vorüber war, ein Klistier genommen; da er zuvor viel Grünzeug gegessen hatte, waren in seinem Leibe viele Würmer entstanden, von denen genanntes Klistier viele dicke Exemplare zutage förderte. Als der Diener die Kammer, in der Messer Bertoldo sich erleichtert hatte, fegte, geschah es, daß einer dieser Würmer in den zusammengekehrten Staub eingehüllt in einer Ecke des Saales zurückblieb. Als Rospo, der davon nichts wußte, diesen Wurm im Saale liegen sah, meinte er, es sei eine Kerze und schob ihn in seinen Geldbeutel mit den Worten: „nun werde ich nachts doch mit Licht heimgehen können.“

Einige Tage nach Einnahme des Sirups kam Meister Tommaso, um nach Messer Bertoldo zu sehen. Als er ihm den Puls gefühlt und gehört hatte, daß der Kranke aus Geiz nicht hatte zugeben wollen, daß eine Latwerge gekauft würde, sagte er: „Wenn der Kranke keine Medizin zur Reinigung des Körpers einnimmt, wodurch die verdorbene Materie, die er im Leibe hat, hinausbefördert wird, und sich dann nicht durch gute Speisen kräftigt, so ist es um ihn geschehen.“ Die Gattin und die Verwandten sagten, er möge ihm die Medizin verordnen; die Kräfti-

gungsmittel sollten dann gekauft werden. Nachdem sie darauf Meister Tommaso einen Florin gegeben hatten, verordnete dieser die Medizin für die Nacht. Als Kospo, der ausgesandt worden war, um die Medizin zu holen, sah, daß der Apotheker alle Hände voll zu tun hatte, sagte er: „Ich kann mich ein wenig verweilen; denn ich habe eine Kerze, und wenn die große Glocke läutet, wenn ich unterwegs bin, kann ich sie anzünden.“ Er wartete also auf die Medizin, und sie wurde kurz vor dem Läuten der Glocke fertig. Kospo nahm sie, und als er den Laden verlassen hatte, begann die große Glocke zu läuten. Kospo, der auf seine Kerze hoffte, die er im Geldbeutel zu haben meinte, schritt wacker aus, und da Messer Bertoldos Haus weit von der Apotheke entfernt war, hörte die Glocke zu läuten auf, bevor er es erreicht hatte. Kospo griff in seinen Beutel, zog statt der Kerze den Wurm heraus und näherte sich einer Obstverkäuferin, um das Ding anzuzünden.

„Madonna“, sagte er zu ihr, „zündet mir bitte diese Kerze an“ ... „Gerne“, erwiderte die Hökerin und hielt ihm ihr Licht hin. Kospo nahm den Wurm, und da es ihm vorkam, als sei der Docht nicht sichtbar, nahm er sein Ende zwischen die Zähne, biß ein Stückchen ab und näherte ihn dann dem Licht. Als die Hökerin sah, daß er sich krümmte, sagte sie: „Diese Kerze ist sicherlich aus schlechtem Wachs.“ Kospo, der den Wurm knistern hörte, dachte, das komme von dem Staube oder von der Feuchtigkeit, biß noch ein Stückchen davon ab und faute darauf herum, wie man es wohl zu tun pflegt, wenn man

eine frische Kerze anzünden will, und meinte, das werde gut sein, um das Faß zu verspunden. Wie er nun den Rest anzünden will, da knistert dieser um so stärker, je mehr er ihn dem Lichte nähert und zieht sich zurück. Die Höferin, der es merkwürdig vorkommt, daß die Kerze sich nicht entzünden will, so nahe sie auch an die Flamme gehalten wird, sagt: „Gib sie mir.“ Kospo öffnete die Hand und gab der Höferin den Wurm, im Glauben, es sei eine Kerze. Die Höferin, die schon einen andern Wurm in der Hand gehalten hatte, rief, nachdem sie ihn befühlte: „O Kospo, was bist du doch für ein Dummkopff, daß du dies für eine Kerze gehalten und zweimal mit dem Munde die Probe gemacht und doch nicht erkannt hast, was das ist!“

Kospo, der immer noch faute, im Glauben, es sei Wachs, fragte: „Ja, was ist es denn?“ Da antwortete ihm die Höferin: „Das ist ein Wurm oder ein Blutegel,“ und sie zeigte ihm denselben offen. Kospo, der lustig weiterfaute und wohl wußte, wo er ihn gefunden hatte, spuckte beschämt aus und warf dann zornig das Medizinglas Messer Bertoldos gegen die Mauer, indem er rief: „Da ich so behandelt worden bin, soll er auch die Medizin nicht trinken!“

„Was willst du damit sagen?“ fragte die Höferin. Da erzählte ihr Kospo das ganze Verhalten Messer Bertoldos. Die Höferin hatte Mitleid mit ihm, und da sie sah, daß er jung war, sagte sie zu ihm: „Damit du nicht verhaftet wirst, sollst du heut Nacht bei mir bleiben; denn wenn du deinen Weg fortsetztest, könntest du festgenommen werden.“ Kospo

war's zufrieden. Im Bett zeigte ihm die Höferin, wie sie jenen Wurm als solchen erkannt habe, indem sie ihm seinen eigenen sehen ließ, den sie in der Hand hielt.

„Wahrhaftig, Madonna, Ihr seid sehr Flug,“ erwiderte Kospo; und so ließen sie sich's wohl sein.

Messer Bertoldo nahm die Medizin also nicht und wurde infolge der schweren Krankheit, und weil die schlechten Säfte stark zunahmen, von Schmerzen überfallen. Als am andern Morgen Meister Tommaso erschien und nach der Medizin fragte, sagte Kospo: „Die Medizin hat fünfmal abgeführt.“ Worauf Messer Tommaso: „Wenn er sie genommen hat, so ist er geheilt.“ „Das glaube ich auch,“ bestätigte Kospo. Und während sie diese Worte wechselten, hörten sie Schreien und Weinen. Meister Tommaso, der eben die Treppe hinauf wollte, sagte darauf: „er ist gewiß gestorben.“ „Da Ihr es sagt, glaube ich es auch,“ erwiderte Kospo...¹

Meister Tommaso verließ das Haus. Als Kospo in den Saal trat, sprach die Frau zu ihm: „Die Medizin, die du nicht gebracht hast, hat Messer Bertoldo getödet.“ „Nein,“ antwortete Kospo, „sein Geiz hat ihn getödet, denn ich weiß, wie viel ich von dem Meinigen habe draufgehen lassen, um ihn am Leben zu erhalten, und unsre Höferin gegenüber weiß es, daß ich mehr als fünf Batzen drangegeben habe, um meinen Herrn zu retten.“ Die Frau verstand die Anspielung nicht; sie sorgte dafür, daß Messer Bertoldo begraben wurde; sein Besitz aber

¹ Lücke im Manuskript.

ging auf Leute über, die ihn zu genießen wußten, während er aus Geiz um einer Kerze willen sein Leben verlor.

2.

Von einem Ehebruch und einem guten Rat.

In der Stadt Siena lebte ein Volksparteiler namens Giorgio Acciai, der von seinen Renten lebte, ohne ein Gewerbe zu betreiben. Er hatte eine Tochter namens Nicolosa, die an einen reichen Kaufmann namens Sandro verheiratet war und ein fleines zwölfjähriges Töchterlein, das auf den Kosenamen Pippa hörte. Nun geschah es, daß besagter Giorgio von diesem Leben Abschied nahm und neben einem fleinen Sohne die genannten beiden Töchter zurückließ. Und die ganze Sorge für den Knaben und das Mädchen hinterließ er seinem Schwiegersohn Sandro und dessen Frau Nicolosa. Als Giorgio, Nicolosas Vater, gestorben war, nahmen Sandro und seine Frau Nicolosa den fleinen Sohn und Pippa zu sich ins Haus. So lebten sie zusammen ein Jahr lang nach dem Tode des Vaters und Madonna Nicolosa gab sich alle Mühe, aus der Pippa ein schönes Mädchen zu machen, wie die Seneserinnen es so gut verstehen, und sie sah auch wirklich aus wie die liebe Sonne. Als sie nun ihr dreizehntes Jahr vollendet hatte, nahm Madonna Nicolosa sie an einem hohen Feiertage, nachdem sie sie aufs Schönste geschmückt und geputzt hatte, mit

sich aus dem Hause und führte sie in die Kirche. Dort stach sie einem reichen jungen Kaufmann namens Cione so sehr in die Augen, daß er sich erkundigte, wessen Tochter sie sei, und man sagte ihm, wer sie war. Cione, dem sie auf den ersten Blick gefallen hatte, und der nun wußte, wer ihr Vater war und bei wem sie wohnte, war auch schon in sie verliebt und dachte daran, sie zum Weibe zu nehmen. „Ich bin reich,“ sprach er bei sich selber, „und aus gutem Hause, während sie nicht viel hat, doch von guter Herkunft ist; wenn ich um sie anhalte, werde ich sie ohne Schwierigkeit erhalten.“

Sandro und seine Gattin, die in Siena keine bessere Verbindung hätten schließen können, sagten, ohne sich lange zu besinnen, ja. Nachdem er ihr den Ring angesteckt hatte, sagte Cione zu ihr: „Ich habe meine Ware, bestehend aus Schleiertuch, ins Ausland gesandt und bin im Begriffe noch vier Ballen fortzusenden; da ich ein Weib genommen habe, will ich meine Geschäfte liquidieren. Laß es dir darum nicht leid sein, Sandro und Madonna Nicolosa zu sagen, daß ich mindestens ein Jahr brauchen werde, um meine Geschäfte zum Abschluß zu bringen, dann aber werde ich die Möglichkeit haben, mich dauernd in Siena aufzuhalten.“ Sandro und seine Gattin erklärten, er habe recht, und bei seiner Rückkehr werde Pippa ein wenig widerstandsfähiger sein; denn gegenwärtig sei sie recht zart. Als Cione dies hörte, sagte er: „Ihr sprecht wahr,“ traf alle Anordnungen zum Aufbruch, verließ Siena mit seinen Ballen und ging über die Alpen.

Pippa blieb unter Sandros und seiner Gattin Obhut zurück. Madonna Nicolosa war so entzückt, die Schwester an einen so reichen Kaufmann verheiratet und so erfreut, sie so schön zu sehen, daß man sie selten ohne Pippa erblickte. Diese aber nahm mit jedem Tage an Schönheit zu. Eines Tages nun, als Madonna Nicolosa in die Predigt gegangen war und Pippa im wohlverschlossenen Hause zurückgelassen hatte, kehrte Sandro heim, und da er einen Schlüssel hatte, öffnete er, im Glauben, es sei niemand im Hause, die Eingangstür. Als er aber hinauf in die Kammer kam, fand er Pippa vor dem Spiegel in einer Unterjacke von dünner Seide. Sandro, der sie eher bemerkte als sie ihn, betrachtete Pippa, die ihm so schön und fein erschien wie eine Perle, und sagte lachend: „Pippa, was machst du?“ „Ich betrachte mich im Spiegel,“ erwiderte sie, „und mache mir selber den Hof.“ Dabei wandte sie sich nach Sandro um, der aber trat an den Spiegel heran, umschlang sie mit seinen Armen und bewunderte sie im Spiegel, und ohne sich darum zu kümmern, daß sie seine Schwägerin war, fing er an, sie zu küssen, indem er sagte: „O Pippa, findest du die süßen Sachen nicht gut?“ „Gewiß, Herr,“ erwiderte Pippa. Worauf Sandro: „Dann sollst du davon haben.“ Pippa verhielt sich still. Nun fing Sandro an, sie zu umarmen, küßte sie auf den Mund und sagte zu ihr: „Pippa, diese Küsse sind der Anfang der Süßigkeit.“ Pippa, das Gesicht mit Röte übergoßen, sagte nichts, aber ihr ganzes Antlitz leuchtete wie von Flammen. Sandro, dem das Blut

bereits in die Augen gestiegen war, hob die Pippa empor, legte sie aufs Bett und ließ sie die Süßigkeit kosten, die er ihr bereits angekündigt hatte. „Oh, wie köstlich ist der Verkehr mit dem Manne!“ sagte Pippa, und Sandro erwiderte ihr: „sei vergnügt, Pippa, und sage Nicolosa nichts davon.“ Pippa, der das Spiel behagt hatte, entgegnete: „Ich werde nichts sagen.“ Und wie sie angefangen hatten, fuhren sie dann fort, so daß Pippa sich nach Verlauf weniger Monate schwanger fühlte. Das erfüllte sie mit großer Besorgnis und sie sagte Sandro, daß sie sich schwanger fühle. Als Sandro dies hörte, dachte er, er sei des Todes und wußte nicht, was er sagen sollte. Als er sich dann wieder gefaßt hatte, sagte er: „O Pippa, verheimliche es, ich werde bewirken, daß du ein falsches Wochenbett bekommst, laß mich nur machen.“ Und sogleich ging er zu einem Apotheker, der sein Bevatter war, bekannte ihm den begangenen Fehltritt und wie die Sache gegangen war und bat ihn, ihm doch ein Abtreibungsmittel zu geben. „Bevatter,“ erwiderte ihm der Apotheker, „selbst wenn's um mein Leben ginge, würde ich das nicht tun; ich werde es aber meinem Oheim, Meister Alessio, dem Arzt, sagen, daß er uns zu einem Ausweg verhilft, ohne daß die Frucht abgeht.“ „Ich bitte Euch darum,“ sagte Sandro, „lieber Bevatter, ich wäre sonst der entehrteste Mann von Siena.“

Um dem Bevatter zu dienen, berichtete der Apotheker dem Meister Alessio alles, was Sandro ihm gesagt hatte. „Wir werden das Kind retten,“ er-

Flärte der Arzt, „und Mittel und Wege finden, die Sache so geheim zu halten, daß sie nie offenbar wird.“ Und er ließ alsbald Sandro zu sich kommen und als er da war, fragte er ihn, ob das Mädchen alles tun wolle, was er ihr sagen werde. Sandro bejahte es. Darauf gab ihm der Meister gewisse Pulver und trug ihm auf, das Gesicht des Mädchens damit einzuräuchern, ohne daß jemand etwas davon merke. Danach solle er ihn holen lassen, er werde dann dafür sorgen, daß sie ohne Schädigung ihrer Ehre davon komme. Sandro nahm die Pulver, eilte nach Hause und übergab Pippa, was ihm der Arzt gegeben hatte, worauf Pippa ihr Gesicht damit einräucherte. Als dies geschehen war und sie sich in den Spiegel sah, gewahrte sie, daß sie ganz quitten-gelb geworden war. Sofort stieß sie in wohlberechneter Absicht einen lauten Schrei aus und warf sich auf ein Ruhebett. Nicolosa, ihre Schwester, lief auf den Schrei herbei und sah Pippa ganz gelb im Gesicht auf dem Ruhebett liegen. „O weh! was ist denn das?“ rief sie und erhob ein Jammergeschrei. Alsbald schickte sie nach Sandro, damit er nach Hause komme. Dieser wartete bereits darauf, kehrte heim, und als er nach der Ursache fragte, weshalb er so eilig habe kommen sollen, sagte seine Frau: „Siehst du denn nicht, was mit Pippa geschehen ist, die fast in meinen Armen gestorben ist? Geh schnell und hol einen Arzt!“

„O Pippa,“ sagte Sandro, „wer dieses Übel über dich hat kommen lassen, wird dich auch wieder davon heilen, sei getrost und habe keine Angst.“ Sich

verstellend erwiderte Pippa: „Um Gotteswillen, geht schnell, ich fürchte, ich sterbe, bevor Ihr wieder zurück seid.“ Auch Madonna Nicolosa dringt in den Gatten, daß er sich beeilt. Sandro kehrte binnen kurzem mit dem Arzte zurück. „Wo ist das Mädchen?“ fragte dieser, als er erschienen war. Sandro führte ihn in die Kammer. Dort fand er Pippa, die ihre Arme um den Hals der Schwester geschlungen hatte. Er fühlte ihr den Puls, blickte ihr sodann ins Gesicht und sprach bei sich selbst: „Die Medizin hat gut gewirkt.“ Darauf verließ er die Kammer, rief Madonna Nicolosa und sagte ihr, Pippa habe eine Krankheit, die man weiche Schwangerschaft¹ nenne; diese sei sehr gefährlich, da sie eine beständige Anschwellung aller Glieder und vor allem des Leibes verursachen werde, aber er denke das Mädchen zu retten, wenn Pippas Natur die Kraft haben werde, Nahrung und die Medicinen aufzunehmen, die er ihr bereiten lassen wolle. Es werde allerdings ein mühseliges Stück Arbeit sein, sie durchzubringen, man müsse es indes versuchen. „Wohlan Meister,“ sagte Nicolosa darauf, „laßt es an nichts fehlen, auf die Kosten kommt es nicht an.“

Der Arzt ging fort mit der Versicherung, daß er alles anordnen werde und begab sich mit Sandro in die Apotheke. Von dort ließ er Pippa einen herzstärkenden Julep und etwas Latwerge bringen mit der Anweisung Tag und Nacht davon zu nehmen und sich von guten Kapaunen und Hennen und von Zeit zu Zeit von etwas Hammelfleisch zu nähren.

¹ impregnatio molle.

Sandro schärfte seiner Frau all das ein, und mindestens einmal am Tag kam der Arzt, um Sandros Gattin ein *p* für ein *u* zu machen.

Auf diese Weise verharrte Pippa bis zum siebenten Monat ihrer Schwangerschaft, und sie und Sandro versäumten nicht, wenn Madonna Nicolosa nicht zu Hause war, die Schwängerung fortzusetzen, vielmehr taten sie ihr Bestes. Und stets erneuerte Pippa die Einräucherung. Als sie nun in den siebenten Monat eingetreten war, sagte Sandro zum Arzte: „Meister, die Pippa hat einen so dicken Leib, daß er mir manchmal, wenn ich sie besteige, scheint, als wolle das Kind heraus, und darum fürchte ich, sie möchte eine von denen sein, die nach sieben Monaten gebären, seid daher so gut und findet einen andern Ausweg.“ Da erwiderte der Meister: „Ich will kommen und du wirst sehen, daß ich eine gute Medizin für diesen Fall haben werde.“ Er machte sich also auf, begab sich zu Sandros Hause und fand dort Pippa mit dickem Leib und gelbem Gesicht die Schwerkranken spielen. „O Meister,“ sagte ihre Schwester, Madonna Nicolosa zu ihr: „ich bin es müde, Pippa so lange Zeit zu pflegen, ich kann nicht mehr. Und darum wünschte ich, wenn sie schon sterben muß, daß sie sich beeilt, wenn es aber Medizinen gibt, die sie gesund machen können, daß Ihr sie anwendet.“ Der Arzt, der erkannte, daß Pippas Krankheit der Schwester Beschwer machte, nahm Sandro bei Seite, bat Nicolosa, sie ein wenig allein zu lassen und ging mit Sandro hinter eine Bretterwand, um mit ihm unter vier Augen zu sprechen.

Madonna Nicolosa stellte sich auf die andre Seite, um zu hören, was der Arzt ihrem Gatten Sandro sagen wollte. Und Meister Alessio begann: „O Sandro, ich erkenne, daß Pippas Krankheit unheilbar ist und bin überzeugt, daß mir keine Ehre daraus erwachsen kann. Nachdem ich sie heute gesehen habe, glaube ich sicher zu sein, daß das Übel, an dem sie leidet, einen ansteckt, ehe man's glaubt. Und darum sage ich dir jetzt, daß ich nicht mehr täglich kommen will, wie bisher und rate dir, wenn dir dein Leben lieb ist, komm ihr nicht zu nahe, wenn anders du gesund und ohne Schaden leben willst. Und da du deine Frau über alles lieben mußt, wird es gut sein, wenn du sie ebenfalls der Pippa nicht zu nahe kommen läßt; denn diese Krankheit befällt die Weiber noch leichter als die Männer. Wenn du aber außerhalb der Stadt eine Besitzung und eine Person hast, auf die du dich verlassen kannst, so möchte ich dir raten, die Pippa dorthin zu schicken. Du wärest dann der Gefahr entronnen und deine Frau auch, die du mehr lieben mußt als dich selbst.“ Sandro, der sofort gemerkt hatte, daß es dem Arzte nichtentgangen war, daß Madonna Nicolosa auf der andern Seite horchte, antwortete dementsprechend und sagte: „Meister, ich erkenne, daß Ihr die Wahrheit sprecht und Pippas Krankheit sehr ansteckend ist. Auch scheint mir, daß ich seit einigen Tagen ganz entstellt bin. Auch sehe ich, daß meine süße Nicolosa infolge Pippas Krankheit ganz elend aussieht. Ich versichere Euch aber, daß ich für meine Person ihr durchaus nicht nahe kommen werde,

und ich hoffe, daß Nicolosa sie nicht wird verlassen wollen. Darum fürchte ich, daß sie ebenso Schaden an ihrer Gesundheit nimmt, wie Pippa und weiß nicht, was ich machen soll."

Da erwiderte der Arzt: "Ich höre, du hast ganz in der Nähe eine Besizung." "Jawohl," entgegnete Sandro, "und auch eine Tante, die sich mit Nicolosa so schlecht steht, daß diese es, wie ich glaube, nicht zugeben würde, daß Pippa in ihre Pflege käme, eine andre habe ich aber nicht." Worauf der Arzt: "Du mußt deine Frau mehr lieben als die Tante; denn das Evangelium sagt: *Erite duo in una carne,* und es wird ein Weib und ein Mann sein in einem Fleische. Und darum muß es dir lieber sein, daß der Tante Leid widerfahre als deiner Frau." "Wenn nun aber," erwiderte Sandro, "meine Frau hingehen und nicht zugeben will, daß jemand anders hingeht, was soll ich dann tun?" Da antwortete ihm der Arzt: "Du wirst dann schnell einen finden, der dir ein Mädchen mit vielen Florinen geben wird, und wenn deine Frau sich die Krankheit zuzieht und es nicht deine Schuld ist, so wird dir niemand etwas vorwerfen können. Da wäre z. B. gleich die Vezzosa di Tolomei, die eine von den schönen Mädchen von Siena ist."

Und nachdem sie diese Worte gesprochen hatten und wieder zum Vorschein kamen, funkelte Nicolosa, rot bis zu den Augenbrauen, den Arzt und den Gatten an, als ob sie ihnen ins Gesicht springen wollte und sagte: "Meister, ich will wissen, was mit der Pippa geschehen soll und will andre nicht lieber

haben als mich; sagt mir's sofort!" Worauf der Arzt: „Verlassen wir die Kammer und ich werde Euch ganz zufriedenstellen." „Ich will, daß Ihr mir hier alles sagt," erklärte Nicolosa. Da sagte ihr's der Arzt, und Nicolosa wollte vor Angst umkommen, als sie es hörte.

Da ließ sich Pippa vernehmen: „O Meister, ich möchte lieber zugrunde gehen, als daß meiner lieben Schwester ein Nagel am Fuß weh thäte."

Der Arzt wiederholte, es wäre gut, wenn Pippa aufs Land hinaus käme. Nicolosa ließ Meister Alessio nicht ausreden und sagte: „Sandro, ich erkläre dir, du mußt Pippa aufs Land hinaus schicken, und schick nur auch deine Tante hinaus"; denn kaum kommt das Geringste vom Gut ins Haus, so sagst du: „bring das meiner Tante." „Wie du ihr also das Gute schickst, so schicke ihr jetzt die Pippa, damit sie sie pflege."

Sandro, der erreicht hatte, was er wollte, erwiderte ihr: „Du weißt, daß ich nicht möchte, daß du sie für die kurze Zeit, die sie noch zu leben hat, verläßt; du hast es bisher ja auch nicht getan." Worauf Nicolosa: „Nun sehe ich, daß du mich wenig liebst; denn du möchtest, daß ich stürbe, und dann würdest du Vezzosa de' Tolomei nehmen, Sund, der du bist! Nein, ich gehe nie und nimmer hin, ganz gewiß nicht!"

„Ich werde tun, was du willst," erwiderte Sandro darauf. Und alsbald ging er zur Tante und nachdem er ihr alles erzählt hatte, brachte er Pippa und die Tante aufs Gut, wo er sich dann öfter sehen ließ, um sich und andre zu befriedigen.

Pippa war noch nicht lange auf dem Lande, als Cione, ihr Gatte, nach Siena zurückkehrte. Auf seine Frage nach seiner Gattin Pippa wurde ihm alles gesagt und erzählt. Voll Verlangen, sie wiederzusehen, erklärte Cione, er wolle hinaus aufs Land und sie besuchen. Sandro meinte, es werde gut sein, wenn der Arzt mitkäme. Er holte also Meister Alessio und sie stiegen zu Pferde. Sie hatten Pippa sagen lassen, daß sie kämen, und diese, die es meisterhaft gelernt hatte, die Kranke zu spielen, räucherte sich gründlich ein und sah nun, gelber als je und reichlich im achten Monat schwanger, aus wie eine Wassersüchtige.

Cione, der Arzt und Sandro langten auf dem Gute an und traten an das Bett, in dem Pippa lag. Und als Cione, nachdem die Lichter angezündet waren, sie so entstellt sah, kam er ihr nicht zu nahe, weil der Arzt es ihm verboten hatte. Sie verließen die Kammer sehr bald und Cione fragte den Arzt: „Ist diese Krankheit heilbar oder nicht?“ „Sie ist in Todesgefahr,“ antwortete ihm dieser, zeigte ihm in seinem Buche das Kapitel über diese Krankheit und schloß, indem er wiederholte, sie sei sehr übel dran, er werde aber tun, was ihrem Heile dienen könne. Damit verließen sie das Gut und fahrten nach Siena zurück.

Zuvor hatten der Arzt und Sandro zu Sandros Tante gesagt, wenn Pippa niederkomme, solle sie dafür sorgen, daß ein Becken mit einer gelben Flüssigkeit bereit stehe, worauf die Tante sagte: „Laßt mich nur machen!“

Da Cione gehört hatte, wie gefährlich es sei, sich Pippa zu nähern, gelüstete es ihn nicht mehr, aufs Gut hinauszugehen und er bat den Arzt dringend, aufs Beste für sie zu sorgen, und so verging die Zeit. Und als das Ende des neunten Monats gekommen war, gebar Pippa ein Knäblein, das heimlich zum Aufziehen fortgegeben wurde. Als man das Sandro mittheilte, wäre er fast gestorben vor Angst. Der Arzt erklärte Cione, Sandro und Madonna Nicolosa, Pippas Krankheit sei in der That die sogenannte weiche Schwangerschaft. Und die Tante fragte er: „Was hat sie denn von sich gegeben, als die Krisis kam?“ Die fluge Tante ließ darauf ein Becken, das gefüllt war mit einer gelben Flüssigkeit untermischt mit Menstruationsblut, herein bringen. Da sagte der Arzt: „Sie ist gerettet, da dieser Eiter¹ aus ihrem Körper herausgekommen ist.“

Als die Schwester den Inhalt des Beckens sah, versicherte sie: „Gewiß, Meister Alessio hat stets gesagt, wenn Pippa diesen Eiter ausscheiden könne, würde sie geheilt sein.“ Nach Besichtigung der gelben Materie, gingen sie in die Kammer, wo der Arzt Pippa den Puls fühlte und dann sagte: „Jetzt ist sie in der That gesund.“ Und alsbald ordnete er an, sie mit guten Kapaunen, Tauben und Zuckerwerk zu nähren und erklärte allen, er habe nun die beste Hoffnung. So wurde denn Pippa mehr als zwanzig Tage mit Kapaunen, guten Bandnudeln und Zuckerwerk gestärkt, bis sie genau so aussah, wie

¹ materia.

eine gelbe Rose; denn die Wirkung der Einräucherung hatte sich noch nicht verflüchtigt. Voll Verlangen, ihr schönes Antlitz in seiner frühern Farbe zu sehen, sagte Cione: „Ich sehe, daß Pippa nunmehr in guter Verfassung ist, abgesehen von der Farbe. Wenn diese sich verloren hat, möchte ich sie heimführen.“ Worauf der Arzt bemerkte: „Das größere Werk haben wir vollbracht, so werden wir auch das kleinere vollbringen.“ Und er verschrieb Pippa eine Salbe und ein Wasser, nach deren Anwendung Pippa in weniger als drei Tagen wieder rot war wie eine Rose.

Als Sandro dies sah, sagte er zu ihr: „Da du nun bald zu deinem Gatten gehen wirst, will ich diese so schönen roten Rosen pflücken, nachdem ich so viele gelbe gepflückt habe.“ Als Cione vernahm, Pippa habe eine Farbe schöner als eine Rose, besuchte er sie und sie gefiel ihm so gut, daß er sie fragte, ob sie einverstanden sei und sich kräftig genug fühle, von ihm heimgeführt zu werden, er würde sie gerne zu sich nehmen. Und Pippa antwortete ihm: „Ganz wie Ihr befehlt, ich wünsche mir nichts Besseres.“ Da traf Cione alle erforderlichen Vorbereitungen, richtete die Hochzeit zu und ließ die Einladungen ergehen.

Sandro aber fragte Meister Alessio: „Wie stellen wir es an, daß Cione überzeugt ist, daß Pippa noch Jungfrau ist?“ „Dies zu bewirken wird nur eine ganz kleine Sünde sein,“ erwiderte der Arzt. Und er verordnete ein zusammenziehendes Bad nebst einigen Räucherungen, so daß sich Pippas Scheide

so stark verengte, daß Cione, als er sie heimgeführt hatte und bei ihr im Bette lag, um die Ehe zu vollziehen, fand, daß Pippa enger gebaut sei als ein zehnjähriges Mädchen und sagte: „Nie noch habe ich ein Mädchen gefunden, das eine so ehrbare Jungfrau gewesen ist, wie Pippa.“ Als Pippa dies hörte, sagte sie: „Da hast du recht, lieber Mann,“ und so genossen sie einander fortab.

3.

Von einem großen Geizhals.

Zur Zeit des Krieges zwischen Florenz und Pisa lebte in der Stadt Pisa ein Arzt namens Meister Pacie aus Barbaricina, der von Natur so geizig war, daß er sehr oft nicht aß, um kein Geld ausgeben zu müssen, und ebenso hatte er seine Frau und die übrige Familie so gut im Geiz abgerichtet, daß sie fast ebenso geizig geworden waren wie er. Eine der Äußerungen des Geizes besagten Meisters Pacie war, daß er sich auch nicht einen Diener hielt. Als ihm seine Freunde mehrmals über den Geiz, der ihn beherrschte, Vorhaltungen machten und ihn besonders deswegen tadelten, daß er nicht, wie es sich für Seinesgleichen gebühre, ein oder zwei Pferde und zum mindesten einen Diener halte, antwortete er ihnen, er könne sich kein Pferd halten, ohne daß es ihn mehr als dreißig Florinen im Jahr koste, für den Diener aber müsse er, abgesehen vom Lohn, wenigstens fünfzehn Florinen bezahlen, so daß er

jährlich mehr als hundert Florinen auszugeben hätte. Ubrigens brauche er keinen Diener; denn wenn er zu einem Kranken außerhalb Pisas müsse, würde man ihm zu diesem Zwecke ein Pferd und einen Diener leihen, in Pisa aber liege ihm wenig an Pferd und Diener; denn er würde stets den Ladungen des Apothekers zu seiner Verfügung haben, und es sei besser, daß er jährlich das erspare, was die Pferde und der Diener verzehrten, als daß er für nichts und wieder nichts die hundert Gulden ausgabe, um sie für diejenigen zur Verfügung zu halten, die ihrer bedürften.

Als die Freunde diese Erklärungen Meisters Pacie hörten, erkannten sie, daß lediglich der Geiz ihn zu einer solchen Lebenshaltung veranlaßte und beschloßen, nicht mehr auf diesen Punkt zurückzukommen und ihn auf seine Weise Geld machen zu lassen. Und der Gewinn genannten Meisters Pacie wuchs dermaßen an, daß er schließlich mehrere tausend Florinen zurückgelegt hatte. Mit der Zunahme seines Geldes nahm auch sein Geiz zu, so daß in der ganzen Toscana die Kunde verbreitet war, Meister Pacie sei steinreich und habgieriger als Midas, daß man sein Eigentum wohl sehen, aber nichts davon erlangen könne.

So lagen die Dinge, als einige Männer aus der Gegend von Recanati, die sich aufs Rauben verstanden und im Dienste der Stadt Florenz standen, von Meister Pacies Reichtum und Geiz hörten und den Beschluß faßten, sich auf listige Weise in einen großen Teil seines Vermögens zu setzen. Und nach-

dem sie sich über die Art der Ausführung geeinigt hatten, verkleideten sie sich als Kaufleute und ritten ehrbar gekleidet über Siena nach Pisa. Dort angelangt, fuhren sie in der Herberge zum Gut ein und sagten dem Wirt, er möge für sie alles bequem und aufs beste herrichten, indem sie durchblicken ließen, daß sie große Kaufleute seien und viele Waren hätten. Der Wirt, der sie wohl gekleidet und im Besitze guter Pferde sah, auch gute Zahlung von ihnen empfing, ließ ihnen nichts abgehen. Nachdem sie sich einige Tage in der Herberge aufgehalten hatten, stellte sich einer von ihnen, der in seiner Magerkeit Ähnlichkeit mit Meister Pacie hatte, in wohlberechneter Absicht krank. Die Genossen sagten dem Wirt, sie bedürften eines Arztes wegen der Krankheit ihres Genossen. Der Wirt erklärte, Meister Pacie sei ein guter Arzt. Die Kaufleute, die nichts anderes suchten, sagten zu dem Wirte, er möge soweit mit ihnen gehen, bis sie den Weg selbst finden könnten, und dieser führte sie zum Hause und Laden Meister Pacies. Sie fanden ihn dort vor und geleiteten ihn zu ihrem Kameraden, der sich sehr krank stellte. Meister Pacie befühlte seinen Puls und sagte zu ihm: „Mir scheint, daß dir nicht viel fehlt.“ Worauf der Kranke: „Wahrhaftig, wenn Ihr mich von der Krankheit, die mich befallen hat, nicht heilt, so weiß ich nicht, wer mich davon kurieren soll und kann.“ Und seine Gefährten sagten: „Wohlan, Meister Pacie, studiert eifrig im Galen und Avicenna, im Mezuè und Hippokrates nach und vergeßt auch die andern Bücher nicht, damit unser Genosse durch

Euch furiert werde; und damit Ihr in den genannten Büchern studieren könnt, nehmt hier fürs erste diese zehn Florinen, auf daß Ihr uns bald wieder froh und guter Dinge macht."

Als Meister Pacie die zehn Gulden sah, sagte er erfreut: „Mich dünkt, daß ich allerdings vorhin etwas Falsches gesagt habe und daß du in der That die Krankheit hast, die du nennst. Ich werde dir also gute Mittel verordnen, damit ich dich deinen Kameraden mit Gottes Beistand bald wieder gesund zurückgebe." Damit ging er und verordnete im Laden eine Menge Latwergen und eingemachte Früchte.

Die Genossen bezahlten alles und baten den Arzt, den Kranken möglichst oft zu besuchen. Der Arzt tat es und besuchte den Kranken um der Florinen willen, die er täglich erhielt, so eifrig, daß er innerhalb von acht Tagen mehr als 25 Florinen einnahm, der Apotheker mehr als zehn und der Wirt mehr als zwanzig, so daß die Kaufleute nichts hätten verlangen können, was sie nicht auch bekommen hätten.

Als die Genossen eines Tages sahen, daß schon eine gute Zeit hingegangen war, sagten sie zu Meister Pacie, es scheine ihnen, der Kranke könne sich nunmehr zufrieden geben und man könne ihn auf einer Tragbahre mitnehmen. „Mir will es auch so scheinen," bestätigte der Arzt. Sie sagten daher dem Herbergswirt, er möge ihnen die Rechnung schreiben, und nachdem sie ihn, den Arzt und den Apotheker bezahlt hatten, richteten sie eine Tragbahre

für den folgenden Tag her und baten den Arzt, er möge den Kranken vor der Abreise noch einmal besuchen, um ihm Verhaltungsmaßregeln für unterwegs und einiges Konfekt zur Stärkung zu geben.

Als nun alles vorbereitet und der nächste Tag gekommen war, ließen die Kumpene die Gähle satteln, banden eine Tragbahre fest und sicher auf zwei Pferde, und legten eine kleine Matraze und ein Kopfkissen darauf, damit der Kranke bequem unter einer Decke, die nur den Kopf freiließe, darin liegen konnte. Als dann alles in Ordnung war, begab sich einer von ihnen zu Meister Pacie und sagte ihm, er möge kommen und den Kranken noch einmal ansehen. Der Arzt, der gar keinen Diener hatte, ging mit jenem in die Herberge, und als die andern Meister Pacie kommen sahen, sagten sie zu dem Wirte, er möge mit einem von ihnen zum Apotheker gehen, um Konfekt zu holen, nachdem sie diesem ihren Kumpan aufgetragen hatten, den Wirt so lange aufzuhalten, bis sie ihren Plan ausgeführt. Und so ging der Wirt mit einem der Kumpene zum Apotheker.

Meister Pacie wurde in die Kammer geführt, in der sich niemand befand als die Kumpene, kaum aber war er eingetreten, als sie ihm die Kehle zusammendrückten, ihm einen Knebel in den Mund steckten und ihn an Händen und Füßen fesselten. Dann warfen sie ihm einen großen Pelz über, hüllten ihn in ein Leintuch und trugen ihn statt des angeblichen Kranken die Treppe hinunter, legten ihn auf die Bahre und deckten ihn sehr sorgsam zu, daß

niemand ihn sehen konnte, worauf sie zu Pferde stiegen. Als sodann der Wirt mit dem andern Kumpen mit dem Konfekt aus der Apotheke zurückkehrte, nahmen sie von der Wirtsfamilie Abschied und baten den Wirt, sie bis zum Thor zu begleiten, um ihnen den Weg zu zeigen, wozu dieser sich gern bereit erklärte. So brachen sie von der Herberge auf, ritten nach dem Sanct Markusthor, und als sie dort angelangt waren, sagte der Wirt zu den Wächtern, der Mann auf der Tragbahre sei ein Kranker und erhielt Durchlaß. Da griff einer der Kumpane in seinen Beutel, zog zwei Florinen hervor und sagte: „Einer davon gehört dir für ein Paar Hosens, und den andern gib Meister Pacie, daß er sich auch ein Paar fauft.“ Und mit einem „Gottbefohlen!“ ritten sie nach Marti zu.

Als sie in der Nähe von Castel del Bosco waren, wo sie sich sicher glaubten, da sie das Pisaner Gebiet fast hinter sich hatten, entfesselten sie Meister Pacie und setzten ihn auf ein Pferd, ohne ihm den Knebel aus dem Munde zu nehmen. Dann führten sie ihn ins Arnotal, wo sie ihm den Knebel aus dem Munde zogen und ihn gut bewachten, ihm jedoch alle Ehre erwiesen, damit er eine gute Summe Geldes kommen lasse.

Als der Wirt nach Pisa zurückgekehrt war, und Meister Pacie aufsuchen wollte, um ihm den erhaltenen Florin zu übergeben, fand er den Arzt nicht vor und hinterließ bei dem Apotheker, wenn er zurückkehre, so habe er ihm einen Florin auszuhändigen. Und so verging der ganze Tag. Als es Nacht wurde

und Meister Pacie immer noch nicht erschien, schickte seine Familie, in der Meinung, er befinde sich dort, in den Laden, während der Apotheker die vielen Leute, die nach dem Arzte fragten, nach seinem Hause sandte, um zu erfahren, was mit ihm sei. Da er sich dort aber nicht fand, gingen seine Leute in die Herberge, wo der Wirt ihnen sagte, er sei nicht wieder dagewesen, seit der Kranke fortgeschafft wurde. Da man also nichts über ihn erfahren konnte, verbrachten sie die Nacht in großen Sorgen.

Meister Pacie, der sich in einer bösen Klemme sah, bat die Gesellen, die ihn gefangen fortgeschleppt hatten, sie möchten ihm das Leben schenken, Geld wolle er ihnen soviel geben, daß sie ein bequemes Leben führen könnten. „Ich habe aus Geiz keinen Diener¹ halten wollen und bin wie ein Knabe² in die Falle gegangen,“ sagte er.

Die Kumpane, die wohl wußten, daß Meister Pacie ohne Schwierigkeit sechstausend Florinen bezahlen konnte, sagten zu ihm: „Wir sind unser sechs und daher wollen wir schnellstens tausend Florinen für jeden.“ Der Meister, den es danach verlangte, ihren Händen zu entrinnen und nach Pisa zurückzukehren, erklärte sich dazu bereit, schrieb einen Brief nach Florenz, daß die 6000 Florinen ausgezahlt und nach Pisa an seine Familie und seine Verwandten gesandt werden sollten. Sie wurden auch schnell bezahlt, und Meister Pacie kehrte nach Pisa zurück und erzählte, was ihm begegnet war. Das Erlebnis bewog ihn, sich beständig zwei Diener zu halten, die

¹ Fante. ² Fante.

ihn überallhin begleiten mußten, damit man ihn nicht mehr mit Gewalt zurückbehalten könne. So verschloß er den Stall, nachdem der Esel verloren war.

4.

Von einem betrogenen Gatten.

In der Stadt Pisa lebte ein hübscher junger Mann und großer Weiberverehrer namens Curradino von Sansavino. Dieser liebte eine Nachbarin namens Madonna Antoniella, die Gattin des Pächters Kanieri, eine sehr schöne Frau, und da er keine Möglichkeit sah, ohne Kanieris Argwohn zu erregen, mit ihr zu sprechen oder vertraut zu werden, beschloß er, da sie sich in gesegneten Umständen befand, Kanieris Bevatter zu werden. Und es bedurfte auch nicht vieler Worte, bis die Bevatterschaft vollzogen war. Als nun Curradino Madonna Antoniellas Bevatter geworden war und den Eindruck hatte, als würde diese sich ihm nicht versagen, erzählte ihr Curradino einige Tage später, was er sich dachte und wünschte, und sie, der zuvor im Schlummer dergleichen Gedanken keineswegs fremd geblieben waren, ließ sich denn auch nicht lange bitten, und so fröhnten sie, nachdem Curradino die Bevatterschaft hatte auf sich beruhen lassen und sie ihre nackten Leiber vereint hatten, gemeinsam der Lust. Und als junger Mensch besorgte Curradino das, wozu der Gatte acht Tage brauchte, mit An-

toniella in einem, was sie mit großer Befriedigung erfüllte und Gott dafür preisen ließ, daß er diese Gevatterschaft gestiftet hatte.

Nachdem sie eine Weile auf diese Weise miteinander verkehrt hatten, geschah es, daß Curradino nach Bologna ging, und nachdem er sich dort längere Zeit aufgehalten hatte und Arzt geworden war, nach Pisa zurückkehrte. Heimgekehrt, glaubte er nicht, daß Madonna Antoniella sich seiner noch erinnere und begann, nachdem er seine ärztliche Gewandung ausgezogen und sich in den alten lustigen Vogel von ehedem verwandelt hatte, ein vergnügtes Leben mit Gesang und Tanz, während Madonna Antoniella sich dessen erinnerte, was sie gar oft mit Curradino getrieben hatte, als er noch nicht Arzt war. Sie tat jedoch, als denke sie nicht mehr daran, um ihn stärker zu reizen, wieder zu seiner Arbeit zurückzukehren. Eines Tages aber, als Ranieri nicht zu Hause war, rief sie ihn unter dem Vorwande, mit ihm über eine Krankheit zu sprechen. Meister Curradino ging, an nichts Arges denkend zu ihr. Während er aber noch unterwegs war, erinnerte er sich der gemeinsam mit Madonna Antoniella begangenen Streiche und des Vergnügens, das er genossen und fing an so aus vollem Halse zu lachen, daß er sich noch nicht beruhigt hatte, als er bei Madonna Antoniella anlangte.

Als sie ihn so lachen sah, sagte sie: „Wahrhaftig, Meister Curradino, ich glaube, daß Euer Lachen einen Grund hat, der auch mich lachen macht.“ Da entgegnete ihr Meister Curradino: „Wenn Ihr ihn

errathet, so will ich ihn Euch eingestehen." Darauf sagte Madonna Antoniella, nicht wie eine Taube, sondern wie ein Hahn, mit erhobenem Haupte, funkelnden Augen und spitzer Zunge: „Ihr lachtet, da Ihr Euch des Vergnügens erinnertet, das wir einst gemeinsam genossen haben, nämlich der Liebeslust, der ihr mit Eurer Gevatterin Antoniella gefröhnt habt, und ebenso erinnerte ich mich dieser Liebeslust; dann aber bekam ich Herzklopfen; denn ich dachte mir, nun da Ihr Arzt geworden, würdet Ihr Euch nicht mehr so mit mir vergnügen können, wie wir es einst getan, und dies aus zwei Gründen, einmal wegen der Gevatterschaft und dann, weil ich glaube, daß wer von der Universität zurückkehrt, sich um diese Dinge nicht mehr kümmert. Aber ich versichere Euch, hätte ich an diese Möglichkeit gedacht, bevor Ihr Euch von mir trenntet, so hätte ich meine Lust an Euch so gründlich gebüßt, daß ich bis heute genug daran gehabt hätte.“

Als Meister Curradino ihre Worte vernahm, dachte er, sie trage Verlangen danach, zu der früheren Übung zurückzukehren, und obwohl er den Namen Arzt angenommen, hatte er sein Pfund doch nicht vernachlässigt, fühlte es vielmehr derart wachsen, daß es aussah, als wolle es sich den Weg aus seinen Hosen erzwingen. Und zu Antoniella gewandt, sagte er: „Richtig geraten, aber Ihr denkt doch nicht, daß ich, weil ich Arzt geworden bin, den Willen und die Kraft verloren habe, Ihr werdet im Gegentheil mehr Willen und Kraft denn zuvor in mir finden.“ Da rief Madonna Antoniella: „O, solltet Ihr zurück-

gekehrt sein, um meine Börse mit Euerm Gelde zu befriedigen, trotzdem Ihr wißt, daß ich Eure Bevatterin bin?" Und während sie dies sagte, rückte sie dem Arzte immer näher. Dieser aber erwiderte: „Nun, so sagt mir doch, wer ist näher mit Euerm Söhnchen verwandt — Kanieri, der ihn zeugte, oder ich, der ihn über die Taufe gehalten hat?“ „Kanieri," erwiderte die Frau. „Nun wohl," fuhr der Arzt fort, „besorgt Kanieri Euch's nicht? Wenn er näher mit dem Kinde verwandt ist als ich, warum kann ich es nicht machen wie er?" Worauf die Frau: „Ihr habt's viel besser gemacht als er, und ich sage Euch, hätte ich in der Zeit, da Ihr fern von Pisa weiltet, eine so schöne Begründung gewußt, so hätte ich mich zur Bevatterin eines Mannes gemacht, der Euch geglichen hätte; nun aber, da Ihr mich hellhörig gemacht habt, bitte ich Euch, befriedigt mich, Ihr seht ja, daß ich förmlich vergehe, indem ich nur davon spreche." Damit nahm sie ihn bei der Hand, gab ihm einen Kuß und trennte sich nicht eher von ihm, als bis er sie nach ihrem Willen dreimal mit dem Seinigen zufriedengestellt hatte.

Froh, daß er sie, ohne erst lange bitten zu müssen, gut aufgelegt gefunden hatte, nahm Curradino, nachdem er sie dreimal mit dem Nötigen versorgt hatte und die Abrede zwischen ihnen getroffen worden war, sich häufig zusammenzufinden, von ihr Abschied. Madonna Antoniella und Meister Curradino setzten den Handel lustig fort und genossen zusammen die höchste Lust. Eines Sommerabends nun, als eine

große Hitze herrschte, geschah es, daß Madonna Antoniella, um sich mit Meister Curradino zu erfrischen, ihn durch eine sehr junge Magd rufen ließ, die von allem Bescheid wußte, was zwischen ihnen vorging. Und als sie in der Schlafkammer beisammen waren und sich ein wenig mit Konfekt und Weinen gestärkt und die Magd aus dem Hause geschickt hatten, schloß sich Antoniella mit dem Arzte und dem Söhnchen ein, worauf sie sich auszogen und nackt ins Bett begaben. Wie sie sich hier nun vergnügten und bereits einmal den Beischlaf vollzogen hatten und sich gerade anschickten, es zum zweitenmal zu tun, erschien überraschend Kanieri und trat ins Haus, worauf die Magd an die Thür der Kammer gestürzt kam und rief: O Madonna, Kanieri kommt herauf!"

Da sagte Antoniella zu ihr: „Halte dich in der Nähe und bestätige, was ich sage.“ Die Magd verschwand. Kanieri erschien vor der Kammertür und fand sie verschlossen. Als sie ihn klopfen hörte, sagte Antoniella zum Arzte: „O weh! ich bin des Todes, nun wird er hinter unser Verhältniß kommen.“ „Ihr habt recht,“ erwiderte der nackte Curradino, „wäre ich nur angezogen, dann würde sich schon ein Ausweg finden; öffnet Ihr ihm aber, so findet er uns in diesem Zustande und wir werden keinerlei Entschuldigung haben.“ „So zieht Euch schnell an,“ flüsterte ihm Antoniella zu, „und wenn Ihr angekleidet seid, so nehmt das Kind in Eure Arme und paßt genau auf das, was ich sage, damit Eure Worte mit den meinigen übereinstimmen, im übrigen

laßt mich machen." Nun sagte die Frau zu dem Gatten, der unterdessen nicht aufgehört hatte zu rufen: „Ich komme, ich komme," sprang aus dem Bett, öffnete mit unbefangenen Gesicht die Thür und sagte, ohne ihn einzulassen: „Lieber Mann, ich sage dir, es ist ein wahres Glück, daß Meister Curradino auf die Universität gegangen und unser Bevatter geworden ist und daß Gott ihn uns geschickt hat; denn wenn er ihn uns nicht geschickt hätte, so hätten wir heute unser Söhnchen verloren."

Als der Gatte dies hörte, fragte er ganz bestürzt: „Was ist denn geschehen?" „Es ist ganz plötzlich von einem Unwohlsein befallen worden. Zum Glück kam Meister Curradino, nahm es in seine Arme und sagte: „Bevatterin, das sind Würmer, die sich dem Herzen des Kindes nähern und es unfehlbar töten würden, aber seid unbesorgt, ich werde sie beseitigen und unschädlich machen." Und da die Magd nicht zu Hause war, da sie ein Vaterunser beten wollte, mußte ich die Thür hier schließen, damit die Amme nicht hereinkommen könne, was für das Kind gefährlich gewesen wäre. Noch hat es der Meister in seinen Armen und ich glaube, daß er nur noch auf die Magd wartet, die hoffentlich bald mit ihren Vaterunsern fertig ist; denn das Kind ist wieder ganz zu sich gekommen."

Der Gatte glaubte das Alles und war von seiner Liebe zu dem Kinde so hingenommen, daß er sich des Betruges seiner Frau gar nicht versah, sondern tief aufseufzend sagte: „Ich will zu ihm gehen und

es ansehen." „Nein," sagt da seine Frau, „geh nicht hin, du würdest sonst verderben, was der Arzt erreicht hat; warte noch, ich will erst nachsehen, ob du schon kommen kannst und dich dann rufen."

Meister Curradino, der alles gehört und sich inzwischen in aller Gemütsruhe angekleidet hatte, rief, nachdem er mit seinen Vorbereitungen fertig war:

„O Bevatterin, höre ich da nicht den Bevatter?"

Worauf ihm Kanieri antwortete: „Ja, ich bin's, wenn du den Kanocchio meinst." „So kommt her,"

rief der Arzt zurück. Kanocchio kam. Der Meister sagte zu ihm: „Da nehmt Euern Sohn, ich hätte nicht geglaubt, daß er zur Vesper noch lebendig wäre; da habt Ihr ihn, heil und gesund und dankt Gott dafür."

Der Vater nahm den Kleinen auf den Arm und fing an, ihn mit Küssen zu bedecken, wie wenn er ihn aus dem Grabe hervorgeholt hätte.

Die Magd, die sich mit einem jungen Burschen verlustiert hatte, während ihre Herrin sich mit dem Arzte vergnügte, sagte: „Nicht ein Vater unser habe ich gebetet, sondern alle vier, die Ihr mir aufgetragen."

„Du hast einen guten Atem, liebe Schwester," sprach der Arzt zu ihr, „und hast deine Sache gut gemacht; denn ich für meine Person hatte, als der Bevatter kam, knapp zwei gebetet, aber Gott hat sich uns um unserer vereinten Anstrengungen willen gnädig erwiesen."

Kanieri ließ guten Wein und Konfekt kommen und ehrte seinen Bevatter, seine Frau und die Magd und verabschiedete ihn, indem er ihn der Gut Gottes

empfahl. Die Frau und der Arzt aber kamen, nachdem sie sich von Kanieris Ahnungslosigkeit überzeugt hatten, noch sehr oft zusammen, ohne daß dieser Frosch je etwas merkte.

5.

Von der gerechten Strafe, die einer unanständigen jungen Frau zuteil wurde.

Zur Zeit, da Lucca die Oberhoheit über das Nievole-
tal hatte, lebte in der Stadt Pescia eine junge Frau
aus der Familie Orlandi namens Fiorita, die Gat-
tin eines Einwohners von Pescia namens Rustico,
der so schüchtern war, daß er sich nichts zu sagen,
noch zu tun getraute. Und seine Frau hatte so sehr
Oberwasser gewonnen, daß alles nach ihrer Pfeife
tanzen mußte, der Gatte natürlich auch, so daß Ru-
stico sich mit seinem Essen oder Trinken danach
richten mußte, ob es seiner Frau genehm war oder
nicht. Infolge der Keckheit, die sie sich ihrem Gat-
ten gegenüber herausnahm, übertraf sie alle Frauen
von Pescia an Freude am Sticheln und machte bei
ihren unziemlichen Reden keinen Unterschied der
Person, meinte sie doch, es in aller Sicherheit tun
zu können. Eine ihrer Lieblingsredensarten, mit
denen sie Weiber wie Männer bedachte, war: „Es
scheint, du hast Ameisen im Arsch,“ und ähnliche
Worte, die nicht nur einer verheirateten Frau, son-
dern auch jeder Magd übel anstehen.

Diese Art, ihr Maul spazieren zu führen, hatte sie

bereits mehr als vier Jahre betrieben, als eines Tages in Pescia anläßlich der Hochzeit eines Pesciatiners, der ein schönes Mädchen von Lucca aus dem Hause der Rosinperi geheiratet hatte, ein schönes Fest veranstaltet wurde. Zu diesem Feste wurden viele Lucchesen, Verwandte der Braut und auch einige Freunde, die mit der Braut nach Pescia reisen mußten, eingeladen, desgleichen eine große Menge Männer und Frauen aus Pescia, darunter die Dreckschleuder Siorita.

Als nun die Braut eines Maientages mit ihrer zahlreichen Begleitung nach Pescia gekommen war, wurde sie dort ehrenvoll empfangen samt jenen Männern und Jünglingen aus Lucca, worunter sich ein junger Student der Medizin namens Federigo befand, ein schöner in allen Sätteln gerechter Jüngling, der trefflich zu fechten und zu tanzen, die Laute zu schlagen und zu singen verstand, der mit den ehrbaren Damen ehrbar, mit den lustigen lustig, mit den verliebten verliebt, mit den Spötterinnen überlegen spöttisch sein konnte und dazu als Mediziner sich wohl auf die Eigenschaften und Kräfte der Pflanzen verstand und noch viele andre Dinge konnte. Nachdem der Ehebund geschlossen war, wurde die Braut von den Damen aus Pescia und den andern angesehenen Frauen der Gegend freudig empfangen. Madonna Siorita, die dabei war, fing gleich an, derb loszulegen und sagte: „Mir scheint nicht, daß die Braut mehr Kerben im Arsch hat als die Pesciatinerinnen.“ „Sei still, Törin!“ riefen die Damen, die dabei standen, „schweig! siehst du nicht,

wie viele angesehene Lucchesen mit ihr gekommen sind? Behandle sie nicht so, wie du uns zu behandeln pflegst; wir kennen dich ja, sie aber werden sich das vielleicht nicht von dir gefallen lassen." „Pah!" erwiderte Siorita, „geht und wischt Euch den Arsch und wenn er Euch juckt, so kratzt ihn. Wie! Soll man denn zu diesen Lucchesen nicht dasselbe sagen können wie zu den Andern? Wenn ich den Florentinern und Andern meine Meinung gesagt habe, wie sollte ich sie da nicht den Lucchesen sagen?" Und als sie nicht aufhörte, in Gegenwart der Braut und der andern Damen, im Beisein der Männer und Jünglinge von Lucca, in Gegenwart des Arztes Sederigo ihre gemeinen Reden zu führen, dachte sich Letzterer, sie müsse im Kopfe nicht richtig sein und antwortete nichts.

Nachdem alles sich die Stiefel ausgezogen und mit neuen Kleidern schön herausgeputzt hatte, begab man sich in das Haus des Ehemannes, wo viel Konfekt und Wein herumgereicht wurde, bevor man zum Mittagessen ging. Während man sich so ein wenig stärkte, fing Siorita von neuem an: „Mir scheint nicht, daß die Braut, weil sie aus Lucca, vier Arschbacken hat, auch nicht, daß diese Lucchesen, die mit ihr gekommen sind, gescheiter sind als die Unsrigen. Diese Steißwipper, die in solchem Saufen, wie Ihr seht, hinter einer hergezogen sind, müssen wenig Grütze im Kopfe haben; ich als Pesciatinerin würde mich von keinem von ihnen begleiten lassen, so unnütz kommen sie mir vor." „Siorita, du redest übel," sagten ihre Gefährtinnen, woher

kannst du das wissen, was du von ihnen sagst?" „Sehe ich es ihnen vielleicht nicht an, daß sie schwach-sinnig sind? sie reden ja nicht“, entgegnete Fiorita. Worauf die Gefährtinnen: „Daran kannst du erkennen, daß sie Flug sind; denn sie wollen keinen Unwillen zeigen über die häßlichen Worte, die du zu ihnen gesagt hast.“ „Sie sollen schon noch einiges hören, was ihnen noch schlechter schmeckt, bevor ich gehe“, antwortete Fiorita.

Die Lucchesen, die alles hörten und sich wenig ge-ehrt fühlten, sagten untereinander: „Die da ist nicht verrückt, wie wir dachten; sie spricht so unverschämt von der Braut und von uns, daß sie unbedingt dazu angestiftet sein muß, uns diese Gemeinheiten zu sagen.“ Federigo, der alles gehört hatte, was von ihnen und der Braut, die seine Verwandte war, gesagt worden war, sprach zu den Genossen: „Laßt mich nur machen, ich werde sie mit der Münze bezahlen, mit der sie uns zu bezahlen sucht. Und sogleich ging er in den Garten des Mönchsflosters, holte dort als Meister, der die Arzneipflanzen kannte, eine Meerzwiebel, besorgte sich von einem Apotheker Federalaun und ließ sich einen Mörser, worauf er den Federalaun staubfein stieß, die Meerzwiebel auspreßte, das Ganze zusammenrührte und in das Haus der Neuvermählten zurückkehrte, wo er die Braut, seine Verwandte, mit den andern Frauen im Saal vorfand. Fiorita fuhr immer noch fort, gemeine Reden zu führen, und als Federigo zurückkehrte, sagte sie: „O Braut, ist das einer von diesen superflugen Zierärschen, die in deiner Begleitung von Lucca ge-

kommen sind?" Die Braut gab keine Antwort. Die Frauen, die sie nicht davon hatten abbringen können, so übel daher zu reden, sagten zu Federigo, er möge es nicht übelnehmen; denn es sei nun einmal ihre Gewohnheit, Jedermann zu beschimpfen. „Madonna“, erwiderte Federigo, „ich kenne sie von meinem ersten Besuch in Pescia her und kann Euch sagen, daß sie jedesmal, wenn sie mich nach dem Mittagessen erblickt, von einem so heftigen Jucken befallen wird, daß sie sich in einemfort den Hintern scheuert und kratzt, und dies begegnet ihr jedesmal, wenn sie meiner ansichtig wird; seid daher nicht betrübt und laßt sie reden, was sie mag.“

Siorita, die ihn behaupten hörte, er habe sie schon einmal gesehen, rief: „Noch nie hab' ich dich gesehen!“ Worauf Federigo: „Ihr tut wohl daran, daß Ihr Euch jetzt in Gegenwart dieser Gesellschaft entschuldigt, aber sie wird es leicht merken, ob Ihr mich liebt, wenn Ihr Euch voller Hitze den Hintern kratzt.“ Siorita warf ihm eine Grobheit an den Kopf und sagte dann: „Ich werde dennoch nicht davon ablassen, die Wahrheit über Euch zu sagen.“

Federigo rief die Braut in die Kammer und sagte zu ihr: „Du hast gesehen, welche Schimpfreden diese verrückte Pute gegen dich und uns losgelassen hat, ich will es ihr daher heimzahlen, wie sie's verdient. Komm bitte mit.“ Damit führte er sie zum Abort, wo er die Brille mit dem Saft der Meerzwiebel und dem Federalaun ganz einrieb und der Braut sodann einschärfte, sie solle sich hüten, sich

selbst dort niederzulassen, aber Fiorita mit List dorthin führen und sehen, daß sie etwas dort verweile. Und wenn sie dann sage, sie möge doch einmal nachsehen, was die Ursache dieses Tuckens sei, so möge sie sich gern dazu bereit erklären, und wenn sie ihr dann diesen Liebesdienst erweise, so solle sie den Lappen nehmen, den Federigo ihr gab und mit dem er die Zwiebel abgerieben, und Fiorita damit stark am Hintern frottieren. Das genüge. Die Braut, die sich von Fiorita hatte beschimpfen hören, erklärte sich bereit, Federigos Anweisungen zu befolgen.

Als dann die Stunde des Mittagessens gekommen war, wurde üppig getafelt und Fiorita blieb dabei, die Braut und die Jünglinge aus Lucca mit unangenehmen Sticheleien zu bedenken, und es nützte nichts, daß andere sie zurechtwiesen; denn sie tat, was sie nicht lassen konnte. Nachdem man fertiggetafelt hatte, begannen die Tänze. Fiorita wurde dabei sehr warm, theils infolge der genossenen Speisen und Getränke, theils vom Tanzen, so daß sie am ganzen Körper schwitzte. Federigo, dem nicht entgangen war, daß sie sich stark erhitzt hatte, sagte zu der Braut, sie möge Fiorita in die Kammer führen.

Die Braut, die Bescheid wußte, sagte zu Fiorita: „O Fiorita, du mußt wissen, wo die Kammer ist, ich möchte einen Augenblick verschwinden.“ „Gehen wir!“ erwiderte Fiorita, „ich muß auch etwas besorgen.“ Nachdem sie allein in die Kammer getreten waren und die Thür hinter sich abgeschlossen hatten, hob Fiorita, heiß wie sie war, die Röcke bis zum

Gürtel auf, setzte sich auf die Brille des Aborts, um ihr Geschäft zu besorgen, und blieb dort eine ganze Weile sitzen, bis sie plötzlich ein äußerst heftiges Jucken befiel. Da sagte sie zu der Braut: „Ach, schau doch nach, ob am Hintern irgend ein Ausschlag entstanden ist.“ Die Braut, die wohl wußte, was sie zu tun hatte, sagte: „nur einige Bläschen, aber wenn ich sie mit einem Tüchlein reibe, werden sie, denke ich, verschwinden.“ „Beh, beeil' dich“, drängte Fiorita. Die Braut nahm das Tuch, das Federigo ihr gegeben hatte, und die starke Reibung schien Fiorita Linderung zu verschaffen. Nachdem sie eine Weile gerieben hatte, begannen die Instrumente zu ertönen. „Die Musik fängt wieder an,“ rief da Fiorita, „gehen wir zum Tanzen!“ Alsbald verließ die Braut mit Fiorita das Kämmerlein und Fiorita begann zu tanzen. Kaum aber hatte sie einen Tanz absolviert, als der Hintere ihr dermaßen zu jucken begann, daß sie bei jedem Schritt mit der Hand hingingte und sich dort so oft kratzte, daß alle anwesenden Frauen sagten: „Fiorita, es scheint, du hast etwas am Hintern, das dich bei jedem Schritt so juckt, daß du es nicht aushalten kannst, ohne mit der Hand hinzufassen.“ „Ich weiß nicht, was mir passiert ist“, erwiderte Fiorita, und je mehr sie sich kratzte, desto heftiger juckte ihr der Hintere. Und da sie nicht mehr weiter zu tanzen vermochte, rutschte sie auf den Bänken hin und her, bis die Frauen, die sich der Worte Federigos erinnerten, sagten: „O Fiorita, du hast heute morgen gestichelt, und jetzt sehen wir, daß das, was Federigo gesagt hat, wahr ist; denn wenn

du ihn siehst, juckt dich der Hintere so heftig, daß du nicht ruhig sitzen kannst."

Das Beißen verursachte Fiorita so große Pein, daß sie nicht aus noch ein wußte und sich immerfort fragen mußte. Ja, sie fuhr sich mit der Hand unter die Kleider, im Glauben, auf diese Weise das Beißen zu vertreiben, aber es half ihr nichts. Und so ging es den ganzen Tag, so daß sie nicht nur nicht mehr auf die andern sticheln, sondern auch nicht essen noch trinken, noch ruhig sitzen konnte, so heftig biß es sie. So blieb es den Tag über und auch während der Nacht. Als das Beißen auch am andern Morgen nicht aufhören wollte, sagte Federigo zu der Braut, sie solle Fiorita sagen, er wolle sie heilen, wenn sie es wünsche. Die Braut richtete ihren Auftrag aus und Fiorita, die sich entehrt glaubte und nie wieder gesund zu werden meinte, sagte: „Ich werde alles tun, was Federigo will.“ Sie ging auf Federigos Aufforderung mit der Braut in die Schlafkammer, und als sie über ihr Unglück flagte, ließ Federigo die Braut etwas bei Seite treten und sagte: „O Fiorita, ich verlange zweierlei von dir, wenn du willst, daß ich dich heile.“ „Fordere“, erwiderte Fiorita, „aber beseitige mir dieses Jucken am Hintern.“ Worauf Federigo: „Zuerst will ich, daß du zu der Braut nie wieder etwas Häßliches sagst und sie wert hältst wie eine Schwester und dich ihrer annimmst; und dann sollst du einwilligen, daß ich, solange ich in Pescia weile und so oft ich dorthin komme, Nachts bei dir liege. Und damit du mir das Versprechen hältst, will ich, daß wir diese Nacht damit

beginnen. Ich werde dich so heilen, daß du nie wieder einen solchen Ausschlag bekommen sollst." Da erwiderte Fiorita: „Ei, warum machen wir das nicht gleich, jetzt bei Tage, damit ich wieder tanzen und die Schande verwischen kann, die ich gestern und heute erduldet habe und noch fortwährend erdulde?" Um ihre Beschämung zu vergrößern, sagte Federigo: „Diese Heilung kann nur des Nachts erfolgen, richte es daher so ein, daß ich heute Nacht mit dir zusammen bin." Damit gab er ihr einen Kuß und Fiorita versprach alles. Abends vertrieb ihr Federigo mit einer Salbe, die er bereitet hatte, das äußerliche Jucken, und dann befreite er sie teilweise von dem innerlichen Jucken. Auf diese Weise wurde sie, die durch Sticheleien ihre Überlegenheit zu zeigen glaubte, geduckt und sagte der Braut nie wieder etwas Säßliches.

✱

✱

✱

Poggio Bracciolini

I.

Von einem Arzt, der Narren und Irrsinnige heilte.

Es gab einmal in Mailand einen Arzt der Irren und Blödsinnigen, der es übernahm, die ihm anvertrauten Kranken innerhalb einer bestimmten Frist zu heilen. Sein Verfahren aber war folgendes: Er hatte in seinem Hause einen Tümpel voll stinkenden und schmutzigen Wassers, in welchem Pfähle standen, an die er die ihm zugeführten Geistesfranken band; einige kamen bis an die Knie hinein, andere bis zu den Hüften, einzelne noch tiefer, je nach der Schwere des Übels, und er weichte sie dort so lange durch Wasser und Hunger ein, bis sie ihm wieder gesund zu sein schienen. Unter andern wurde ihm einmal einer gebracht, den er bis zu den Oberschenkeln ins Wasser tauchte, und der nach vierzehn Tagen wieder zu Verstand zu kommen begann und den Arzt bat, ihn aus dem Pfuhl herauszulassen. Dieser befreite ihn von der Marter, doch unter der Bedingung, daß er den Hof nicht verlasse. Und als er einige Tage lang gehorcht hatte, erhielt er die Erlaubnis, im ganzen Hause frei umherzugehen, durfte jedoch nicht aus der Haustür heraustreten. Seine Leidensgenossen, und es war eine größere

Anzahl da, mußten im Wasser bleiben. Er selbst aber beobachtete sorgfältig die Befehle des Arztes. Als er eines schönen Tages in der Haustür stand und aus Furcht vor dem Wasserloch nicht auf die Straße herauszutreten wagte, sah er einen jungen Reiter mit einem Falken auf der Faust und von zwei Spürhunden gefolgt nahen und rief ihn, erstaunt über das Neuartige des Anblicks — denn er erinnerte sich nicht mehr der Dinge, die er vorher, als er noch geisteskrank war, gesehen hatte — heran. „Se du!“ rief er dem Reiter zu, als dieser herankam, „hör, bitte einen Augenblick und antworte mir, wenn's dir gefällig ist: was ist das für ein Ding, auf dem du sitzt, und zu welchem Zwecke hältst du dir's?“ „Das ist ein Pferd,“ antwortete der Reiter, „und ich brauche es zur Vogeljagd.“ „Und wie nennt man das, was du auf der Hand trägst, und wozu ist es gut?“ fragte der Narr weiter. „Das ist ein Falke, abgerichtet zur Jagd auf Wildenten und Rebhühner.“ „Und deine Begleiter, was ist mit denen, sag, und wozu dienen sie dir?“ „Das sind Jagdhunde, und man stöbert mit ihnen die Vögel auf.“ „Ja, und wieviel sind diese Vögel, zu deren Jagd du soviel Dinge bereit hältst, wert, wenn du die Beute eines ganzen Jahres zusammenrechnest?“ „Das kann ich nicht recht sagen, aber ich glaube kaum mehr als sechs Dukaten.“ „Und wieviel gibst du für das Pferd, die Hunde und den Falken aus?“ „Fünzig Dukaten.“

Da rief er erstaunt über die Narrheit des jungen Reiters: „Ho! ho! Mach, daß du schnell von hier

wegkommst, bevor der Arzt nach Hause zurückkehrt; denn wenn er dich hier findet, wird er dich als den närrischsten aller Menschen zu den übrigen Verrückten in den Tümpel tun, um dich zu heilen, aber noch tiefer als alle andern — bis ans Kinn — ins Wasser stecken."

2.

Von einem Kurpfuscher, der durch Pillen Esel wiederverschaffte.

Vor nicht langer Zeit lebte zu Florenz ein Mann voll Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist, der keinerlei Profession ausübte. Als dieser einmal in dem Buche eines Arztes von dem Namen und der Wirkung gewisser Pillen las, die gegen viele Übel gut sein sollten, kam er auf den närrischen Gedanken, allein mit diesen Pillen leichtlich den Arzt spielen zu können. Nachdem er sich eine große Anzahl davon hergestellt hatte, verließ er die Stadt und begann Flecken und Dörfer als Arzt abzugrasen. Für jede Krankheit verabreichte er diese Pillen, und zufällig wurden einige dadurch wieder gesund.

Als der Ruf dieses Kurpfuschers sich daraufhin bei den Dummen verbreitet hatte, fragte ihn eines Tages einer, der seinen Esel verloren hatte, ob er nicht ein Mittel zur Wiedererlangung des Tieres habe. Er bejahte und gab ihm sechs Pillen zu schlucken. Am folgenden Morgen zog dieser Mann aus, seinen Esel zu suchen. Da mußte er in Folge der Wirkung der Pillen die Straße verlassen, um seinen Darm

zu entleeren, und geriet zufällig in ein Röhricht, wo er den Esel weidend fand. Da sang er das Lob des Arztes und seiner Pillen in allen Tonarten, woraufhin die Bauern in Scharen, wie zu einem zweiten Askulap, zu ihm pilgerten, dessen Medizinen sogar zum Wiederauffinden von Eseln gut waren.

3.

Von einem Arzte.

Cecchino, ein Arzt aus Arezzo, wurde einmal gerufen, um einem schönen jungen Mädchen zu helfen, das sich beim Tanzen das Knie verrenkt hatte. Als er, um es einzurenken, das Bein und den äußerst weißen und weichen Schenkel berühren mußte, regte er sich dabei dermaßen auf, daß ihm das Beinkleid zu eng wurde. Als er sich dann seufzend erhoben hatte und das Mädchen ihn fragte, was er für seine Mühe bekäme, antwortete er, sie sei ihm nichts schuldig. Auf ihre Frage, warum? sagte er: „Wir sind quitt; denn ich habe dir ein ausgerenktes Glied eingerichtet, und ebenso hast du mir ein anderes aufgerichtet.“

4.

Von der Pffiffigkeit eines Arztes beim Besuch von Kranken.

Ein unwissender aber pffiffiger Arzt pflegte seine Kranken in Gesellschaft eines Schülers zu besuchen.

Er fühlte ihnen, wie es üblich ist, den Puls, und wenn er merkte, daß es mit einem schlimmer stand als sonst, schob er die Schuld auf den betreffenden Kranken und machte ihm Vorwürfe, daß er eine Feige oder einen Apfel oder sonst etwas, was er ihm verboten, gegessen habe. Da die Kranken das sehr häufig zugeben mußten, erschien er ihnen als ein göttlicher Mann, der auch die geheimen Verfehlungen seiner Patienten erriet. Hierüber geriet der Schüler sehr oft in Erstaunen und fragte eines Tages den Arzt, auf welche Weise er dahinterkomme, ob durch den Puls oder durch die Berührung, oder durch welche andere höhere Wissenschaft. Zum Dank für seine hohe Meinung enthüllte ihm der Arzt darauf sein Geheimnis. „Wenn ich in das Zimmer des Kranken trete,“ sagte er, „schaue ich mich zuerst sorgfältig um, ob nicht der Rest irgendeiner Frucht oder eines anderen Genußmittels auf dem Boden liegen geblieben sei, ob nicht z. B. die Schalen von Kastanien, Nüssen, Äpfeln, die Haut von Feigen oder dergleichen zu sehen. Ist dies der Fall, so nehme ich an, daß der Kranke davon gegessen habe, und wälze bei Krankheiten, die sich verschlimmern, alle Schuld auf dessen Unenthaltbarkeit, so daß man mich nicht dafür verantwortlich machen kann, wenn die Sache schief geht.“

Kurze Zeit darauf machte es der Schüler, der nunmehr selbst die Heilkunst ausübte, bei den Kranken vielfach ebenso, indem er sagte, sie hätten gegen seine Diätvorschriften verstoßen und das und das gegessen, was er gerade aus den Überresten schließen konnte.

Einmal kam er zu einem armen Bauern, dem er sehr schnelle Heilung versprach, wenn er seine Anordnungen befolge, schrieb ihm eine bestimmte Menge Nahrung vor und versprach am folgenden Tage wiederzukehren. Als er aber wiederkam, fand er den Zustand des Kranken verschlimmert. Da ließ dieser törichte und ungebildete Mann, der die Ursache der Verschlimmerung nicht kannte, seine Augen hierhin und dorthin schweifen, fand aber zu seiner Verwirrung keinerlei verdächtige Reste. Endlich entdeckte er unter dem Bette den Packsattel eines Esels. Da fing er plötzlich an loszuwettern, er begriffe jetzt endlich, warum es dem Kranken schlechter gehe; er habe sich einen groben Exzeß zu Schulden kommen lassen, und es sei ein Wunder, daß er nicht schon gestorben sei, da er trotz seiner Krankheit einen Esel verspeist habe. Er meinte, der Sattel sei der Überrest eines gekochten Esels, wie die Knochen die Überbleibsel des Fleisches. So in seiner ganzen Dummheit entlarvt, machte sich dieser Tropf bei allen, die davon erfuhren, unsterblich lächerlich.

5.

Von einem unwissenden Arzte, der nach Prüfung des Urins feststellte, daß eine Frau des Beischlafs bedürfe.

Eine Frau aus Florenz, die ich gekannt habe, war krank. Der herbeigerufene Arzt, der ebenso gerieben wie unwissend war, verlangte, wie üblich, nach dem

Urin, dessen Aufbewahrung der jungen unverheiratheten Tochter anvertraut worden war. Das Mädchen hatte aber vergessen, ihn beiseite zu stellen, und zeigte daher dem Arzte ihren eigenen Urin, anstatt den der Kranken. Sofort erklärte der Arzt, die Frau bedürfe des Beischlafs. Dies wurde ihrem Manne gemeldet, und nachdem er sich den Magen beim Mahle gehörig gefüllt hatte, legte er sich zu seiner Gattin. Dieser war die Sache wegen ihrer Schwäche jedoch höchst lästig (sie wußte ja nicht um den Rat des Arztes), und sie flagte wiederholt über dieses neue Verfahren. „Was tust du, lieber Mann!“ rief sie, „du wirst mich töten!“ „Schweig!“ antwortete der Gatte, „nach Ansicht des Arztes ist dies das beste Mittel, dich zu heilen; auf diese Weise wirst du von deinem Übel befreit, und wird deine Gesundheit wieder hergestellt werden.“ Und er täuschte sich darin nicht; denn nachdem er sie viermal übermannt hatte, war am folgenden Tage das Fieber vollständig gewichen. So wurde der Umstand, daß der Arzt hintergangen worden war, die Ursache der Genesung.

6.

Hübsches Erlebnis eines Arztes.

Der Kardinal von Bordeaux erzählte mir, ein Landsmann von ihm habe, als er eines Abends nach Hause gekommen sei, angefangen zu schreien, er verspüre heftige Schmerzen im Bein. Seine Frau salbte ihm das Bein mit Rosenöl, bedeckte es mit Werg und

Wolle und wickelte eine Leinenbinde darum. Der Mann flagte aber, daß die Schmerzen andauerten und verlangte ächzend nach einem Arzte. Dieser kam, und nachdem er ganz allmählich und sacht (denn der Kranke äußerte heftige Schmerzen) das Bein entblößt und abgetastet hatte, erklärte er, daß alles in Ordnung sei, worauf der Bauer sagte: „Also habe ich an dem da (womit er das andere Bein hin-streckte) Schmerzen.“

Sehr belustigende Dummheit, von seinem Arzt darüber aufgeklärt werden zu wollen, wo man Schmerzen fühlt!

7.

Von einem Arzte, der die franke Frau eines Schneiders vergewaltigte.

Ein Schneider in Florenz bat einen ihm bekannten Arzt, zu seiner franken Frau zu kommen. Dieser kam, während der Schneider fort war, in dessen Haus und vergewaltigte, so sehr sie sich auch wehrte, die im Bette liegende Frau. Als der Mann heimkehrte, traf er den Arzt, der gerade fortging und ihm sagte, daß er seine Frau wieder gesund gemacht habe. Doch er traf diese in Tränen aufgelöst und ganz außer Fassung. Als er die Treulosigkeit des Arztes erfahren hatte, schwieg er. Acht Tage später aber versah er sich mit einem Stück wertvollen Stoffes, suchte die Frau des Arztes auf und sagte ihr, er sei von ihrem Manne geschickt, um ihr ein Untergewand (es führt den Namen cotta) zu

machen. Damit die Masse ihres Körpers zur Anfertigung besagten Kleidungsstückes besser genommen werden könnten, war es nötig, daß sich die Frau, die sehr schön gewachsen war, fast ganz entkleidete. Als sie nun ausgezogen und niemand in der Nähe war, vergewaltigte sie der Schneider, dem Arzte Gleiches mit Gleichem vergeltend, und verfehlte nicht, es ihm später zu erzählen.

8.

Lustige Geschichte von einem gewissen Petrillo, der ein Spital von den Bresthaften befreite.

Der Kardinal von Bari, ein Neapolitaner, besaß zu Vercelli, in der Gallia citerior, ein Hospital, das ihm infolge der Ausgaben, die dort für die Armen gemacht wurden, wenigeinbrachte. Er schickte daher einen seiner Leute, namens Petrillo hin, damit dieser die Sache gewinnbringender gestalte. Nachdem Petrillo das Spital, mit verschiedenen Kranken und faulem Volke, das dessen Einkünfte verzehrte, angefüllt gefunden hatte, verkleidete er sich als Arzt, erschien im Spital und rief, nachdem er sich die verschiedenartigen Wunden angesehen hatte, alle zusammen und sagte: „Es gibt kein Heilmittel, das geeigneter wäre, Eure Schäden zu heilen, als eine Salbe aus Menschenfett. Darum werde ich heute einen unter Euch auslosen, der zum Heile der übrigen lebendig ins Wasser gesteckt und gekocht werden soll.“ Und siehe da, jeder, der irgend laufen konnte,

machte sich, entsetzt über diese Worte, davon, damit das Todeslos nicht auf ihn falle. Auf diese Weise befreite Petrillo das Spital von den Ausgaben für die Bresthaften.

9.

Merkwürdige Redensart eines Arztes, der seine Heilmittel verabreichte, wie es der Zufall fügte.

Es ist in Rom Sitte, daß die Kranken dem Arzte den Urin senden und dazu eine oder zwei Silbermünzen, auf daß er ihnen etwas verschreibe. Ein Arzt, den ich selbst gekannt habe, pflegte abends verschiedene Medizinen für Krankheiten auf Zettel (die man Rezepte nennt) zu schreiben und sie alle in einen Beutel zu tun. Wenn ihm nun am andern Morgen die Urinproben gebracht und Heilmittel verlangt wurden, fuhr er mit der Hand in den Beutel, nahm den Zettel, der ihm gerade in die Finger kam, und sagte dabei zu dem Patienten auf italienisch: „Prega Dio te la mandi buona,“ d. h. „bitte Gott, daß du den richtigen erwischst!“ Schlimm ist dran, wem nicht die Vernunft, sondern der Zufall helfen soll.

10.

Von einem Trinker.

Ein bekannter Weintrinker ward vom Fieber gepackt, wodurch sein Durst noch viel größer als gewöhnlich wurde. Als nun die herbeigerufenen Ärzte





über die Beseitigung des Fiebers und auch des heftigen Durstes verhandelten, sagte der Kranke: „Beschäftigt Euch gefälligst nur damit, das Fieber zu brechen, für die Beseitigung des Durstes aber laßt mich selber sorgen!“

II.

Wunderbare Wirkung von Medicinen.

Nun will ich etwas Lustiges erzählen, was weiland unserm Bischof Angelo von Arezzo, aus der Familie der Ricasoli, begegnete. Er wurde von einer schweren Krankheit gepeinigt und die zugezogenen Ärzte rieten ihm, von ihren Heiltränken Gebrauch zu machen, da er sonst sein Leben in Gefahr bringen würde. Er weigerte sich jedoch, sie zu nehmen, da er von Natur einen Widerwillen davor hatte. Endlich aber erklärte er, durch die Bitten seiner Freunde bewogen, er wolle dem Rat der Ärzte Folge leisten. Diese sandten nun dem Bischof, wie üblich, einige Tage hintereinander ihre Tränke. Er aber schüttete sie sämtlich in eine Schüssel, desgleichen die sogenannte Medizin, und stellte sie unter sein Bett. Am Morgen darauf besuchten die Ärzte den Kranken, und als sie ihn fast frei von Fieber fanden, schrieben sie das ihren Mitteln zu und machten ihm Vorwürfe, daß er nicht schon vorher von ihren Tränklein hatte Gebrauch machen wollen, die ihm doch seine Gesundheit wiedergegeben hätten. Da antwortete er, ihre Kraft und Wirkung sei in der That wunderbar,

da sie ihn wieder gesund gemacht, obwohl er sie
unters Bett gestellt hätte; „was hätten sie erst für
eine Wirkung gehabt,“ sagte er, „wenn ich sie ge-
trunken hätte? Sie würden mich gewiß unsterblich
gemacht haben.“ Darauf befahl er, diesen ganzen
Heilmittelaufwand der Ärzte hinauszutragen und
in den Abtritt zu werfen.

*

*

*

Anthoine de la Sale

I.

Der Franziskaner als Arzt.

In der von vielen Leuten häufig besuchten und wohlbekannten Hauptstadt des Königreichs England, London, lebte vor nicht langer Zeit ein sehr begüterter und einflußreicher Mann, Kaufmann und Bürger der Stadt, der eine große Menge kostbarer Schätze besaß und sich für noch weit reicher als durch seine Güter durch den Besitz einer schönen Tochter hielt, die Gott ihm als hohe Draufgabe auf seine Habe geschickt hatte; denn an Freundlichkeit, Schönheit und Schmuckheit übertraf sie alle Mädchen, die älter als sie waren.

Und in der Zeit, da der lockende Ruf und das Gerücht von ihren löblichen Eigenschaften umlief, in ihrem fünfzehnten Jahr ungefähr, bemühten sich, weiß Gott, viele Leute aus gutem Stande um ihre Gunst und Huld auf alle mögliche Weise, wie es die Liebe vermag, was ihren Vater und ihre Mutter sehr freute. Und darob wuchs noch mehr die heiße elterliche Liebe, die sie ihrer schönen geliebten Tochter entgegenbrachten.

Gleichwohl geschah's, mit Gottes Willen oder nach Wunsch und Geheiß Fortunas, die dem schönen Mädchen, seinen Eltern oder allen zusammen, ihr Glück nicht gönnte und neidete, oder infolge eines geheimen Grundes und einer natürlichen Ursache, was festzustellen ich den Philosophen und Ärzten überlasse, daß das Mädchen in eine unangenehme und gefährliche Krankheit fiel, die man gewöhnlich Hämorrhoiden nennt.

Das heitere Haus ward mit tiefster Betrübniß erfüllt, als das häßliche Übel seine Wind- und Jagdhunde auf das Kaninchengehege, das die Eltern am höchsten schätzten, loszulassen und noch dazu seine Beute an so gefährlicher und empfindlicher Stelle zu fassen gewagt hatte.

Das arme, ob dieses schlimmen Leidens ganz bestürzte Mädchen verlor seine Fassung und wußte nichts als zu weinen und zu seufzen. Seine schmerz erfüllte Mutter war heftig erregt und bekümmert und sein betrübter Vater rang die Hände und raufte sich die Haare aus Verzweiflung über dies ihnen so plötzlich gesandte Leid. Was soll ich euch sagen? All die große Freude, die in diesem Hause in hohen Wogen strömte, ward durch diesen harten Schlag verscheucht und in bittere jähe Trauer verwandelt.

Nun kamen die Verwandten, Freunde und Nachbarn dieses trauernden Hauses, besuchten und trösteten die Familie; doch das nützte wenig oder nichts, denn immer mehr ward das gute Kind von diesem Übel bedrängt und beschwert. Jetzt kam eine ältliche Dame, die gründlich dieser Krankheit nach-

forschte, und ließ die Patientin, Gott weiß, zu ihrem großen Verdruss bald so, bald anders sich wenden und gab ihr dann Arzneien aus hunderttausend Kräuterarten, doch vergebens; es ward immer ärger und schlimmer. Nun mußte man nach den Ärzten der Stadt und der Umgegend schicken und das arme Mädchen mußte sich aufdecken und seine o jämmerliche Krankheit zeigen.

Jetzt sind Meister Pierre, Meister Jean, Meister So und Meister Anders gekommen, soviel Physiker Ihr wünscht, die allesamt die Patientin und die Körperteile aufgedeckt sehen wollen, wo die ver wünschten Hämorrhoiden, ach! schon lange sich festgesetzt hatten. Das arme Mädchen war darob ebenso überrascht und erstaunt, als wäre es zum Tode verurteilt gewesen, und wollte sich nicht so legen lassen, daß man den Sitz des Übels betrachten konnte; es wäre viel lieber gestorben, als daß es ein solches Geheimnis einem Menschen entdeckt hätte.

Dieser Eigensinn hielt nicht lange an; denn Vater und Mutter kamen, machten ihr viele Vorstellungen und sagten z. B., sie könnte die Ursache ihres Todes werden, was eine große Sünde wäre, und noch viele andere Dinge, die aufzuzählen zu weit führen würde. Endlich gab das arme Mädchen, mehr um des Vaters und der Mutter willen, als aus Furcht vor dem Tode nach, ward auf ein Bett gelegt, das Gesicht nach unten, und der Leib so gut und weit aufgedeckt, daß die Ärzte das große Übel, an dem es sehr litt, deutlich sehen konnten. Sie trafen darauf ihre

Anordnungen und ließen bei den Apothekern Klistiere, Salben, Pulver und was ihnen sonst noch gut schien, zubereiten, und sie nahm und tat alles, was man wollte, um die Gesundheit wieder zu erlangen. Doch alles ist umsonst, denn die Ärzte wissen weder Mittel noch Weg, um ein wenig Linderung in diesem schändlichen Leiden zu schaffen, und haben in ihren Büchern nichts darüber gelesen, noch haben sie es je gesehen. Und am meisten verschlimmert sich der Zustand des armen Mädchens durch den Kummer, den es über seine Krankheit empfindet, so daß es eher tot als lebendig zu sein scheint.

In diesem herben Schmerz und schweren Kummer verging so mancher Tag. Und da Vater und Mutter, Verwandte und Nachbarn sich überall nach Mitteln zur Linderung des Übels des Mädchens umtaten, trafen sie auch einen alten einäugigen Franziskaner, der nur ein Auge besaß, in seinem Leben viel gesehen und besondere Kenntnisse in der Heilkunde sich erworben hatte. Daher war den Eltern der Patientin sein Besuch sehr willkommen; er betrachtete, ach! unter demselben Mißfallen der Kranken, das sie auch früher gezeigt hatte, alles nach Belieben und vermaß sich hoch und heilig, sie zu heilen.

Ihr könnt Euch denken, daß man seine Worte sehr gerne hörte, und so ward die trauernde Gesellschaft, aus der längst alle Heiterkeit geschwunden war, dadurch etwas getröstet und hoffte, die Sache würde nach seinen Worten ausgehen.

Er verließ nun das Haus und versprach am andern

Morgen mit der heilkräftigen Arznei wiederzukommen, die ihr in kurzer Zeit den großen Schmerz, der die arme Patientin so marterte und peinigte, nehmen sollte.

Die Nacht ward sehr lang, da man den ersehnten Tag erwartete. Trotzdem vergingen nicht viele Stunden, da erinnerte sich unser guter Franziskaner seines Versprechens, sich bei der Patientin zur festgesetzten Stunde einzufinden. Daß er sehr freundlich und ebenso freudig empfangen wurde, könnt Ihr Euch denken. Als nun die Stunde gekommen war, da er beginnen und an der Kranken sein Mittel versuchen wollte, nahm man sie wie das letztemal und legte sie so gut wie möglich umgekehrt auf das Bett und ihr Hinterer ward ziemlich weit aufgedeckt und unverzüglich von den Frauen mit einem schönen weißen Stück Leinen bedeckt, belegt und beschützt, und an der Stelle des geheimen Übels ward ein hübsches Loch gemacht, durch das der Meister Franziskaner es deutlich sehen konnte.

Er betrachtete das Übel bald von der einen, bald von der andern Seite; jetzt betastet er es ganz sacht mit dem Finger, nun nimmt er das Pulver, das er bei ihr anwenden will. Jetzt betrachtet er die Röhre, durch die er das Pulver auf und in das Übel blasen will, nun wendet er sich ihr von neuem zu und sieht abermals auf das Übel und kann es sich gar nicht genug ansehen. Endlich nimmt er sein Pulver in die linke Hand, schüttet es in ein hübsches, fleines, flaches Gefäß, nimmt in die Rechte seine Röhre, die er mit dem Pulver füllen will und beschaut

wiederum sehr gründlich und ganz nahe durch das Loch das schmäbliche Übel des armen Mädchens. Und als dieses die sonderbare Art bemerkte, wie unser Franziskaner mit seinem einen Auge alles besah, konnte es sich nicht mehr halten; ein gewaltiges Lachen suchte es lange, aber ach! so schlecht zu unterdrücken, daß das gewaltsam zurückgehaltene Lachen zu einem Schall auf der Kehrseite ward, dessen Wind so genau auf das Pulver traf, daß der größte Teil desselben gegen das Gesicht und das einzige gute Auge des guten Franziskaners flog, der, sobald er den dadurch verursachten Schmerz verspürte, Gefäß und Röhre fallen ließ und beinah auf den Rücken gefallen wäre, so sehr war er erschrocken.

Und als er sich wieder etwas gefaßt hatte, legte er schnell die Hand an das Auge und beklagte sich heftig, sagte, er wäre entstellt und in Gefahr, sein einziges gutes Auge noch zu verlieren. Er log nicht; denn in wenigen Tagen zerstörte und fraß ihm das ätzende Pulver das Auge auf und so ward er blind und blieb es. Daher ließ er sich eines Tages nach dem Hause, in dem er diesen schönen Preis gewonnen hatte, führen und von seinem Begleiter zu dem Herrn des Hauses bringen, dem er seinen jämmerlichen Zustand klagte und ihn bat und ersuchte, ihm doch, wie es recht und billig und seinem Stande zukomme, einen anständigen Lebensunterhalt zu gewähren. Der Bürger erwiderte, dieses sein Mißgeschick tue ihm sehr leid; er wäre aber nicht die Veranlassung dazu gewesen und glaubte

sich in keiner Weise zu irgend etwas verpflichtet. Trotzdem erklärte er sich bereit, ihm aus Mitleid und als Almosen eine freundliche Geldhilfe zuteil werden zu lassen, da er seine Tochter zu heilen unternommen, was er allerdings nicht vollbracht hätte; an ihn könnte er sich zwar in keinem Falle halten; er wolle ihm jedoch so viel Geld geben, als hätte er seiner Tochter die Gesundheit wiedergegeben, er sei aber, wie gesagt, nicht dazu verpflichtet.

Der Meister Franziskaner, mit diesem Anerbieten nicht zufrieden, verlangt, er solle ihn sein Leben lang unterhalten, beklagt sich, seine Tochter hätte ihn in seiner und vieler anderer Leute Gegenwart geblendet und dadurch um die würdige und hochheilige Weihe des kostbaren Leibes Jesu, den heiligen Dienst der Kirche und die ruhmvolle Nachforschung in den Büchern der Doctoren, die über die heilige Schrift geschrieben haben, gebracht und deshalb könne er nicht mehr dem Volke durch Predigten dienen, was seinen völligen Ruin bedeute. Er wäre nun ein Bettler und auf Almosen angewiesen, da er sich sonst nichts mehr erwerben könne.

Was er aber auch immer sagen und Flagen mochte, er konnte keine andere Antwort als die frühere erhalten. Daher wandte er sich an die Gerichtsbarkeit des Londoner Parlaments, vor das er eines Tages unsern Kaufherrn laden ließ. Und als die Stunde kam, da er seine Sache durch einen trefflichen, gut von allem unterrichteten Anwalt vertreten ließ, fanden sich, Gott weiß, viele Leute im Gerichts-

saal ein, um dem seltsamen Prozeß beizuwohnen, der den Herren des Parlaments ebenso wegen der Neuheit des Falls, als der angeführten ungewöhnlichen und lustigen Gründe und Beweise der streitenden Parteien sehr gefiel. Dieser so spaßhafte und ungewöhnliche Prozeß ward vielen Leuten bekannt, es wurde aber die Entscheidung ziemlich lange hinausgeschoben. Und so ward das Mädchen, das vorher ob seiner Schönheit, Güte und Schmußheit vielen Leuten wohlbekannt war, aller Welt durch das verwünschte Ubel der Hämorrhoiden notorisch, von dem sie, wie man mir seitdem erzählt hat, endlich geheilt wurde.

2.

Der Augenarzt.

Im lieblichen und fruchtbaren Lande Holland lebte vor noch nicht hundert Jahren ein schmucker Ritter in einem schönen guten Hause; bei ihm weilte ein schönes junges Kammermädchen, in das er leidenschaftlich verliebt war, und aus Liebe zu dem er es bei dem Quartiermeister des Herzogs von Burgund durchzusetzen gewußt hatte, daß dies Haus ihm zur Wohnung überwiesen ward, auf daß er besser seine Zwecke verfolgen und an das ersehnte Ziel, das seine Liebe ihn begehren ließ, gelangen könne. Als er ungefähr fünf oder sechs Tage in diesem Hause geweilt hatte, begegnete ihm ein großes Mißgeschick; denn eine Krankheit befiel eines seiner Augen so

schwer, daß er es, wollte er nicht arge Schmerzen erdulden, nicht offen halten konnte. Da er in großer Furcht schwebte, es einzubüßen, ließ er, zumal dieser Körperteil die größte Sorge und Achtsamkeit erheischte, den Chirurgen des gnädigen Herrn Herzogs holen, der damals in der Stadt weilte.

Nun müßt ihr wissen, daß der Chirurg ein sehr schmucker Gesell war und sich des größten Rufes im Lande erfreute. Und sobald der Chirurg, den er zu sich hatte bitten lassen, das Auge sah, gab er seine Meinung dahin ab, daß er es für verloren erklärte, wie die Ärzte gewöhnlich bei Krankheiten zu urteilen pflegen, damit sie, wenn sie sie geheilt haben, sich eines größeren Lobes und Lohnes zu erfreuen haben. Der gute Ritter, der ob dieser Kunde recht betrübt war, fragte, ob es kein Heilmittel dafür gebe, und der andere erklärte, es wäre sehr schwer, das Auge zu retten, trotzdem wolle er mit Gottes Hilfe es zu heilen unternehmen.

„Wenn Ihr mich heilen und ohne Verlust meines Auges von diesem Übel befreien wollt, so werde ich es Euch gut lohnen,“ erklärte der Ritter. Der Handel ward abgeschlossen, der Chirurg unterfing sich, das Auge unter Gottes Beistand zu heilen, und setzte die Stunden fest, zu denen er täglich kommen würde, um nach ihm zu sehen.

Nun müßt Ihr wissen, daß jedesmal, wenn unser Chirurg den Kranken besuchte, das schöne Kammermädchen ihn begleitete und ihm stets seine Büchse oder seine Schindel hielt und den armen Patienten, der in Gegenwart seiner Liebsten seinen Schmerz

zur Hälfte vergaß, halten half. Wenn der gute Ritter vorher in das Kammermädchen verliebt war, so ward es jetzt der Chirurg, der jedesmal, wenn er seinen Besuch machte, auf das schöne schmucke Gesicht dieses Kammermädchens seine freundlichen Blicke heftete und ihm endlich erklärte, wie es um ihn stände. Ihm ward geneigtes Gehör geschenkt und man willigte von Anfang an in seine Bitten. Doch wie man die heiße Sehnsucht stillen könnte, wußte man nicht. Endlich aber ward doch nach mancher Mühe durch die Klugheit und den Scharfsinn des Chirurgen folgendes Mittel gefunden. „Ich will“, erklärte er, „dem gnädigen Herrn, meinem Patienten, Fundtun, daß sein Auge verloren ist, wenn das andere nicht verbunden wird; denn dadurch, daß er mit ihm sieht, hindert er die Heilung des andern Kranken. Wenn er“, sagte er, „damit einverstanden ist, daß es bedeckt und verbunden wird, können wir in größter Bequemlichkeit unsere Freuden und Vergnügungen genießen, sogar in seinem Zimmer, damit er noch weniger Verdacht schöpft.“

Das Mädchen, das ebenso große Sehnsucht wie der Chirurg hatte, billigte diesen Plan höchlichst, wenn man ihn wirklich so ausführen könne. „Wir wollen es versuchen,“ sagte der Chirurg. Er kam wie gewöhnlich, um nach dem kranken Auge zu sehen, und als er es aufgedeckt hatte, tat er sehr erschrocken: „Wie,“ rief er, „ich habe es ja noch niemals so schlecht gesehen. Um das Auge steht es ja jetzt viel schlimmer als vor vierzehn Tagen. Wir müssen dagegen etwas tun, gnädiger Herr.“

„Was aber?“ rief der Ritter.

„Wir müssen Euer gutes Auge bedecken und verhüllen, so daß ungefähr eine Stunde, nachdem ich das Pflaster auf das andere aufgelegt habe, kein Licht zu ihm dringt; denn das hindert zweifellos die Heilung. Fragt nur dieses schöne Mädchen, das es jeden Tag gesehen hat, ob es besser geworden ist,“ sagte er.

Und das Mädchen erklärte, es wäre schlimmer als vorher.

„Nun, dann überlasse ich Euch alles,“ versetzte der Ritter, „macht mit mir, was Ihr wollt, ich bin's zufrieden, es mir verbinden zu lassen, wenn ich nur geheilt werde.“ Als die beiden Liebenden sahen, daß der Ritter damit einverstanden war, sich das Auge verhüllen zu lassen, waren sie sehr erfreut. Als es geschehen und die Augen verbunden waren, tat der Meister Chirurg, als ginge er wie gewöhnlich weg und versprach bald wiederzukommen, um nach dem Auge zu sehen. Er ging aber nicht weit; denn er streckte ziemlich in der Nähe seines Patienten seine Dame auf ein Bett und untersuchte mit einem andern Instrument, als er es bei dem Ritter angewandt hatte, die geheimen Teile des Kammermädchens. Drei, vier, fünf, sechsmal nahm er sich dieses schönen Mädchens an, ohne daß der Ritter es bemerkt hätte, der zwar das Geräusch hörte, doch nicht wußte, was es zu bedeuten hätte, bis er beim sechstenmal Verdacht schöpfte. Als er diesmal das Geräusch und den Lärm der Kämpfenden vernahm, riß er Binden und Pflaster vom Auge, schleuderte sie weit

fort und bemerkte die beiden Liebenden, die sich so gebärdeten, als wollten sie einander aufessen, — so fest hatten sie sich ineinander verbissen.

„Was soll das heißen, Meister Chirurg?“ rief er. „Sagt Ihr mich etwa deshalb zur Blindheit verurteilt, um mir diesen Ärger zu machen, kann mein Auge etwa nur dadurch geheilt werden? Weshalb macht Ihr Euch so über mich lustig? Beim heiligen Johann, ich dachte mir doch bald, daß Ihr weit öfter aus Liebe zu meinem Kammermädchen, als um meiner schönen Augen willen mich besucht habt. Nun schön, schön, ich bin in Eurer Gewalt, Herr, und kann mich noch nicht rächen, doch ein Tag wird kommen, da ich's Euch gedenken werde.“

Der Chirurg, der der schmuckste Gesell und trefflichste Mensch war, begann zu lachen, und sie schlossen Frieden, und ich glaube wohl, daß alle beide nach der Heilung des Auges sich über die Zeit einigten, da sie bei dem Kammermädchen an die Arbeit gehen konnten.



Pfarrer Arlotto

Der Pfarrer und der Verschneider.

Auf seiner Wanderschaft durch unsere Flecken und Dörfer kam ein Verschneider auch in die Gemeinde des Pfarrers Arlotto. Da sagte der Pfarrer zu seinem Fronbauern: „Martino, ich höre, daß dieser Arzt hübsche Heilungen aufzuweisen hat: warum läßt du deinen Knaben nicht verschneiden?“

Martino antwortete: „Weil es mir unmöglich ist, den Meister ins Haus zu nehmen und ihn zu bezahlen; Ihr wißt, daß es mir an Brot mangelt.“

„Ich habe unrecht,“ erwiderte da der Pfarrer, „du brauchst Hilfe und darum schicke ihn zu mir.“

Als der franke Knabe gekommen war, ließ der Pfarrer den Arzt holen; der Knabe mußte sich in das Bett des Meisters legen und der Arzt verschnitt ihn und nahm ihm einen Hoden heraus und behandelte ihn sorgfältig. Und der Pfarrer zahlte etwa einen Monat lang die Kosten für den Arzt und dessen Gehilfen, für ihre Reittiere, für den Kranken und für die Arzneien.

Als der Arzt diese Mildthätigkeit des Pfarrers sah, nahm er von den vier Dukaten, die er der getroffenen Abmachung gemäß bekommen sollte, nur zwei und ließ die andern zwei für die Armen.

Antonio Cornazano

I.

Pisse klar, dann kannst du auf den Arzt pfeifen.

Ein unwissender Arzt, wie es deren viele gibt, ging in der Absicht, dort zu Vermögen zu kommen, in die genuesischen Berge bei Chiavari, welche dicht von beschränktem Bauernvolk bewohnt sind. Bei den ersten Proben, die er dort von seiner Kunst ablegte, streute er, da er jene Dörfer und Täler alle voll mannbarer Mädchen fand, die sich mit Wollen- und Leinenweberei beschäftigten, das Gerücht aus und verbreitete es gehörig, er verstehe sich darauf, die verrenkten Seigen wieder ins Lot zu bringen. Es heißt ja von jeher, daß alle Weberinnen infolge jener beständigen Reibung und des fortwährenden Auf und Ab an diesem Schaden leiden. So kamen denn viele heiratsfähige Mädchen heimlich zu ihm, und er legte sie auf einer eigens für diesen Zweck bereitgestellten Bank zurecht und besorgte es ihnen gründlich. Dies sei, versicherte er ihnen, die Art, wie man sie wieder gerade mache. Er hatte einen dicken festen Knüttel, und es wollte die Weberinnen bedünken, als bediene er sie gut. So lockte er ihrer viele in die Falle und gelangte in kurzer Zeit neben seinem großen Nutzen und dem Vergnügen, das er hatte, zu großem Rufe. Unter den Weberinnen

war daher von nichts weiter die Rede als vom Meister Ghirardone von Bobbio; denn so hieß unser Arzt.

Ein Maultiertreiber aus dieser Gegend nun hatte eine alte sehr fränkliche Frau. Diese bat ihn, ihr den Arzt zu rufen; denn sie wollte von ihm so behandelt werden, wie sie gehört hatte, daß er die andern behandelt. Er ließ ihn also in das Haus kommen, wo er mit seinem Weibe in gutem Wohlstande lebte. Als der Arzt kam, erkundigte er sich nach der Krankheit der Frau. „Sie wird es Euch selber sagen,“ erwiderte ihm der Gatte, „geht nur hinein.“ Als er nun bei ihr drinnen war, stieß die Alte die Thüre zu und sagte zu ihm: „Messere, ich möchte, daß Ihr sie mir einrichtet; ich bin nämlich zeit meines Lebens Weberin gewesen und weiß, daß Ihr Euch auf die Kunst des Einrenkens gar vortreflich versteht.“

Als der Arzt diese widerwärtige Alte sah, sprach er: „Madonna, jedes veraltete Ubel ist unheilbar, aber laßt mich Euern Urin sehen, vielleicht habt Ihr eine andere Krankheit als Ihr glaubt.“ Dies sagte er, um Geld aus ihr herauszulocken, da er wußte, daß sie reich war. Sie urinierte auch mir nichts dir nichts in ein Glas und zeigte ihm ihr Wasser. Der Arzt schaute es ganz verdutzt an, erklärte es für sehr trüb und ließ den Mann hereinkommen. „Was soll ich dir geben,“ fragte ihn dieser, „wenn du sie so furierst, daß sie klar pissen kann?“ Worauf der Arzt: „Wir wollen keinen Pakt schließen, aber gib mir zwei Dukaten im voraus und dann tag-

lich dasselbe, solange meine Kur dauert." „Wenn sie klar pisst, wird sie dann kuriert und ihres Übels ledig sein?" fragte der Maultiertreiber. „Ja wohl," erwiderte der Arzt, „wenn sie klar pisst, so kannst du auf den Arzt pfeifen."

Die Alte, die ihn aus einem andern Grunde hatte rufen lassen, nämlich weil es sie danach verlangte, sich von ihm die Bälge treten zu lassen, ließ sich das Wort gesagt sein, daß sie auf den Arzt pfeifen könne, wenn sie klar pisse, und merkte es sich. Als er sie nun länger in der Kur behielt, als ihr nötig erschien, eben weil er sie gehörig rupfen wollte, sagte sie zu ihrem Gatten: „Schau, Gavocchio" — denn so hieß er — „dieser Schelm von einem Arzt wird nie zugeben, daß ich klar pisse, nur um mir mein Geld aus der Tasche zu ziehen, und du siehst doch, daß ich goldklar pisse. Ich will nicht, daß wir ihn verabschieden; denn das Geld, das ich ausgegeben, wäre dann verloren, wir wollen vielmehr, wenn du mir hilfst, es dahin bringen, daß wir ihm dreißig gute Dufaten abnehmen, denn er steht im Begriff, nach Polzevera zu gehen, um von dort Sachen und Geld zu holen, die er dort gelassen hat. Das soll alles unser sein." „Sag nur, was ich machen soll," erwiderte der Gatte, „und ich werde es tun; denn auch mir will es scheinen, daß du klar pissest." „Man muß ihn mit Gewalt zum Geständnis nötigen," erklärte die Alte, „und zwar auf folgende Weise: „Nimm einen Schlauch von meiner Größe und geh' ihm um die Stunde, da er mit dem Gelde zurückkehren muß, entgegen. Mich führst du auf einem

Maultier zu dem Graben, über den er kommen muß, und während wir dort auf ihn warten, sollst du mich mit grünen Zweigen bedecken, so daß keine Spur von meinem Fleisch durchschimmert, und ebenso machst du es mit dem Schlauch, um die Sache glaubhaft zu machen. Nimm ferner einen Kumpen mit, auf den du dich verlassen kannst und tu so, als wolltest du diese Schläuche von ihm kaufen. Wenn dann der Arzt vorüber kommt, ruf' ihn an und bitte ihn, er möge dir raten, ob du sie nehmen sollst." Da unterbrach sie der Gatte und sagte sofort: "Ich verstehe dich, du willst ihm unter den Bart pissen und trompeten; er wird glauben, du seist ein Schlauch und erklären, daß du klar piffest, worauf du den Arzt beim Worte nehmen und auf ihn pfeifen wirst. Eine andere Möglichkeit, uns zu rächen, haben wir nicht; du hast vollkommen recht."

Nachdem sie durch einen Späher den Tag festgestellt hatten, an dem der Arzt mit dem Gelde zurückkehren sollte, machte sich Gavocchio mit seiner Gattin, die er auf ein Maultier gesetzt hatte, und einem Genossen, der nebenher lief, auf den Weg nach dem Graben, über den der Arzt kommen mußte. Dort angelangt, ließ er die Alte absteigen, schnitt eine Menge grüner Zweige ab, ließ sich die Alte nackt auf allen Vieren mit angezogenen Knien auf den Boden fauern, bedeckte sie dann über und über mit Zweigen, wie es die Leute zu tun pflegen, die an heißen sonnigen Tagen mit Schläuchen über Land gehen. Ebenso machte er es mit dem Schlauch, um den trügerischen Charakter der Veranstaltung zu ver-

decken, so daß jedermann dadurch getäuscht worden wäre.

Da erschien auch schon pünktlich der Arzt auf einer jungen Mauleselin, hinten zwei Mantelsäcke aufgeschnallt, in denen sich ungefähr sechzig Dufaten und vier Aderlaßbecken befanden. Gavocchio näherte sich ihm ganz unterwürfig und sprach: „Lieber Herr, wenn es Euch gefällig ist, so steigt bitte ein wenig ab und sagt mir, was Ihr von diesen Schläuchen haltet, die mir dieser wackere Mann hier verkaufen möchte. Ihr seid ein Philosoph und kluger Rat vor dem Herrn; wenn ich Eurer Meinung folge, kann ich keinen schlechten Kauf machen.

Der Arzt, der einen recht grobfädigen Verstand hatte, freute sich über diese Lobsprüche nicht wenig, stieg schließlich ab, ließ die Mauleselin mit den Mantelsäcken unter einem Baum und kam an den Grabenrand, wo die Schläuche lagen. Hier beugte er sich zu dem Laubhaufen herab, unter dem die Alte lag, worauf ihr Gatte zu ihm sagte: „Nehmt bitte das Mundstück dieses Schlauches ein wenig in die Hand“ — worauf er ihn zwischen den Zweigen hindurch die untere Öffnung der Alten anfassen ließ, die genau so aussah wie der haarige Mund eines Weinschlauches. Und während er die glitschigen Lippen mit den Fingern zuhielt, drückte der rittlings auf ihr sitzende Gatte die Alte in die Seiten, so daß sie zu pissen anfing. Sogleich rief der Arzt: „Dieser Schlauch hat Risse, es spritzt überall heraus.“ Worauf Gavocchio: „Schaut bitte nach, Herr, ob das klar ist, was herauskommt oder ob es verdorben

ist." „Jawohl, er pißt blitzklar," erwiderte der genasführte Arzt, während die Alte ihm fortwährend auf Hände und Arme brunzte.

Raum aber hatte diese gehört, daß der Arzt zugab, daß sie klar piße, da erinnerte sie sich seines Wortes, daß sie dann auf den Arzt pfeifen solle und begann ihn nunmehr nach Noten einzuweichen und hinten loszufeuern. Als der Arzt dann Gavocchio sagen hörte: „Seh, Meister, riecht doch bitte, was für ein Geruch das ist," steckte er die Nase durch die Zweige zwischen ihre Hinterbacken, zog den Hauch an und schrie: „Puh! puh! fauft ihn nicht, er stinkt nach Kot, daß einem ganz schlecht wird; er ist innen ganz verfault!" Da sprang die Alte auf ihre Füße, schleuderte ihn mit einem Fußtritt in den Graben und rief: „Du lügst, ich bin geheilt; du hast bereits zugegeben, daß ich klar piße, und wer klar pißt, der pfeift auf den Arzt, und so habe ich getan." Während der in den Graben gestürzte Arzt um Hilfe rief, rannte Gavocchio zu der Mauleselin, stieg auf, nahm die laubgeschmückte Alte hinter sich auf die Kruppe und galoppierte mit dem Gelde davon. Den Arzt aber ließ er im Kot begraben liegen, und dieser mußte infolge des ihm gespielten Streiches fortab stets hören: „Piße klar, dann fannst du auf den Arzt pfeifen."

2.

Dem hellen Kopf genügen wenig Worte.

Einen eifersüchtigen, überdies noch bejahrten Edelmann erfaßte, da seine Frau schön und vielleicht

liebenswürdiger war, als er gewünscht hätte, ein solcher Argwohn gegen sie, daß er Tag und Nacht keine Ruhe fand. Daher ließ er sie ein sehr eingeschlossenes Leben führen und bewachte sie scharf, und dies um so mehr, als er seine eigene Unfähigkeit kannte (kommt doch die Eifersucht häufig von einem Mangel an Selbstvertrauen). Daher jagte er auch alle Diener davon, die er im Hause hatte; denn da sie jung und aufgeweckt waren, fürchtete er, daß etwas passieren könne. Da er aber nicht ohne einen Diener sein konnte, kaufte er einen einzigen Sklaven, einen ganz jungen Burschen, der frisch vom Barcagebirge eingeführt worden war. Er war gut gewachsen und stattlich, verstand aber kein Wort von unserer Sprache. Sobald er im Hause war, gab er ihm den Namen „Seller Kopf“; er taufte ihn aber nur aus Ironie so, um auf die Unerfahrenheit des Dieners anzuspieren, der nichts verstand.

Als die Frau diesen neuen, der italienischen Sprache vollkommen unkundigen Burschen sah, der wiewohl schwarz, doch jung war und zudem seinem Wuchs nach auf ein kräftiges Pflanzholz schließen ließ, sprach sie in ihrem Herzen also wider ihren Gatten: „Der da soll mich treten, und wenn du verreckst, du eifersüchtiger Hahnrei; für einen Tört will ich dir sechs antun, da du mich so hinter Schloß und Riegel hältst, daß ich kaum die Vögel in der Luft sehe.“

Als nun eines Tages der Gatte in seinem Geschäftszimmer über seinen Rechnungen hockte und der Diener bei ihr in der Kammer saß, warf sie sich aufs Bett

in der Stellung, in der sie dem Gatten diene, und winkte dem Schwarzen, sie zu besteigen; denn er verstand noch kein Wort. Der Diener, der eine große Sünde zu begehen meinte, zog sich zurück und wollte sie nicht besteigen, da er auch fürchtete, auf diese Weise auf die Probe gestellt und nachher geschlagen zu werden. Wie nun die Frau sah, daß er sich weigerte, sprang sie auf und fing an zu wettern, damit der Gatte es höre: „Was Teufel soll das heißen! soll ich die Magd eines Hundes von Mohren sein? Er hat die guten Diener davongejagt und einen Schinderknecht genommen, der nichts tun will; wenn ich ihm was befehle, scheint er sich über mich lustig zu machen.“

Der Gatte, der seine Frau aufs innigste liebte, kam, als er diese Klagen hörte, aus seinem Kontor heraus und fragte sie: „Was ist denn los, mein lieber Schatz, warum regst du dich so auf?“ Sie ergeht sich in wilden Klagen und beschuldigt den Sklaven, daß er nicht gehorchen will. Der Gatte entschuldigt ihn zunächst, daß er ja nichts verstehe, dann aber wendet er sich ihm zu und bedroht ihn: „Seh, Seller Kopf, du nichtsnutziger Tropf, wenn du Petronella (so hieß die Gattin) nicht gehorchst, zerbreche ich dir die Knochen. Sieh zu, daß du sie schneller bedienst als mich selbst.“

Nachdem er dies gesagt, ging er wieder davon, und als er in seinem Kontor war, legte sich die Frau zurecht wie das erste Mal und winkte dem Neger, aufs Bett zu steigen und sie zu reiten. Er weigerte sich jedoch abermals, es zu tun und drehte ihr den Rücken

zu, wie wenn er die Absicht hätte, das Zimmer zu verlassen. Wieder sprang sie auf und lief schreiend zu ihrem Gatten: „Seht,“ rief sie, „was für einen Taugenichts Ihr gekauft habt! Ich habe ihm seinen ganz zerlumpten Kittel geflickt — er liegt auf Euerem Bett — und wie ich ihm nun durch Zeichen zu verstehen gab, er solle ihn ausbürsten und säubern, um anständig vor Euch erscheinen zu können, da kehrt er mir den Rücken und macht sich über mich lustig.“

Da läuft der Gatte wütend aus seinem Kontor heraus, greift nach einem Stock und verabreicht ihm eine Tracht Prügel. Der unglückliche Bursche fängt an zu weinen und bringt soviel in unserer Sprache heraus, daß er sagt: „Messer, ich nicht verstehn.“ „Was? du nicht verstehn,“ erwiderte der Edelmann, „ein Wink genügt,“ und er hob den Finger, indem er ihn scharf ansah und wiederholte: „Ein Wink genug, es bedarf nur weniger Worte; sobald sie den Finger erhebt, mußt du auch schon fliegen.“

Obgleich der Mohr das Wort nicht verstand, merkte er sich doch die Zeichen des Edelmannes, der immer noch den Finger erhoben hielt und noch einmal sagte: „Dem hellen Kopf genügen wenig Worte; wenn du die Worte nicht verstehst, so genügt ein Wink;“ und er deutete just auf den Kittel des Burschen, der auf dem Bette lag, und den die Frau in wohlberechneter Absicht dorthin gelegt hatte. Nach diesem derben Ausputzer verließ er das Zimmer.

Als er wieder in seinem Kontor war, was die Gattin am Klingeln der Türglocke erkannte, stieg sie

abermals aufs Bett und legte sich hin ut supra, worauf sie dem Sklaven ein Zeichen gab, auf sie zu steigen, indem sie den Finger hob, wie der Gatte es getan hatte. Denn nach dem, was sie ihn sich merken sah, als der Edelmann ihn schlug, glaubte sie, daß er sich aus Furcht dazu werde verstehen müssen. Und richtig stieg der Sklave, welcher der Meinung war, er sei geschlagen worden, weil er nicht heraufgestiegen, noch ganz verheult aufs Bett, und nachdem sein Knüppel die nötige Stärke gewonnen hatte, trat er seine Herrin, und versetzte ihr, wie um sich für die erlittene Unbill zu rächen, sehr heftige Stöße, wobei er fortwährend brummte und knurrte. Während er ihr so einen großen Tort anzutun meinte, tat er just das, was sie begehrte.

Der Edelmann, der ihn bis in sein Kontor hörte, weil eine einzige Mauer die Zimmer trennte, rief: „Sah, du Schelm! Schnurre nur, du stammst wohl von den Katzen ab, die gnauzen und schnurren, wenn sie einander striegeln.“ Er glaubte nämlich, er sei damit beschäftigt, den Kittel zu klopfen, während er die Gattin auf andere Art klopfte.

Als er den ersten Gang hinter sich hatte, fing er an, Geschmaç an der Sache zu finden und waltete zwei weitere Male seines Amtes, bevor sein Herr das Kontor verließ. Als dieser dann zum Mittagessen erschien, fand er die beiden heiter und guter Dinge, und die Gattin, die an dem Pflanzholz des Sklaven wunderbares Gefallen gefunden hatte, sagte: „Die Schläge von vorhin haben ihn erstaunlich verwandelt, es ist gut, wenn er bisweilen ein

wenig gestriegelt wird." „Habe ich's dir nicht gesagt, meine Petronella," antwortete der Hörnerträger, „daß er sich gut entwickeln würde?" Und jedesmal, wenn er zugegen war und sich mit seiner Gattin unterhielt, lachte er ihn freundlich an, während sie solche Beweise seiner Zufriedenheit mit Bedacht herausforderte, damit der Sklave glaube, daß sein Herr sehr zufrieden mit seiner Tätigkeit sei.

Nachdem sie ihn dann hinlänglich gelobt hatte, sagte die Frau: „Ich möchte, daß Ihr ihm ein Paar Schuhe und ein Wams kauftet." Sobald sie dann mit Essen fertig waren, ging er mit dem Sklaven auf den Markt, kaufte ihm die Sachen und schickte ihn nach Hause, die Betten zu machen. Bevor er ihn aber verabschiedete, sagte er zu ihm: „Seller Kopf, du hast mich verstanden: ein Zeichen genügt," womit er den bewußten Finger erhob. Der Sklave sah ihn an und sagte nur: „Ich wohl verstehen, Messere, wenig Worte." „Wenig Worte," wiederholte der Edelmann, „gehorsche Petronella, ein Wink genügt."

Als der Sklave neuausgestattet nach Hause kam, war das erste, was er tat, daß er die Herrin umarmte, glaubte er doch diesen Auftrag von dem Gatten auf dem Markte erhalten und die Schuhe für seine Bettarbeit verdient zu haben. Und in kurzer Zeit nagelte er die Frau zwei weitere Male. Jedesmal, wenn der Edelmann auf den Markt ging und ihn mit den Einkäufen heimschickte, sagte er beim Abschied zu ihm: „Seller Kopf, ein Wink genügt," womit er ihn mahnen wollte, gehorsam zu

sein, worauf dieser antwortete: „Wenig Worte, Messere,“ gleich als wollte er sagen: „Du willst, daß ich sie besteige, sobald ich zu Hause bin, und ich werde es tun.“ Dann ging er, mit Kohl oder mit Fischen befrachtet, heim; kaum aber war er angelangt, so warf er den Kohl hin und senkte den Lauch in die Furche, hing den Fisch auf und das Fleisch hinein.

Lange Zeit dauerte diese Übung an dank der Schlaueit dieser Frau, auf die vielleicht niemals besser gehört wurde als von diesem Schwarzen, der kein Italienisch sprechen konnte. Sie verkaufte den Gatten solange, bis sie sich schwanger fühlte; der Sklave aber erkrankte infolge des allzuvielen Tretens.

Sobald sie merkte, wie es um sie stand, ersann sie eine List, die noch feiner war als die erste; denn da sie überzeugt war, daß sie einen Sohn gebären würde so schwarz wie der Vater, ließ sie sich einen Betthimmel machen, dessen Unterseite das Wappen ihres Geschlechts zeigte: einen nackten Mohren auf einem Felsen; dann bestach sie den Hausarzt mit hundert Zechinen, damit er bei der Geburt zugegen sei und nach Inaugenscheinnahme des schwarzen Kindes bezeuge und versichere, daß das Neugeborene infolge des Bildes auf dem Betthimmel schwarz ausgefallen sei. Er solle betonen, daß die Einbildungskraft in der Medizin als einflußreicher Faktor anerkannt sei und die von ihrem Gatten beschlafene Frau im Augenblick der Empfängnis die Augen auf die Figur des Schwarzen geheftet ge-

habt und der Same im Embryo sich daher verändert habe.

Als nun die Stunde der Niederkunft gekommen war und sie einem Zwillingspaar von der Farbe des Vaters das Leben gegeben hatte, stand ihr der geschmierte Arzt mit seinen Versicherungen und Beweisen zur Seite, so daß der Gatte sich beruhigte. Der Sclave brachte vier Monate im Bett zu, abgemagert bis auf die Knochen infolge des allzuvielen Schwitzens. Als der Arzt zu ihm kam, um ihn zu kurieren und ihn fragte: „Was fehlt dir, wo hast du Schmerzen?“ antwortete und wußte Heller Kopf nichts weiter zu antworten als: „Wenig Worte, Messere, wenig Worte.“ Und so oft er ihn auch über seine Krankheit befragte, brachte er doch nie etwas anderes aus ihm heraus, als: „Dem hellen Kopf genügen wenig Worte, Herr,“ wodurch er andeuten wollte, daß er sterbe, weil er allzuviel den Bogen gespannt. Der Arzt aber, der des Glaubens war, er habe ihm damit sagen wollen, daß das Reden ihm schade, ließ dem Übel, das immer schlimmer wurde, seinen Lauf; und als er dann an dem Urin erkannt hatte, daß das nachgerade unheilbar gewordene Übel Tripper war, ließ er ihn seinen Weg zu Gott nehmen und strich das Geld für die Behandlung ein.

Die später von ihm in der Stadt verbreitete Geschichte gab den Anlaß zu dem oben genannten Sprichwort.

*

*

*

Mensa philosophica

Von einer Ärztin.

Eine ehrbare Dame, die in Armut geraten war, bat einen Bischof um ein Almosen. Dieser aber tadelte sie und sagte zu ihr, sie solle etwas lernen, wodurch sie sich ernähren könne, damit sie nicht also wider die Scham Betteln müsse. Er schlug ihr vor, sich doch mit der Medizin zu beschäftigen. „Herr,“ erwiderte sie, „ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll.“ Da sprach der Bischof: „Wenn Ihr zu einem Kranken kommt, müßt Ihr Umschau halten, ob Ihr nicht in der Nähe des Bettes irgend etwas liegen seht, und dann müßt Ihr dem Kranken auf den Kopf zusagen, daß er zuviel davon gegessen habe.“ Sie tat also und ward dadurch berühmt in der ganzen Stadt.

Lange Zeit danach geschah es, daß der Bischof an einem Geschwür in der Kehle erkrankte. Sie kam zu ihm und da sie um das Bett herum nichts fand als Kissen, sagte sie: „O Herr, Ihr habt zu viel Kissen gegessen.“ Als der Bischof dies hörte, mußte er gewaltig lachen, worauf das Geschwür in der Kehle aufbrach, der Eiter sich durch den Mund ergoß und er geheilt war.

Nachdem er wieder vollkommen hergestellt war, ließ er die Ärztin rufen und wollte von ihr wissen, von wem sie die Kunst des Heilens gelernt habe. „Von einem gewissen hochwürdigen Bischof,“ erwiderte die Frau. Da sagte der Bischof: „Von mir habt Ihr sie gelernt, und unter meiner Fürsorge sollt Ihr Euer Leben fortsetzen.“

*

*

*

Giovanni Sabadino degli Arienti

I.

Der Arzt Meister Nicolao von Massa, genannt Portantino, kauft ein Schwein. Dieses wird ihm von einigen Studenten gestohlen. Der Arzt führt darüber beim Podestà Klage. Dieser schickt die Häsher in das Haus der Studenten, damit sie es nach dem Schwein durchsuchen. Sie finden es im Bett. Man sagt ihnen, es sei ein Pestfranker, worauf sie Reißaus nehmen. Hierauf wird das Schwein zum Schaden des Arztes von den Studenten verzehrt.

Vor nicht langer Zeit befanden sich auf der Universität Siena vier adlige und lustige Studenten. Der eine hieß Messer Antonio von Città di Castello und studierte das Kirchenrecht, der zweite hieß Messer Giovanni von San Gimignano und studierte Jurisprudenz, der dritte nannte sich Meister Antonio di Paolo di Valdarno von Arezzo und studierte die freien Künste, der vierte und letzte, Meister Micael di Cosimo mit Namen war aus Arezzo und gehörte der Familie der Grafen von Palazzo an und war damals ein junger Studierender der freien Künste. Er war ein sehr lustiger Gesell und führte den

Beinamen il Bacica. Wiewohl er gegenwärtig ein vortrefflicher Doktor an der Universität Bologna und an Jahren, Ernst und Tugenden reif ist, verleugnet er doch nicht die reiche Phantasie, die ihn damals auszeichnete, und alle Leute jener Stadt erinnern sich noch mit lebhaftem Vergnügen der prächtigen Äußerungen seiner edeln Natur. Diese Studenten hatten ihr Quartier im Hause Messer Francescos da Urbino, der damals Rektor der Schule der freien Künste zu Siena war. Neben dessen Hause wohnte ein Arzt, der in seiner Einbildung so gelehrt war, daß er Avicenna und Galen übertraf, während er in Wirklichkeit äußerst unwissend war. Sein Name war Meister Nicolao von Massa, er hatte aber den Beinamen Portantino, weil er so gravitatisch einherschritt. Dieser kaufte im Februar, als der Karneval nahe war, ein Schwein, das er schlachten, in sein Haus tragen und an einen Holzpflöck aufhängen ließ, um es, wie man es bei uns zu tun pflegt, vor dem Einpöfeln vier oder fünf Tage abhängen zu lassen.

Als unsere Studenten dies erfuhren, beschlossen sie, ihm das Schwein zu stehlen, da sich ihnen just eine günstige Gelegenheit bot. Die Schule war nämlich geschlossen, weil ein Student namens Meister Piero di Beri Martini, ein Freund des genannten Meister Michele, Grafen von Palazzolo, an der Pest gestorben war. Nachdem sie also diesen Beschluß gefaßt hatten, verschafften sie sich heimlich in das Haus des Arztes Einlaß und stahlen ihm zu ihrem größten Vergnügen das Schwein.

Als der Arzt sich am andern Morgen frühzeitig erhob und sich nach seinem Schwein, das ihm sehr am Herzen lag, umsah, entdeckte er alsbald den Diebstahl und empfand darüber großen Schmerz. Er vermutete alsbald, daß die Studenten die Täter gewesen seien, da diese ihm bereits verschiedene andere Streiche gespielt hatten. Er ging daher sogleich zu Messer Amadio von Città di Castello, der damals der sehr würdige Stadtrichter von Siena war, um bei ihm Klage zu führen.

Nachdem dieser den Fall vernommen hatte, schickte er ungefähr dreimal zu den Studenten und ließ ihnen befehlen, das Schwein zurückzuerstatten, widrigenfalls er sich gezwungen sehe, kriminaliter gegen sie vorzugehen. Da die Studenten jedoch leugneten, es gestohlen zu haben, und behaupteten, sie wüßten nicht, wo es geblieben sei, beschloß der Podestà, weil der Arzt ihm beständig in den Ohren lag, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er wollte eine Haussuchung bei ihnen vornehmen und, wenn das Schwein gefunden würde, sie verhaften und ins Gefängnis werfen lassen.

Als dies den Studenten zu Ohren kam, wurde ihnen doch bedenklich zumute und sie fürchteten, ihr Spaß könnte sich am Ende in Mißbehagen verwandeln. Die Kumpane riefen daher den Kleriker Messer Antonio von Città di Castello zu sich, um seine Meinung zu hören. Als der Priester, ein sehr witziger, erfindungsreicher Mann, der bei jeder Unternehmung gleich dabei war, die Genossen einigermaßen verlegen sah, weil sie dem Podestà nicht gehorcht hat-

ten, sagte er zu ihnen: „Habt keine Angst, meine Freunde; denn wenn Ihr tut, wie ich Euch sage, werden wir uns sichern und obendrein noch einen Riesenspaß haben. Was ich vorschlage, ist folgendes: Laßt uns in der Kammer, die auf den Saal hinausgeht, einen Tisch herrichten und ihn mit Gläschchen und Salbenbüchsen vollstellen, wie man es in den Krankenstuben mit den erforderlichen Medicinen zu machen pflegt. Wenn dann jemand in den Saal kommt und in die Kammer hineinwill, um nach dem Schwein zu suchen, so sollt Ihr Euch im Saal aufhalten und so tun, als seiet Ihr betrübt und niedergeschlagen, und wenn man Euch nach dem Grunde Eurer Traurigkeit fragt, so sagt, daß einer von den Unsrigen an der Pest erkrankt sei. In der Kammer aber wollen wir das Schwein an Stelle des Kranken ins Bett legen. Für das weitere laßt mich sorgen. Ich bin überzeugt, daß, wer seine Nase hereinsteckt, wünschen wird, nicht hergekommen zu sein; Ihr wißt ja, daß die ganze Stadt bereits voller Angst und Schrecken ist infolge des Todes unseres Studien-genossen, der in diesen Tagen gestorben ist.

Als die Studenten den Rat ihres Gefährten vernahmen, waren sie wieder guter Dinge und riefen lachend: „Wohlan denn ans Werk! umsomehr als es in dieser Angelegenheit nicht ums Leben geht.“ Mit diesen Worten richteten sie alsbald den Tisch in der oben angegebenen Weise her, packten das Schwein ins Bett mit einem Barett auf dem mit einem Tuche umwickelten Kopf, legten die Vorderfüße auf der Decke zurecht, nachdem sie sie durch





zwei Hemdärmel gesteckt, so daß sie aussahen, wie zwei gelähmte menschliche Arme.

Sie waren kaum damit fertig, als die ganzen Häfcher des Gerichts mit ihren Anführern erschienen und an die Thür flopften. Man öffnete ihnen, wie vorgesehen, sie drangen ins Haus, eilten die Treppen hinauf und traten in den Saal, wo sie die Studenten fanden. Der eine stützte leidvoll das Gesicht in die Hand; der andere seufzte; der dritte rang vor Schmerz die Hände; der vierte jammerte und rief: „Ach, mein lieber Bruder!“

Die Häfcher wunderten sich sehr darüber, vermuteten ein Unglück und fragten, was sie hätten. Da antwortete ihnen Meister Micaele: „Ach Gott, mein Bruder ist an der Pest erkrankt und liegt dort in der Kammer.“ Als der Anführer dies hörte, steckte er sogleich den Kopf durch die Thür der Kammer, um sich zu überzeugen, und als er zur Linken den Priester Messer Antonio mit einem Buch in der Hand und einer brennenden Kerze erblickte, wie er das Kreuz über dem Schwein schlug, machte er entsetzt Kehrt und verließ ohne Abschied das Haus. Ganz niedergeschmettert und kaum fähig, ein Wort hervorzubringen, sagte er, zum Podestà zurückgekehrt: „O Messere, wohin habt Ihr mich geschickt?“

„Wieso?“ fragte der Podestà.

„Ja,“ erwiderte der Häfcherhauptmann, „Ihr habt mich an einen Ort geschickt, wo ich einen gefunden habe, der über einem Pestkranken, dem Bruder eines dieser Studenten, das Kreuz schlägt. Die Studenten sind alle voll Schmerz und Jammer.“

Als der Podestà diese Kunde vernahm, bekam er's gewaltig mit der Angst, geriet in Zorn, jagte den Hauptmann samt den Häschern hinaus und befahl ihnen, nicht mehr in seine Nähe zu kommen, wenn ihnen das Leben lieb wäre.

Nachdem der Hauptmann mit den Sbirren Fersengeld gegeben, hatte der Priester Messer Antonio sich umgekleidet, während die Studenten sich ausschütten wollten vor Lachen, hatten sie ihre Rolle doch noch weit besser gespielt, als ihnen aufgetragen worden war. Messer Antonio begab sich nun schnell zum Podestà, um ihm die ganze Komödie zu erzählen, damit er nicht auf den Bericht des verängstigten Hauptmanns etwas zu ihrem Schaden unternehme. Nachdem er diesen gefunden, der eben im Begriffe war, sich in die Signorie zu begeben und den versammelten Signoren über den Fall zu berichten, damit sie zum Heile der Stadt Vorkehrungen trafen, erzählte er ihm die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende. Seine Magnifizenz hatte darüber seine herzlichste Freude und dies um so mehr, als er hörte, daß von Pest keine Rede sei. „O ihr Teufelsstudenten!“ rief er; „ich glaube, es gibt keine Spitzbüberei, die Ihr nicht kennt, und wehe dem, der in Eure Netze hineingerät.“ Und da er bereits ganz in der Nähe des Signorenpalastes war, beschloß er, ihre Herrlichkeiten in seiner Freude aufzusuchen und ihnen diesen lustigen Spass zu erzählen. Diese vernahmen ihn denn auch mit dem größten Vergnügen und Gelächter und sprachen den Wunsch aus, den Hergang von den Studenten selbst zu hören.

Sie ließen sie also kommen und nachdem sie sich satt gelacht hatten, ermahnten sie die Studenten, das Schwein wieder zurückzugeben. Diesen aber behagte der Ton nicht und sie antworteten, Ihre Herrlichkeiten möchten sie nicht zur Rückerstattung zwingen, sie würden sonst zu erkennen geben, daß sie keinen Unterschied zwischen gebildeten und ungebildeten Leuten machten; denn wenn der Arzt kein Ignorant wäre und die Tüchtigkeit der Gebildeten nicht verachtete, würden sie es nicht gewagt haben, ihn auf diese ulkige Weise zum besten zu haben. Die Herren möchten geruhen, zum Dank für das gehabte Vergnügen, die Studenten nicht zur Rückgabe zu zwingen. Diese aber wiederholten als gerechte und würdige Staatslenker, das Schwein müsse unter allen Umständen zurückgegeben werden. Die Studenten aber weigerten sich dessen, indem sie auf ihrer lustigen Begründung beharrten. Schließlich überwog auch richtig die Freude an dem Spass und das Schwein wurde nicht zurückerstattet, und die Studenten verzehrten es in Gesellschaft einiger Genossen mit gutem Appetit und in fröhlicher Stimmung zu Ehren des Doktors Portantino und begossen es mit süßem Wein.

Ein Edelmann am Hofe Giovannis Bentivoglio stellt sich, als sei er von einer Natter gestochen worden. Ein Arzt gibt ihm Medizin zu trinken, um ihn zu heilen. Der Jüngling tut, als könne er sie nicht bei sich behalten und spuckt sie dem Arzt ins Gesicht. Sodann zeigt er ihm an Stelle der Kreishimmelskugel seinen Vollmond, damit er in der Bestimmung des Mondes nicht fehlgehe.

Als Messer Giovanni Bentivoglio, der berühmte Ritter, einmal mit einem stattlichen und fröhlichen Gefolge von Edelleuten und Rittern zur Rebhuhnjagd nach Ponte Poledrano geritten war, das jetzt mit Recht Bentivoglio heißt, da es dank seiner Munizipalgrößerung großartig mit Gräben, Wasserleitungen, Brücken, starken Mauern, würdigen Wohnungen und schönen, prunkvollen Schmuckbauten ausgestattet und durch schöne und wertvolle Besitzungen erweitert worden ist, da kam ein bologneser Arzt zu ihm, der sich zwar selbst für den hervorragendsten unter allen Ärzten hielt, der aber wohl gelehrter und glücklicher in seinen Kuren sein könnte. Seinen Namen will ich mit Stillschweigen übergehen, um seiner Ehre nicht Abtrag zu tun. Nun gibt es in jeder großen Gesellschaft stets Leute, die mehr oder weniger auf die Worte Anderer acht haben, mögen sie nun flug oder dumm sein, und die sich darüber ärgern oder ihren Spaß daran haben, je nach ihrem Temperament. Zufälligerweise befand sich damals bei dem Bentivoglio ein lustiger junger

Edelmann, der schon zuvor und damals mehr denn je die Vortrefflichkeit oder, genauer ausgedrückt, die Unwissenheit und Anmaßung des Arztes kennen gelernt hatte und nun den Beschluß faßte, sich einen Spaß mit ihm zu machen und ihm ohne jede Rücksicht einen Pöffen zu spielen, wie ihr hören werdet.

Er verabredete sich mit einem Freunde über das, was er tun wollte, und nachdem sie alle Einzelheiten des Plans durchgesprochen hatten, wählten sie zu seiner Ausführung einen Abend aus, an dem Messer Giovanni mit seinem Gefolge von der Vogeljagd zurückgekehrt war und viele Vögel erlegt hatte. Man aß fröhlich zusammen, unterhielt sich über die Beute der Jagdfalken und spielte, sang und musizierte nach dem Abendessen in lustigster Stimmung, bis, als die Stunde gekommen war, da man dem Körper Ruhe gönnen mußte, Alles schlafen ging.

Nachdem der junge Edelmann überzeugt war, daß Alles im Bett sei und er selbst auch sein Lager aufgesucht hatte, fing er plötzlich aus Leibeskräften zu schreien an und rief: „Weh mir! weh mir! ich bin des Todes! Hilfe! Hilfe! um Gottes willen!“ Dieses Geschrei schallte durch den ganzen Palast, so daß Alles erschreckt aus den Betten sprang und die einen im Hemd, die andern mutternackt herbeigestürzt kamen, um zu hören, was es gebe. Als sie in die Kammer des Jünglings traten, die links neben dem oberen Saal lag, fragten sie: „Was fehlt Euch denn? was ist denn los? Ihr schreit ja, als ob Ihr ans Kreuz geschlagen würdet!“ Allmählich war so

die ganze Gesellschaft zusammengeeilt, die einen mit, die andern ohne Licht.

„Ach Gott,“ antwortete er, mit ersichtlicher Mühe die Worte hervorbringend, „kaum hatte ich mich aufs Bett geworfen, da bin ich hier auf der Innenseite des linken Oberschenkels gestochen worden.“ Damit deutete er mit der Hand auf die Stelle, die aussah, als sei er dort von einer Schlange gebissen worden; denn sie war schwarzblau und zeigte eine kleine Ritzung. „Und das Schlimme ist, daß es, wie ich fürchte, eine Natter gewesen ist, die hier in dem neuen Stroh gelegen haben muß, das man erst heute in diese Bettstelle getan hat.“ Bei diesen Worten tat er, als schwellte ihm die Brust und der Leib auf, verdrehte die Augen, warf sich unruhig hin und her und wimmerte wie ein von Schmerzen gepeinigter Kranker. Die auf sein Jammergeschrei Herbeigeeilten wurden von Mitleid erfaßt, da sie seinen Worten glaubten und seine angstvollen, heftigen Schmerz ausdrückenden Gebärden sahen. Sie riefen daher sogleich den Arzt herbei, der sich für so gelehrt und weise hielt, damit er komme und dem Kranken ein Heilmittel verabreiche, bevor das Gift zum Herzen dringe.

Er kam, und als er den Jüngling so in Qualen sich winden sah, fürchtete er, der Arme müsse sterben. Dennoch sprach er ihm Mut ein, nahm ohne zu säumen zwei Schnürbänder, band sie zusammen und schnürte ihm damit den Schenkel oberhalb der Bisswunde fest zusammen, damit das Gift nicht zu dem Fürsten der lebenswichtigen Organe empordringe.

Als er damit fertig war, setzte er ihm statt eines Schröpfkopfes ein Glas auf die Bißwunde, damit es das Gift an sich ziehe, und sagte: „Fürchtet nichts, meine Herren, ich will jetzt gehen und einige Kräuter suchen, deren Kraft sicherlich dem Gift entgegenwirken und den jungen Mann sogleich von diesem Übel befreien wird, obgleich es äußerst gefährlich ist.“

Da antworteten ihm die Umstehenden: „Ihr müßt unverzüglich gehen, Meister, denn wenn man schnell ein Heilmittel herbeischafft, wie Eure Exzellenz sagt, so wird man nicht fürchten müssen, daß die Sache schlimm wird.“

Der Arzt begab sich augenblicklich, mit einer brennenden Kerze in der Hand, von dem Freunde des Kranken begleitet, auf die Suche. Dieser sagte zu ihm: „O Meister, wendet dieses Mal um Gottes willen all Euern Verstand und Eure Kunst auf, damit dieser junge Mann nicht auf so unglückselige Weise zugrunde gehe. Gelingt es Euch, ihn zu retten, so werdet Ihr Euch zu dieser Kur mehr beglückwünschen können als zu irgendeiner, die Ihr je ausgeführt habt; denn wie Ihr wißt, ist er ein an Gütern, Freunden und Verwandten reicher Edelmann, der unserm erlauchten Messer Giovanni sehr teuer ist.“

Der Arzt erwiderte ihm auf diese Rede, er möge unbesorgt sein; denn wenn er das Kraut finde, so würde er ihn schnell heilen. Der Andere regalierte ihn fortwährend mit dem dümmsten Geschwätz von der Welt, während er innerlich vor Lachen schier plagen wollte.

Der Arzt fand das Kraut, das er suchte. Ich hörte später — wenn ich mich nicht irre — daß es Morabium war. Nachdem er es gepflückt, im Mörtel zerstoßen und im Umsehn ein gutes Glas Saft daraus bereitet hatte, brachte er es voller Freude dem Kranken, der immer noch den Schmerzgepeinigten spielte und ausrief: „O ich Unglücklicher, ach daß ich so jung sterben muß! O meine Brüder, meine liebe Mutter, die du in meinen Krankheiten so voller Mitleid gegen mich zu sein pflegtest, wärst du doch wenigstens hier und könnte ich dich einen Augenblick sehen, ich würde beruhigt sterben! O Bentivoglio, zu meinem Unheil habe ich dich diesmal besucht! O Herr und Gott, verlaß' mich nicht in dieser Not!“

Der Arzt redete ihm freundlich zu, er möge keine Angst haben; denn er habe ein treffliches Mittel zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gefunden und in dem Glase, das er ihm zeigte, mitgebracht. Er möge das bißchen Saft, das es enthalte, trinken, er werde dann schnell wieder gesund sein. Der Jüngling aber tat, als sei er totmatt und leide Schmerzen, bewegte die Zunge im Munde hin und her, verdrehte die Augen wie einer, der heftige Qualen leidet und sagte: „Ich möchte mein Testament machen und für das Heil meiner Seele sorgen, lieber Meister.“ Bei diesen Worten schloß er schwerathmend die Augen, als ob es mit ihm zu Ende ginge.

Da sagte der Arzt, indem er sich an die trostlosen Umstehenden wandte: „Edelleute, hebt ihn vom Kopfkissen hoch und sehen wir zu, daß wir ihm

diesen Saft einflößen, ich bin beim wahren Gott überzeugt, daß er außer aller Gefahr ist, sobald er ihn im Magen hat."

Voll Verlangen, den Jüngling wieder gesund zu sehen, richteten diese ihn schnell im Bette auf und redeten ihm mit dringenden Bitten zu, er möge doch die Medizin zu sich nehmen; er könne dann um so besser für das Heil seiner Seele sorgen und sein Testament machen. Dieser antwortete, indem er tat, als könne er den Kopf nicht aufrecht erhalten und könne infolge Anschwellens seiner Organe keine Luft bekommen: „Ach, ich kann nicht mehr!"

Da sagte sein lustiger Kumpan als guter Heuchler erbarmungsvoll: „Komm, lieber Bruder, bemühe dich mir zuliebe, diese Medizin zu nehmen, die dir unser Arzt so liebevoll und hoffnungsfreudig geben will; andernfalls würdest du an deinem Tode Schuld sein und die ewige Verdammnis auf dich laden. Auf! mein Bruder, keine Zeit verloren! schließe die Augen und trinke, wenn nicht alles, so doch ein wenig."

Kaum hatte er dies gesagt, so ergriff der Jüngling wie verzweifelt das Glas, setzte es an den Mund, entfernte es aber sofort wieder, indem er mit großer Anstrengung die Worte hervorbrachte: „Ach, das ist eine unerträgliche Qual!" und als der Arzt zu ihm sagte: „Trink getrost, Stoffel, der du bist; du siehst aus wie ein Sektör und fürchtest dich, dieses bißchen Medizin zu schlucken!"

Endlich trank er auf das Jureden der ganzen Gesellschaft den gesamten Saft, behielt ihn aber im Munde,

indem er sich stellte, als könne er ihn nicht herunterbringen, während der Arzt, der vor Angst starb, er könne ihn wieder von sich geben, rief: „Runter damit, nur keine Furcht, runter damit!“ Und indem er ihm durch Gebärden des Kopfes und der Hände zeigte, wie er's machen sollte, näherte er sich dem Jüngling mit dem Gesicht und öffnete dabei den Mund weit, wie wenn er die Medizin schlucken wolle; denn er wollte ihm dadurch Mut machen. Der Jüngling aber, der nichts anderes erwartete, tat als müsse er sich erbrechen und spie ihm den ganzen Saft in die Gurgel, so daß kein Tropfen daneben ging. Gleich darauf ließ er sich zurücksinken und stöhnte qualvoll, während wenig fehlte, daß der Arzt nicht infolge der Wucht, mit der ihm der bittere Trank in den Hals schoß, vom Bett auf den Boden gefallen wäre. Er fand jedoch alsbald das Gleichgewicht wieder und bemühte sich nicht ohne starke Grimassen, seinen Mund von dem bittern Geschmack zu befreien. Hestig spuckend sagte er wiederholt zu der Gesellschaft: „Es ist recht ärgerlich, daß er den Saft nicht getrunken hat; denn er wäre sofort von dem Gifte befreit worden. Ich habe aber dennoch Hoffnung; denn er muß notwendigerweise ein wenig davon bei sich behalten haben.“ Damit fühlte er dem Kranken den Puls und die Stirn und fragte ihn, wie er sich befinde. Er antwortete mit kaum vernehmbarer Stimme, er fühle sich sehr beflommen und wisse nicht, ob er lebe oder tot sei. Der Arzt, der noch immer spuckte, weil der bittere Trank seine Zunge beleidigte, tröstete

ihn, er solle sich nicht fürchten, er werde ihn sicherlich wieder gesund machen. Sein gegenwärtiger ernster Zustand komme daher, daß Vollmond nahe sei.

Als der Jüngling diesen Hinweis auf den Mond vernahm, zog er sich sogleich mit großer Behutsamkeit, indem er so tat, als ziehe er sich unter den Leintüchern vor Schmerz zusammen, die Hosen aus und streckte auf sehr geschickte, wiewohl höchst unschickliche Weise die unanständigen Teile des Rückens zum Bett heraus, die aussahen wie ein grimmiges Gesicht mit aufgeblasenen Backen und sagte ächzend wie ein Schweranker: „Oh Meister, schaut ihn Euch an, den Himmelsglobus, damit Ihr Euch um Gottes willen in bezug auf diesen Vollmond nicht irrt, es könnte sonst schief mit mir gehen.“

Als der Arzt den Hintern sah und die Worte hörte, merkte er, daß er zum besten gehalten wurde und spuckte, seine Scham verbergend, zornig in den rückwärtigen Spiegel. Da sagte der Jüngling, nicht wenig belustigt: „Meister, beim Steißloch, Ihr hättet einen guten Bolzenschützen abgegeben und gleich beim ersten Mal ins Schwarze getroffen!“ Damit sprang er, mit der ganzen Gesellschaft unbändig lachend aus dem Bett, und rief: „Lieber Meister, Ihr seid gewißlich ein guter Arzt. Ihr habt nicht wie so viele Eure Zeit mit Studieren verloren. Gott schenke Euch ein langes und ruhiges Leben! Ihr konntet bei Gott keine trefflichere Kur vollbringen, als Ihr es in Gegenwart so vieler Edelleute in diesem militärischen Palaste getan habt.

Unsere Vaterstadt kann sich wahrhaftig zu einem so tüchtigen Arzte beglückwünschen!"

Als dann der Morgen gekommen war, fürchtete der Arzt, man möchte mit Schimpf von ihm sprechen, er schützte daher Geschäfte vor, die ihn nach Bologna riefen und verschwand. Daran tat er gut; denn die Gesellschaft redete den ganzen Tag, ohne sich Zwang aufzuerlegen, von dem Vorgefallenen, und auch noch so lange sie an jenem Orte blieben. Sie konnten sich nicht genug über die Schlaueheit des Jünglings wundern. Ich vor allem bin immer noch voll Staunens, der ich ihn seine Rolle so listig habe spielen sehen, daß nicht allein der Arzt, der in der That keiner von den Schlausten war, sondern Avicenna ihm ins Netz gegangen wäre, wenn er ihn so recht eigentlich unter heftigen Schmerzen sterben gesehen hätte.

Als der erlauchte Messer Giovanni dies nachher mit allen Einzelheiten hörte, mußte er zuerst wohl gewaltig lachen, als weiser und besonnener Mann tadelte er dann jedoch den jungen Spaßvogel mit herben Worten in allem Ernste, fürchtete er doch, der Arzt möchte sich über ihn beklagen, um so mehr, als der Streich in seinem Hause verübt worden war, das allein ehrbaren Vergnügungen und Siegen und der freundlichen und ehrenvollen Aufnahme von Gästen geweiht war.

*

*

*

Heinrich Bebel

I.

Ein lächerlicher Spruch Petri Luder.

Petrus Luder, der vordem in Basel die Kunst der Arznei und ander freie Künst lehret, ward auf ein Zeit von ein Theologo geladen zum Frühmahl; wie er nun bei einem guten Trünklein Weins (wo wir fröhlicher und in der Red freimütiger werden) scherzweis etwas herausredet von der Dreifaltigkeit wider die Lehr der Theologen, beklaget sich der Theolog, er hätt den Theologen und noch mehr dem christlichen Glauben eine Unbilligkeit bewiesen. Widerrief Petrus den Schimpf und Irrtum und saget: „Seid guter Ding, Herr Doktor, dann ich will nichts halsstarrig und verwegen beteuern; eh dann ich mich dem Feuer unterzöge, wollt ich eh glauben ein Vierfaltigkeit.“

2.

Von dem Irrtum eines Arzts.

Diasatyrion nennen die Arzte ein Latwerg, die zu geiler Lust reizet; diese Latwerg hätt ein alter Mann, der von neuem ein Weib genommen hätt, von einem

Arzt verlangt. Sinegen hatt auch ein Jüngling, der an dem Sieber litte, von ihm eine Arznei begehret, die ihn aber laxierete. Wie der Arzt die beiden Tränklein gemacht hatt, verwechslet er sie untereinander, und erhielt der Jüngling das Diasatyrion, der Greis das Abführmittel. Der Jüngling war die ganze Nacht vom Ständer und ohne Laxierung verpiert und mocht es schier nicht ertragen, daß die Arznei wirkt, dessen er nicht begehret; der Alte aber, als er seine liebe Braut umfassen hatt und den Kampf fechten wollt, hat das ganze Bett und die Braut beschissen, und sein Weib mit solcher Kraft besprühet, darin die Alten am meisten vermögen, also daß sie die erste Nacht bass fröhlich gewesen ist.

3.

Abt Georg von Zwiefalten erzählt von einem Arzten.

Zu einem Fürsten war ein Arzt kommen, der sich bei ihm für den in allen Stücken der Arznei trefflichsten Doktoren angab; zu dem saget der Fürst schimpfsweis¹: „Ich nimm kein Arzten an, er hätte dann zuvor dreißig Menschen getödet.“ Antwortet der Arzt: „Es ist nicht weit davon, dann neunundzwanzig hab ich jezund schon begraben.“ Sprach der Fürst: „Drum taugst du nicht zu meinem Arzten, ich besorg, ich müßt gar bald der dreißigste werden.“

¹ d. h. scherzweise.

4.

Von einem Affen.

Ein Doktor der Arznei zu Mailand war so heftig krank, daß männiglich an seinem Leben verzaget. Als das sein Hausgesind, Knecht und Mägdlein, vermerketen, trug ein jegliches hinaus, was ihm nur füglich war. Wie dessen ein Aff, den der Doktor bei ihm im Haus hielte, gewahr ward, erwischte er, wie er dann gewöhnlich alle Ding nachtut, das Baret, das dann der Doktoren Ehrenzeichen ist, und setzet es auf. Des ward der Herr lachen und gesundet wieder.

5.

Von einem Bauern und einem Arzten.

Ein einfältiger Bauer kam mit dem Harn zu einem Arzten; da er von ihm gefragt war, von wannen er wäre, saget er: „Herr Doktor, Ihr werdet's wohl im Harn finden.“

6.

Das Leben des Vergnügten und Gesunden.

So du willst gesund leben, so laß dir einmal im Jahr an der Ader, zweimal im Monat geh ins Bad, einmal in der Wochen umfange Venus, zweimal im Tag iß und trink, und in der Nacht schlafe ruhig und gut.

Ein schwänfliche Fabel von einer hübschen Frauen.

Im Wildbad war ein reiche hübsche Bürgerin, deren Schöne und Zierlichkeit des Leibs keinerlei Krankheit anzeigen tät; darum forschet ein Priester von ihrer Dienerin, von was Ursach wegen die Frau, an der doch nichts, das einer Krankheit gleich wäre, erschiene, in das Bad säße. Da antwortet die Magd, die Frau würde geplagt von der Sehnsucht, daß sie ein Kindlein gebäret. Drauf saget der Priester: „Ich will dir ein bessern Rat geben: zu Tübingen sind viel junger Gesellen, die man Studenten nennet, und zu Stuttgart viel Chorherrn; an denen Ort möcht einer funden werden, der ihrer Natur gemäß wär, von dem sie empfangen könnt'. Sind auch noch gar viel Klöster, wo sie etwan ein glatten Mönch bekommen möcht, der zu der Handlung tauglich wär.“ Da antwortet die Magd mit Seufzen: „Alles haben wir versucht, aber nichts hat helfen wollen.“ Spricht wieder der Priester: „Ei, man hätt das öfter und auf mancherlei Weg versuchen müssen.“ „Ich besorg eben,“ saget die Magd, „ob uns nicht gerade das geschadet hab.“

*

*

*

Baldesar Castiglione

Der ungeduldige Bauer.

Ein Bauer, der einen so heftigen Schlag gegen ein Auge erhalten hatte, daß es vollständig aus seiner Höhle heraushing, beschloß bei Meister Serafino von Urbino Heilung zu suchen. Dieser untersuchte den Schaden, erkannte, daß eine Heilung unmöglich sei, gedachte aber dennoch, Geld aus ihm herauszuschlagen, wie der Stoß ihm das Auge herausgeschlagen hatte, und versprach ihm mit aller Bestimmtheit, ihn zu heilen. Und so forderte er jeden Tag Geld von ihm, indem er ihn versicherte, nach fünf oder sechs Tagen werde das Auge anfangen, seine Sehkraft wieder zu gewinnen. Der arme Bauer gab ihm das wenige, was er hatte; als er aber sah, daß sich die Sache in die Länge zog, begann er sich bei dem Arzte zu beschweren und sagte, er fühle nicht die geringste Besserung und könne mit dem Auge nicht mehr unterscheiden, als wenn er es überhaupt nicht mehr im Kopfe hätte. Als Meister Serafino schließlich sah, daß er kaum mehr viel aus ihm herausziehen konnte, sagte er: „Lieber Bruder, du mußt Geduld haben: du hast das Auge verloren, da ist nichts mehr zu machen; Gott gebe, daß du das andere nicht auch noch verlierst.“

Als der Bauer das hörte, hub er an zu weinen und laut zu flagen und sagte: „Meister, Ihr habt mich gepeinigt und mir mein Geld gestohlen; ich werde mich beim Herrn Herzog beschweren;“ — und er vollführte ein gewaltiges Geschrei. Da geriet Meister Serafino in Zorn und schrie, um sich die Sache vom Halse zu schaffen: „Sah, du miserabler Schuft, du möchtest gar zwei Augen haben, wie die Stadtleute und Ehrenmänner? Geh zum Teufel!“ — und diese Worte begleitete er mit einem solchen Wutausbruch, daß es dem armen Bauern die Stimme verschlug und er sich ganz still davonschlich, überzeugt, er sei im Unrecht.

*

*

*





Johannes Pauli

I.

Der Streit um den Vortritt.

Es war einmal zu Pavia Uneinigkeit zwischen den Doktoren der Rechte und der Arzenei und es wollte jegliche Fakultät der andern vorgehen. Sie rechteten miteinander vor dem Herzog von Mailand, der sollte das Urtheil aussprechen, ob die Juristen sollten vorgehen oder die Ärzte. Der Herzog hielt Rat mit gelehrten Leuten, sie konnten jedoch nicht draus kommen. Der Herzog hatte einen Narren, der hörte davon reden und sprach: „Die Sach könnt ich wohl aussprechen.“ Der Fürst sprach: „Wohlan, wie?“ „Also,“ sprach der Narr: „es ist gewöhnlich, wenn man einen ausführt, so geht der Übeltäter voran und geht der Henker hintennach.“

2.

Die nicht befolgte Diät.

Es war ein Bürger krank, dem verbot der Arzt Schweinefleisch, Milch, Fisch, Obst, usw. Da sprach der Bürger: ich möcht es wohl meiden, ausge-

nommen die Fisch, ich bin ein Fischmann. Der Doktor sprach: „Von dem Schwanzstück erlaub ich Euch zu essen; denn es ist gesund, es bewegt sich stets in dem Wasser.“ Der Bürger sprach: „so sollt' wohl meiner Frauen Zungen gut zu essen sein; denn sie bewegt sich stets, sie geht Tag und Nacht,“ und er folgte dem Doktor nicht.

3.

Von einem Trinker.

Es war einer, der hatte zuviel getrunken, also daß er krank ward und nach dem Arzte schickte. Der Arzt kam und griff ihm den Puls, da sah er wohl, daß er sich übersoffen hätte und sprach: „O lieber Sohn, der Becher hat dich gestochen.“ Da sprach der Kranke: „O lieber Herr, hätt' ich es gewußt, so wollt' ich aus einem Glas getrunken haben.“ Das Geschirr mißfiel ihm, aber der Wein nicht.

4.

Durch Lachen kuriert.

Es war ein Edelmann krank und schickte nach dem Arzt in eine andere Stadt. Der Arzt kam zu ihm, besah seinen Harn, griff ihm den Puls und fand daß ihm nichts gebrach als Lachen. Wenn er einmal vor Freuden lachen würde, so würd' er genesen. Er sagt es seinen Knechten und fragt' sie, ob sie

ihn nicht könnten lachen machen. Sie aber wußten nichts. Der Doktor legt es mit den Knechten an, sie sollten ihrem Herrn sagen von einem Bauern in einem Dorf, der wär' ein bewährter Arzt, er sollte nach ihm schicken. Der Junker tat es. Der Doktor legte Bauernkleider an, kam zu dem Junker und sprach: „ich muß das Wasser besehen“. Der Junker schlug das Wasser ab. Der Bauer stellt' sich ans Fenster, besah den Harn und sprach: „Junker, mich wundert nicht, daß Ihr krank seid, Ihr habt einen Karren mit Mist und zwei Pferd und einen Knecht mit einer eisernen Gabel im Leib stecken.“ Der Junker sprach: „Ich hab den Teufel!“ Der Arzt sprach: „Es ist wahr, wollt Ihr es nicht glauben, so kommt her und beseht es selber.“ Der Junker stand von dem Bett auf und besah das Wasser, da sah er es auch also; er lugt zu dem Laden hinaus, da sah er, wie der Knecht im Hof stand und Mist lud, und von der groben Auslegung fing der Junker an zu lachen von ganzem Herzen und konnte nicht mehr aufhören und ward gesund.

5.

Durch Zorn geheilt.

Als Vespasianus und Titus vor Jerusalem lagen, da schickten die Römer nach Vespasiano; als er kam, da wählten sie ihn zum Kaiser. Da kam einer zu Tito gen Jerusalem und gewann das Botenbrod, daß sein Vater Kaiser wär'. Da hatte er eine solche

herzliche Freude, daß er krank ward. Man schickte nach dem Arzte. Der Arzt fand, daß ihm nichts fehlte: wenn er nur einmal von Herzen zornig würde, so würde er genesen, und er fragte, ob keiner unter seinem Kriegsvolk wäre, dem er feind wär'. Man sagte ihm von einem Ritter, der hieß auch Titus, den wollte er weder sehen noch hören, das sollte man nicht tun. Da man den Ritter zu Tito brachte, da ward er so zornig, daß er sein Schwert ihm in den Leib stoßen hieß. Es wollt' es niemand tun, und alle taten, als hörten sie es nicht. Hierauf fuhr Titus selber vor großem Zorn aus dem Bett und wollte dem Ritter zu Leibe, da hoben sie ihn und wiesen den Ritter zum Zelt hinaus. Und da ihm der Zorn vergangen war, da war er gesund. Da sagte der Arzt ihm, wie der Ritter ihn gesund gemacht hatte, da gewann er den Ritter so lieb und konnte nichts ohne ihn schaffen.

6.

Durch Hoffnung gesund geworden.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Sohn, der war ein Schüler. Der Vater nahm eine andere Frau, die haßte den Schüler. Er konnte ihr nichts recht machen und sie verklagte ihn bei dem Vater. Der Sohn sprach: „ich will der Schule nach ziehen.“ Der Vater gab ihm Geld. Der Sohn studierte und warf sich auf die Arznei, so daß er in kurzen Jahren ein Doktor ward in Medicinis.

Da er wiederum heimkam, hielt er nun Haus und wurde berühmt im Lande und erntete großes Lob. Es fügte sich, daß sein Vater krank wurde. Der Sohn kam zu ihm und gab ihm einen Trank, daß in kurzen Tagen sein Vater wieder gesund wurde. Nicht lange danach wurde seine Stiefmutter auch krank, eben an der Krankheit, an der der Vater krank gewesen war. Der Vater berief seinen Sohn, den Arzt, und bat ihn, er wolle ihm seine Hausfrau gesund machen, sie hätte dasselbe, was er gehabt hätte. Der Doktor sprach: „Vater, ich traue ihr nicht zu helfen; denn was ich dir gegeben hab', das hast du gern angenommen und hast Hoffnung zu mir gehabt, daß ich dir nichts gebe, als was dir gut sei und nützlich. Die Hoffnung hat dich mehr gesund gemacht als die Arznei. Aber meine Stiefmutter, die traut mir nicht, sondern sie fürchtet, ich gebe ihr etwas Schädliches, darum so mag ich sie nicht gesund machen. Darum die Hoffnung, die ein kranker Mensch zu dem Arzte hat, das ist eine große Ursache der Gesundheit.

7.

Der überlistete Kranke.

Sugo de Prato schreibt in einer Predigt, wie ein Mann sei gewesen, der war in eine Phantasei gekommen, er wäre ein Sahn und Frähte, und niemand konnte ihn dazu bringen, daß er etwas einnahme oder täte, was ihm gut wäre, daß ihm wiederum

recht würde. Zuletzt kam ein bewährter Arzt zu ihm, und der sprach zu ihm, er wäre auch ein Sahn. Und wie er tat, so tat der Arzt auch. Da nahm der Sieche von demselben Arznei an, so daß er wieder rechtsinnig ward.

8.

Der einfältige Kranke.

Ein Siecher schickte zum Arzte, daß er zu ihm komme. Als er zu ihm kam, plagt' er ihm seine Not und sprach: „Lieber Herr Doktor, ich kam an einen Ort, ich weiß nicht wo, und es geschah mir, ich weiß nicht wie, und es tut mir weh, ich weiß nicht was.“ Der Arzt sprach: „Lieber Freund, schick in die Apotheke und faust, ich weiß nicht was und eß es, ich weiß nicht wie, so werdet Ihr gesund, ich weiß nicht wann.“

9.

Von einem Arzt, der ein Astrolog war.

Rupertus de Licio Ordinis Minorum schreibt von einem Arzte, der war ein gar großer Sternenluger. Er war in einer Gesellschaft der Kaufleute zu Florenz und Genua, und er hatte für sein Teil, ohne der anderen Anteil, wohl 600 Dukaten angelegt in Safran und andern Gewürzen, die sie auf dem Meer in andere Lande schicken wollten. Da wollte der Arzt, daß sie nicht von Land sollten fahren,

bevor er es ihnen nicht geheissen; denn er wußte wohl, in welchem Zeichen des Himmels und Aspekt es glücklich wäre auszufahren. Als er sie fahren hieß, da fuhren sie davon und fuhren nicht eine Meile oder zwei, da ging das Schiff unter in Folge eines Ungewitters und verdarb das Gut alles miteinander.

Der selbige Arzt war ein Witwer, hatte sich aber eine Frau ausgesucht, die er nehmen wollte, aber den Handschlag wollt' er nicht tun, bis daß es ihm gefiel an den Gestirn; „denn, sprach er, ich weiß ein Aspekt und Zeichen, welcher darin Hochzeit macht, der würde langen Frieden und große Freude haben in der Ehe und Kinder bekommen. Als er meinte, es wäre gut, da hielt er Hochzeit, aber ehe das halbe Jahr um war, da war nichts andres da als Zanfen und Kriegen. Nicht lange danach, da starb das Weib. Danach wollte der Doktor keinen Glauben an das Gestirn nimmer haben.

10.

Die verwechselten Medicinen.

Für je gelehrter die Doctores und Ärzte gehalten oder geachtet sind, desto mehr Kranke haben sie zu arzneien und zu warten und desto mehr Zulauf bekommen sie. Und je mehr einer Kranke zu warten hat, je minder mag den Kranken von dem Arzte geschehen, es sei denn, daß er etwa irre in der Arznei würde. Also geschah diesem Arzt auch: es war

ein Arzt, der hatte zwei Kranke oder Bresthafte angenommen und wollte ihnen beiden helfen, wiewohl ihr Gebrechen sehr ungleich war; denn der erste Kranke war ein alter betagter Bürger, der hatte ein schönes junges Mädchen zur Ehe genommen. Der kam zu dem Arzt und bat ihn, er sollt ihm eine Arznei machen, damit er der jungen Braut auf die erste Nacht wohl gefiele. Der gute Arzt tat das Beste und verordnete dem alten Mann ein Rezept zu machen in der Apotheke, daß er der Braut wohlgefallte, wie denn einem jeden Verständigen wohl bekannt ist, womit man den Bräuten wohlgefällt.

Des andern Kranken Siechtum war also: er konnt' nicht zu Stuhl gehen oder seine Notdurft tun, langer Krankheit halber. Darum verordnet ihm der Arzt ein Rezept, das ihm den Stuhlgang brächte und ihm den Magen weichte; und als diese beiden Rezepte gemacht wurden von dem Apotheker, ging der Doktor zu Gast essen, und sagt' dem Apotheker, die zween Kranken würden diese zwei Latwergen holen, daß er sie ihnen überließe. Aber der Apotheker ward, als der Arzt fort war, irr in den zweien Latwergen und gab dem Kranken, der nicht konnt' zu Stuhl gehen, die Arznei, die dem alten Mann zugehörte, der gern mit der jungen Braut fröhlich gewesen war. Aber als er diese Arznei oder Latwerg einnahm, ward ihm seine Notdurft von Nöten. Darum fragt er die Braut, wo das heimliche Gemach war, und als er einmal oder zwei darauf war gewesen, so konnt' er doch kein

Ruh haben, sondern er trieb das die ganze Nacht, als daß die gute junge Braut seiner gar wenig froh war in dieser Nacht, darum sie sehr traurig war; denn sie besorgt, es wäre allweg seine Weis, er hatte auch schier das Bett voll hosiert.

Der andre Kranke aber, dem die Arznei ward, die dem alten Mann geworden sein sollte, der lag die ganze Nacht und wartete, daß ihm der Stuhlgang kommen würd, aber seine Arznei wirkte in ihm einen andern Weg; denn er hätte lieber eine Frau bei sich gehabt, als daß er zu Stuhl gegangen wär, und hatte seiner Arznei halber gleich große Pein als der alte Mann mit dem Stuhlgang.

Des Morgens kam der Arzt zuerst zu dem alten Mann und wollte sehen, was er ihm zu Trinkgeld wollt' schenken, aber der gute alte Mann lag noch und ruhte; denn er hatte die ganze Nacht nicht viel geschlafen und war so schwach geworden, daß er kaum reden konnt' und sagt' zum Arzte: „Führ wahr Herr, Ihr habt mir ein böses Stück getan; wenn ich stärker wär, als ich bin, Ihr solltet es keinem Pfaffen beichten dürfen.“ Der Arzt fragt wieso? Der Alte sagt ihm, wie er die ganze Nacht das Auslaufen gehabt hätt' und die Braut durch ihn gar wenig wär' erfreut worden. Da erkennt' der Doktor erst, daß der Apotheker die Arznei verwechselt hätt' und entschuldigt sich bei dem alten Mann dafür. Aber er lacht heimlich in seine Faust und dacht wohl, wenn ihm auch die Arznei geworden wär, daß sie ihm nicht viel geholfen hätt; denn welcher Arzt diese Kunst wahrlich könnte, der

würde bald reich. Danach ging er zu dem andern Kranken und fragt' den auch, wie ihm wär' geschehen. Der war ebenso zornig wie der andere und sprach: „O lieber Herr Doktor, Ihr habt mir ein Rezept gemacht zu einer Weichung des Bauchs inwendig, aber es hat gewirkt zu einer Härtung des Bauchs auswendig; darum wär ich lieber mit einer schönen Frauen zu Bett gegangen, als daß ich zu Stuhl gegangen wär. Darum lernt die Arznei besser; denn diese hat falsch gewirkt.“ Der Doktor sah wohl, daß er an den beiden Kranken nicht viel Danke verdient hätt', darum heischte er von ihnen nichts zum Lohn, auch dankten sie ihm nicht sehr; denn es war nicht großen Dankens wert.

*

*

*

Anhang



Anmerkungen

Zu Seite 23.

Die Historie von den sieben weisen Meistern, nach einer deutschen Fassung des 15. Jahrhunderts. Die Sammlung ist indischen Ursprungs. Die Geschichte von Hippokrates und Galenus ist natürlich unhistorisch, was schon daraus hervorgeht, daß Hippokrates von 460 v. Chr. bis 364 und Galenos von 131 n. Chr. bis etwa 200 lebte.

Die vorliegende Fassung ist entnommen der Ausgabe von R. Benz in: „Die deutschen Volksbücher“, Jena 1911.



Zu Seite 27.

Lancelot du Lac, einer von den Romanen der Tafelrunde König Arthurs. Dreizehntes Jahrhundert. Dieses Abenteuer findet sich, als Episode, in einer Handschrift des Romans von Lancelot vom See in Prosa. Ebenfalls in den Faits Merveilleux de Virgile.

In den Tartarischen Erzählungen des Gueulette wird der Arzt, den man zum besten hat, von dem Vater betroffen, der in das Komplott verwickelt ist. Man bindet und bewacht ihn in einer Kammer. Er sucht die Wache zu bestechen, die sich auch gewinnen zu lassen scheint, bedient sich seiner Fesseln, um zu entweichen und steigt aus dem Fenster hinab in die Gasse, fällt aber in einiger Entfernung in ein Netz und bleibt dem öffentlichen Gelächter preisgegeben.

Der historische Kern der Erzählung beschränkt sich darauf, daß ein Arzt namens Musa Augustus von einer Krankheit hergestellt hatte und eine Ehrensäule neben der Statue des Aesculapius erhielt. Als ihm aber nachher der Tod des jungen Marcellus Schuld gegeben wurde, schlug man seine Statue in Stücke.

(Aus: Erzählungen aus dem 12. und 13. Jahrh. mit histor. und krit. Anmerkungen, aus dem Französischen des Le Grand. Halle und Leipzig 1796. 2. Band.)



Zu Seite 32.

Fabliau (Le Médecin de Brai); dreizehntes Jahrhundert. — Der zweite Teil dieser Geschichte findet sich in Poggios 190. Facetie (siehe S. 223 dieses Bandes). — Nach Le Grand d'Aussy, 2. Band.



Zu Seite 40.

Marie de France aus dem Hause Frankreich, Gräfin von Champagne, Tochter König Ludwigs VII. von Frankreich und Eleonores. Sie wurde 1145 geboren und heiratete wahrscheinlich 1164 Heinrich von Champagne. Ihre *Lais* hat sie ungefähr zwischen 1165 und 1167, die Fabeln um 1180 gedichtet. Sie hat die erzählenden *Lais* als Dichtungsgattung in die französische Literatur eingeführt. (Vgl. Emil Winkler: „Französische Dichter des Mittelalters“, I. „*Baillant*“; II. „*Marie de France*“. [Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, 186. Band, 1. Abh., und 188. Band, 3. Abh.] Wien 1918.)

Die vorliegende Fassung ist entnommen aus: Le Grand d'Aussy: *Fabliaux ou Contes du XII^e et du XIII^e Siècle*. Paris 1781. Bd. 4.



Zu Seite 42.

Die Hundert alten Novellen (Le Cento Novelle antiche)
13. Jahrhundert.

Zu Nr. 2. Meister Taddeo war aus Florenz, nicht aus Bologna gebürtig, lebte aber lange Zeit in letztgenannter Stadt. Sein Vater war Alderotto, ein Florentiner. Taddeo setzte im Jahre 1293 sein Testament auf. Er war anscheinend zuerst Apotheker und widmete sich von seinem 30. Jahre ab dem Studium der Medizin. Giovanni Villani nennt ihn den hervorragendsten unter den christlichen Ärzten. Wenn Taddeo zu einem außerhalb Bolognas wohnenden Kranken gerufen wurde, so berechnete er den Tag nicht unter 50 Goldtaler. Über die Werke seiner Feder spricht unter andern Negri. —

Seite 43. Der Tollapfel: petronciano, mala insana, pyra insana.

Zu Nr. 4. Hippokrates, der berühmte Arzt des Altertums, geb. 460 v. Chr. auf Kos, gest. 364 (377) in Larissa, bereiste Griechenland, Kleinasien, Skythien, Libyen. Er begründete die Lehre von den Krisen und die Diätetik.



Zu Seite 47.

Don Juan Manuel, Infant von Spanien, geb. wahrscheinlich 1273 zu Escalona in Spanien, gest. 1347. Der von ihm verfaßte Conde Lucanor wurde zuerst von Argote de Molina zu Sevilla 1575 nach der Handschrift herausgegeben. Ins Deutsche übertragen wurde er von Joseph Freiherrn von Eichendorff, Berlin 1840.



Zu Seite 53.

Giovanni Boccacci, geb. 1313 zu Paris, gest. 1375 zu Certaldo. Das Decamerone, dem die mitgetheilten Novellen entnommen sind, entstand in den Jahren 1348—1353.

Nr. 1 ist die 10. Novelle des 1. Tages.

"	2	"	"	9.	"	"	3.	"
"	3	"	"	10.	"	"	4.	"
"	4	"	"	9.	"	"	8.	"

Seite 82. Über das Fehtragen der Ärzte vgl. die 4. der unten mitgetheilten Novellen Sacchetti's (S. 144). Scharlach trugen die Ärzte bis nach 1500.

Meister Simon ist eine historische Persönlichkeit; vgl. Manni: *Le Veglie piacevoli* IV, S. 3f. Venezia 1763.

Seite 83. Bruno und Buffalmacco. Bruno di Giovanni war vermutlich ein Schüler des Andrea Tafi. Über seine Werke vergl. Vasari: *Le Vite*, Firenze 1878, I, S. 512. Er wird 1350 im Mitglieverzeichnis der Lucasgilde aufgeführt. — Buonamico di Cristofano, genannt Buffalmacco, Schüler des Andrea Tafi lebte noch 1351; vgl. über ihn Vasari I, S. 499f.

Seite 85. Luzifer von San Gallo. Die Kirche San Gallo, außerhalb des gleichnamigen Tores, wurde während der Belagerung von 1527 demoliert; ihre Fassade zeigte damals noch einen riesigen gemalten Teufel mit mehreren Rachen, vor dem sich die Kinder sehr fürchteten.

Michele Scotto, kommt auch bei Dante, *Inferno* XX, Vers 115f. vor. Er war Arzt und Astrolog bei Kaiser Friedrich II. und ein berühmter Schwarzkünstler (vergl. die Novelle von Giovanni da Prato von etwa 1360 bis nach 1430): „Michele Scotto, ein Meister der Zauberei, zeigt Kaiser Friedrich II., wie das Leben ein Traum ist“; übersetzt von Paul Ernst, „Altitalianische Novellen“ I, S. 239.

Nr. 5 ist die 5. Novelle des 9. Tages.

"	6	"	"	2.	"	"	10.	"
---	---	---	---	----	---	---	-----	---

Seite 113. Bonifaz VIII. 1294—1303.



Zu Seite 121.

Ser Giovanni Fiorentino, auch Giovanni del Pecorone genannt. Geburt und Todesdatum unbekannt. Der „Pecorone“, wie seine Novellensammlung heißt, wurde 1378 geschrieben.

Die mitgeteilte Novelle ist die 2. des 27. Tages. Sie geht auf den „Goldnen Esel“ des Apuleius zurück.



Zu Seite 132.

Franco Sacchetti, geb. 1330 zu Florenz, gestorben daselbst 1400. Von seinen 300 Novellen sind noch 223, freilich teilweise unvollständig, erhalten. Die Sammlung ist wahrscheinlich 1392 begonnen und sicherlich nicht vor 1393 vollendet worden.

Nr. 1 ist die 26. Novelle.

„ 2 „ „ 87. „

Seite 133. **Dino di Geri Cigliamochi** war 1356 Gonfalonier der Justiz.

Seite 134. **Dino da Siena** kommt auch in Nr. 1 vor.

Seite 135. **Volto Santo**, das Antlitz Christi, wahrscheinlich ist damit das Bild Christi im Dom zu Lucca gemeint, von dem schon Dante, Inferno XXI, Vers 48 spricht.

Seite 137. **Riformagioni**, ehemaliges Gericht in Florenz.

Seite 138. **König Karl I.** Gemeint ist Karl von Durazzo (1380—1386), König von Neapel.

Nr. 3 ist die Novelle 131.

Seite 141. **Petriuolo**: Bagni di Petriuolo im Val-di-Merse, Diözese Siena.

Nr. 4 ist die Novelle 155.

„ 5 „ „ „ 156.

Seite 151. Der Kaiser (Karl IV.) kommt zum zweitenmal nach Italien: 1368.

Seite 152. Pontelagoscurio, am Po.

Nr. 6 ist die Novelle 166.

Seite 156. Alessandro di Ser Lamberto, der 1364, 1370 und 1383 zu den Prioren gehörte, war Besitzer der Villa Schifanoja, die heute Palmieri (Crawford) heißt, der größeren Villa de' Tre Visi benachbart, wo Ciarpa zuerst Schmied war.

Nr. 7 ist die Novelle 167.

Seite 163. Orseillefabrikant: oricello, dunkelrote Farbe aus der Färberflechte zum Färben des Tuchs, die u. a. einen Zusatz von Urin erhält.

an dem Übel des Tropfens leiden, d. h. am Schlagfluß (male della gocciola).

Nr. 8 ist die Novelle 168.

Seite 164. Meister Gabbadeo (zu deutsch: Betrügegott), siehe oben, Nov. 4, S. 143.

Nr. 9 ist die Novelle 173.



Zu Seite 173.

Giovanni Sercambi, geb. 1347 zu Lucca als Sohn eines Apothekers, gest. 1424. Die Novellen sind um 1374 niedergeschrieben worden.

Nr. 1 ist die Novelle 15 der Ausgabe von R. Renier, Torino

„ 2 „ „ „ 37. [1889.

„ 3 „ „ „ 71.

S. 192. Barbaricina (Barbaregina), Vorstadt von Pisa.

Nr. 4 ist die Novelle 107.

„ 5 „ „ „ 51.



Zu Seite 215.

Poggio Bracciolini, geb. zu Florenz 1380, gest. ebenda 1459.
Seine Facetien entstanden bis 1452.

Nr. 1 ist die 2. Facetie.

" 2 " " 87. " ; vgl. unten Jakob Frey.

" 3 " " 89. "

" 4 " " 109. "

" 5 " " 111. " In Fac. 112 wird die Frau eines Notars

" 6 " " 129. " [auf gleiche Weise geheilt.

" 7 " " 156. "

" 8 " " 190. "

Seite 223. Der Kardinal von Bari: Ludolfo Maramori, Erzbischof und Kardinal von Bari. Starb 1415 zu Konstanz. Poggio stand in seinen Diensten, bevor er in die päpstliche Kanzlei trat. — Vgl. das oben mitgeteilte Fabliau: Der zum Arzt geschlagene Bauer.

Nr. 9 ist die 203. Facetie.

" 10 " " 134. "

Nr. 11 aus Poggios *Secunda convivalis disceptatio* (*Historiae convivales disceptativae, orationes etc. Argentinae*, 1510).

Seite 225. Bischof Angelo von Arezzo: Angelo de' Fibinacci e Ricasoli, gest. 1403.



Zu Seite 227.

Anthoine de la Sale, geb. 1388 in der Provence, gest. um 1462. Seine „Hundert neuen Novellen“ sind wahrscheinlich 1434 vollendet worden.

Nr. 1 ist die 2. Novelle.

" 2 " " 87. "



Zu Seite 239.

Urlotto. Aus: „Die Schwänke und Schnurren des Pfarrers Urlotto“, gesammelt u. herausgeg. v. Albert Wesselski, Berlin 1910, II. Bd. S. 131 f.

Urlotto (1396—1484) war Pfarrer von S. Cresci in Macioli bei Florenz.

In der nachfolgenden Geschichte wird von der gleichen Kur erzählt, die derselbe Arzt an einem Hufschmiedelehrling in Florenz vollzieht, der 60 Lire Jahreslohn erhält, wovon er seinen Lebensunterhalt, Schuhe und Kleider bestreiten muß. Auch diesen läßt der Pfarrer auf seine Kosten heilen.

Die Krankheit, um die es sich hier handelt, wird, worauf Wesselski hinweist, auch von Bandello (Widmungsbrief zu Nov. III, 30 und Anfang derselben) erwähnt. Dort sind es zwei Priester: Santino in Mailand und Rocco (Roche) aus Montpellier, die sich „infolge einer gewissen Krankheit“ kastrieren lassen mußten.



Zu Seite 240.

Antonio Cornazano, geb. etwa 1431 in Piacenza, gest. um 1500 in Ferrara. Die mitgetheilten Novellen sind seinen Sprichwortschwänken (Proverbi in Facetie) entnommen.

1. Pisse klar, dann kannst du auf den Arzt pfeifen: Pissa chiaro indorme al medico (bei Cynthio degli Fabrizii: Pissa chiaro et encaca al Medico).

2. Dem hellen Kopf genügen wenig Worte: A buon intenditor poche parole. — In dem Brunetto Latini (gest. 1294) zugeschriebenen Büchlein: Fiore di Filosofi e di molti Savi findet sich unter Hippokrates ein weiteres Beispiel für den Glauben an die Einwirkung der Einbildungskraft oder des häufigen Anschauens auf die Frucht: „Hippokrates“, heißt es hier, „war Arzt. Als einmal eine Frau des Ehebruchs beschuldigt wurde, weil sie einem sehr schönen Knaben das Leben gegeben hatte, der weder dem Vater noch der Mutter ähnelte, sagte Hippokrates, dem der Streitfall zu Ohren kam: ‚Seht in der Schlafkammer nach, ob sich dort nicht eine Figur findet, die dem Kinde gleicht‘. Man suchte in der Kammer nach und fand richtig eine Figur, die mit dem Kinde Ähnlichkeit hatte, und so ward der Verdacht gegen die Frau als grundlos angesehen.“



Zu Seite 253.

Mensa philosophica. Die erste Ausgabe erschien 1489. — Vergleiche Poggio Nr. 4 (Facetie 109).



Zu Seite 255.

Giovanni Sabadino degli Arienti, Bologneser Notar und Chronist, geb. um die Mitte des 15. Jahrh., gest. nach 1504. Seine Novellensammlung „Le Porrettane“, d. h. die in den Porretta-Bädern im Apennin erzählten Geschichten, die er 1478 dem Herzog von Ferrara, Ercole I. von Este, überreichte, wurde 1483 zum erstenmal in Bologna gedruckt.

Die mitgeteilten Novellen sind Nr. 42 und 43.



Zu Seite 271.

Heinrich Bebel, geb. etwa 1472 zu Ingstetten, gest. etwa 1518.

Die Schwänke erschienen 1508 (Buch I und II) und 1512 (Buch III).

Nr. 1 ist Schwank 98 (I. Buch).

„ 2 „ „ 15 (II. „).

„ 3 „ „ 18 (III. „).

„ 4 „ „ 38 (III. „).

„ 5 „ „ 78 (III. „).

„ 6 „ „ 105 (III. „).

„ 7 „ „ 68 (II. „).

Vergl. Sacchetti Nr. 3 (Nov. 131). — Entnommen der 1907 bei Georg Müller in München erschienenen Ausgabe der Schwänke Heinrich Bebel's von Albert Wesselski.



Zu Seite 275.

Baldesar Castiglione, geb. 1478 zu Casatico bei Mantua, gest. 1529 zu Toledo. Sein „Cortegiano“, dem die mitgeteilte kleine Novelle entnommen ist, wurde 1518 vollendet. Die Novelle findet sich in Buch II, Kap. 77.



Zu Seite 277.

Johannes Pauli (Paul Pfedersheimer), geb. um 1455, gest. zu Thann 1530. Die Erste Ausgabe von „Schimpff und Ernst“ erschien 1522 zu Straßburg; die Vorrede ist 1519 datiert.

Nr. 1 von schimpff das 50.

„ 2 „ „ „ 137.

„ 3 „ „ „ 234.

„ 4 „ „ „ 357. — Siehe das Fabliau: Der zum Arzt
[geschlagene Bauer.

„ 5 „ „ „ 358.

„ 6 „ „ „ 359.

„ 7 „ „ „ 360.

„ 8 „ „ „ 629.

„ 9 „ ernst „ 688.

„ 10 aus der Straßburger Ausgabe von 1533, Nr. 430. Siehe
oben Bebel Nr. 2.



Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Die sieben weisen Meister:	23
Wie Galenus getödtet ward von Hippocras dem Arzte	23
Lancelot du Lac:	27
Hippocrates	27
Fabliau:	32
Der zum Arzte geschlagene Bauer	32
Marie de France:	40
Von dem Arzte und dem schwangeren Mädchen	40
Die hundert alten Novellen:	42
1. Wie Meister Giordano von einem falschen Schüler be- trogen wurde	42
2. Von Meister Taddeo von Bologna	42
3. Wie ein Arzt aus Toulouse eine Nichte des Erzbischofs von Toulouse zum Weibe nahm	43
4. Hippocrates trifft eine schöne Vorsichtsmaßregel, um der Gefahr der übergroßen Freude zu steuern	44
Don Juan Manuel:	47
1. Was sich mit einem Kranken zugetragen	47
2. Welchen Rat Patronius dem Grafen Lucanor erteilte, als dieser sich Ruhm erwerben wollte, wobei er das Bei- spiel von einem kranken Philosophen entnahm	48

Giovanni Boccacci:	53
1. Meister Alberto von Bologna beschämt auf eine feine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr hatte beschämen wollen	53
2. Julie von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt Beltram von Roussillon zum Gemahl. Dieser muß sie wider seinen Willen zur Frau nehmen, geht aus Unmut darüber nach Florenz und verliebt sich hier in eine junge Dame. Julie, als diese junge Dame vorgestellt, schläft bei ihm und erhält von ihm zwei Kinder, wodurch sie ihm teuer wird und er sie zum Weibe nimmt	56
3. Die Frau eines Arztes legt ihren Geliebten, den sie, da er in tiefem Schlafe liegt, für tot hält, in einen Kasten, welchen zwei Bucherer heimtragen. Er erwacht und wird als Dieb gefangen genommen. Die Dienerin der Dame erzählt vor Gericht, sie selbst habe ihn in den Kasten des Bucherers gelegt; auf diese Weise entgeht er dem Galgen und die Bucherer werden zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil sie den Kasten gestohlen haben . . .	69
4. Meister Simon, der Arzt, wird unter dem Vorwande, in eine Gesellschaft aufgenommen zu werden, die auf Kaperei ausgeht, von Bruno und Buffalmacco an einen Ort geschickt, wo er von Buffalmacco in eine Mistgrube geworfen und seinem Schicksal überlassen wird . . .	82
5. Meister Simon bildet dem Calandrino auf Bitten von Bruno, Buffalmacco und Nello ein, er sei schwanger; dieser gibt den Genannten Kapaunen und Geld für Medizin und wird gesund, ohne niederzukommen . . .	107
6. Ghino di Tacco nimmt den Abt von Cligny gefangen, heilt ihn von einem Magenübel und läßt ihn dann frei. Dieser kehrt an den Hof nach Rom zurück und söhnt jenen mit Papst Bonifacius wieder aus, der ihn zum Hospitaliter-Ritter macht	113
Ser Giovanni Fiorentino:	121
Die Vergiftung	121

Franco Sacchetti:	132
1. Der Wammschneider Bartolino aus Florenz, der sich mit Meister Tommaso del Garbo und Meister Dino da Olena im Bade von Petriuolo befindet, lehrt sie, einen Furz zur Ader zu lassen	132
2. Der Arzt Meister Dino da Olena ist eines Abends, zur Zeit da Dino di Geri Cigliamochi Gonfalonier der Justiz war, mit den Prioren von Florenz zu Nacht und bringt es dahin, daß jener nicht ist und ihn darauf in die Verbannung schicken will	133
3. Nachdem Salvestro Brunelleschi einmal ins Bad gereist war, um seine Frau zu befriedigen und Kinder zu zeugen, will seine Frau das nächste Jahr wieder dorthin zurückkehren. Salvestro erklärt ihr, er taue nicht mehr dazu, sie möge es mit einem andern versuchen, und die Frau geht ohne ihn	140
4. Meister Gabbadeo von Prato wird überredet, nach Florenz zu gehen, um sich, da Meister Dino gestorben, dort niederzulassen. Dort angekommen, passiert es ihm, daß während er zu Pferde sitzend eine Urinprobe prüft, der Gaul scheut und, ohne daß er es hindern kann, zur Porta al Prato rennt, während er das Uringlas fest umklammert hält	143
5. Messer Dolcibene spielt den Arzt und richtet im Landgebiet von Ferrara einem Mädchen eine verstauchte und ausgerenkte Hand ein, indem er sich drauffallen läßt	150
6. Alessandro di Ser Lamberto läßt einem seiner Freunde von Ciarpa, einem Schmied in Pian di Mugnone, auf eigenartige Weise einen Bahn ausziehen	156
7. Messer Tommaso di Neri schickt einen seiner Bollarbeiter zu Meister Tommaso, damit er ihn von einem Leiden heile. Er soll dem Meister seinen Urin bringen und schleppt ein volles Nachtgeschirr und einen halben Krug herbei, usw.	160

8. Meister Gabbadeo bewirkt durch eine schöne Kur, daß einem Bauern eine Bohne aus dem Ohr herausgeht, die ihm beim Bohnendreschen auf der Tenne hereingeflogen war	164
9. Der Poffenreißer Gonnella kommt nach Boncastaldo und betrügt als Arzt verkleidet einige Kropfbehastete und dazu den Podestà von Bologna, worauf er sich mit vollem Beutel aus dem Staube macht und die Opfer mit dem Schaden und dem Spott sitzen läßt	166
Giovanni Sercambi:	173
1. Von maßlosem Geize	173
2. Von einem Ehebruch und einem guten Rat	179
3. Von einem großen Geizhals	192
4. Von einem betrogenen Gatten	199
5. Von der gerechten Strafe, die einer unanständigen jungen Frau zuteil wurde	206
Poggio Bracciolini:	215
1. Von einem Arzte, der Narren und Irrsinnige heilte	215
2. Von einem Kurpfuscher, der durch Pillen Esel wieder verschaffte	217
3. Von einem Arzte	218
4. Von der Pöffigkeit eines Arztes beim Besuch von Kranken	218
5. Von einem unwissenden Arzte, der nach Prüfung des Urins feststellte, daß eine Frau des Beischlafs bedürfe	220
6. Hübsches Erlebnis eines Arztes	221
7. Von einem Arzte, der die kranke Frau eines Schneiders vergewaltigte	222
8. Lustige Geschichte von einem gewissen Petrillo, der ein Spital von den Bresthaften befreite	223
9. Merkwürdige Redensart eines Arztes, der seine Heilmittel verabreichte, wie es der Zufall fügte	224
10. Von einem Trinker	224
11. Wunderbare Wirkung von Medicinen	225

Anthoine de la Sale:	227
1. Der Franziskaner als Arzt	227
2. Der Augenarzt	234
Pfarrer Arlotto:	239
Der Pfarrer und der Verschneider	239
Antonio Cornazano	240
1. Pisse klar, dann kannst du auf den Arzt pfeifen	240
2. Dem hellen Kopf genügen wenig Worte	245
Mensa philosophica:	253
Von einer Ärztin	253
Giovanni Sabadino degli Arienti:	255
1. Der Arzt Meister Nicolao von Massa, genannt Portantino, kauft ein Schwein. Dieses wird ihm von einigen Studenten gestohlen. Der Arzt führt darüber beim Podesta Klage. Dieser schickt die Häfcher in das Haus der Studenten, damit sie es nach dem Schwein durchsuchen. Sie finden es im Bett. Man sagt ihnen, es sei ein Pestfranker, worauf sie Reißaus nehmen. Hierauf wird das Schwein zum Schaden des Arztes von den Studenten verzehrt	255
2. Ein Edelmann am Hofe Giovannis Bentivoglio stellt sich, als sei er von einer Natter gestochen worden. Ein Arzt gibt ihm Medizin zu trinken, um ihn zu heilen. Der Jüngling tut, als könne er sie nicht bei sich behalten und spuckt sie dem Arzt ins Gesicht. Sodann zeigt er ihm an Stelle der Kreishimmelskugel seinen Vollmond, damit er in der Bestimmung des Mondes nicht fehlgehe	262
Heinrich Bebel:	271
1. Ein lächerlicher Spruch Petri Luder	271
2. Von dem Irrtum eines Arztes	271
3. Abt Georg von Zwiefalten erzählt von einem Arzten	272
4. Von einem Affen	273
5. Von einem Bauern und einem Arzten	273

6. Das Leben des Vergnügten und Gesunden	273
7. Ein schwänklische Fabel von einer hübschen Frauen . . .	274
Baldesar Castiglione:	275
Der ungeduldige Bauer	275
Johannes Pauli:	277
1. Der Streit um den Vortritt	277
2. Die nicht befolgte Diät	277
3. Von einem Trinker	278
4. Durch Lachen kuriert	278
5. Durch Zorn geheilt	279
6. Durch Hoffnung gesund geworden	280
7. Der überlistete Kranke	281
8. Der einfältige Kranke	282
9. Von einem Arzt, der ein Astrolog war	282
10. Die verwechselten Medicinen	283
Anhang	287



Gedruckt bei Voeschel & Trepte in Leipzig





